BIBLIOTHEK DER [illegible]ERHALTUNG UND DES WISSENS







Bücher-Sammlung

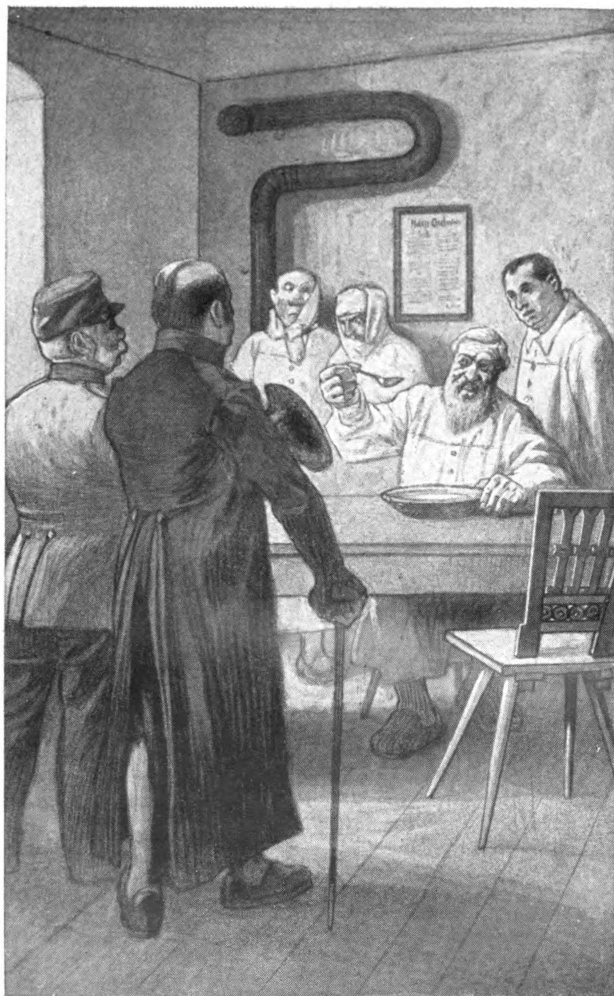
von




LILIENMILCH-
Steckenpferd-
SEIFE
Inliegend: Bon
SCHUTZMARKE: STECKENPFERD.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Des Jakelbauern Festtage“ von
Erich Ebenstein. (S. 78)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Vierter Band

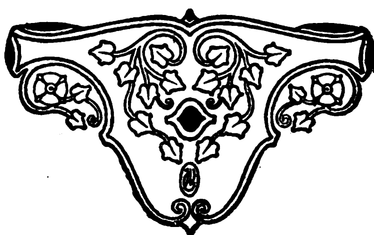


Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Frau Heimdal.

Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau v. Grombach hatte inzwischen ihre Masche aufgenommen, aber sie strickte nicht weiter. Das Gespräch zwischen ihrer Sofanachbarin und der neben ihr sitzenden Gräfin war offenbar für ihre Ohren nicht bestimmt, da es halblaut geführt wurde, aber sie hätte nicht so feinhörig sein müssen, als sie es in der Tat war, um nicht doch verstehen zu können, was die beiden miteinander sprachen. Mit hochgezogenen Brauen sah sie anscheinend tiefsinnig auf ihren Strumpf herab, indem sie mit der fünften Nadel die verschiedenen Stadien des „Abnehmens" nachzuzählen schien, und als dann eine lange Pause neben ihr eintrat, da räusperte sie sich umständlich und sagte in ihrem gemütlichen Ton: „Falls etwa Hindernisse eintreten, die Fräulein Jansen bestimmen sollten, einen anderen Aufenthalt als bei euch in Heiligenberg zu nehmen — sieh nicht so erstaunt aus, Hans, ich hab' doch ein Paar Augen im Kopfe und kann damit sehen, daß dein langer Laban von einem Bruder über beide Ohren verschossen ist — dann kann sie zu mir kommen und ein bissel die Landwirtschaft bei mir lernen. Ihr beiden Hänse, besonders das Maskulinum, habt's dann nicht weit. Das habe

ich bloß sagen wollen. Zur Notiz — haste mich verstanden? Natürlich haste mich verstanden! — Ja, Frau v. Mettkau, Himbeeren muß man mit Zucker einkochen, denn sterilisiert verlieren sie ganz das Aroma. Haben Sie mal Weinbeeren als Gelee eingemacht? Unsere sauren Sorten hier sind ganz hervorragend dazu geeignet und geben ein vorzügliches Kompott."

Komtesse Heiligenberg stand auf und ging auf die Gruppe zu, die der Schmalzengel eben wieder in wahre Lachkrämpfe versetzte. Wenn Frau v. Grombach vom Einmachen sprach, dann war kein Ende abzusehen. Aber sie hatte dazwischen oft doch wundervoll erleuchtete Einfälle. Einfälle, die zum Nachdenken anregten und dabei zeigten, wie ihr das Herz unter all dem Fett und der Musterhausfrau auf dem rechten Flecke saß.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Damen aus Monrepos legten den Heimweg durch die laue Frühlingsnacht stumm zurück; Mettkau, einmal angeregt und vielleicht berauscht von dem Bewußtsein, daß seine geselligen Künste noch nicht versagten, nicht einmal leicht eingerostet erschienen, redete fortwährend, indem er die einzelnen Glieder des eben verlassenen Kreises einer höchst amüsanten, aber nicht gerade milden Kritik unterzog.

Das war ein Mißgriff einer so sensitiven, trotz ihres festen Fußes in der Wirklichkeit ideal veranlagten und ideal erzogenen Natur wie der Helianthes gegenüber, denn sie fand es nicht nur geschmacklos, sondern direkt roh, die Leute lächerlich zu machen, deren Brot man eben gebrochen und die ihm wohlwollend, wenn auch nicht gerade mit jubelnder Freude entgegengekommen waren. Und dann war sein Geplauder, das sie nun schon Geschwätz nannte, ihr gerade heute un-

erträglich, und sie war seelenfroh, als der Wagen vor der Rampe von Monrepos vorfuhr und sie nach einem raschen Gutenacht in ihr Zimmer eilen konnte

Als sie aber Frau v. Mettkau dabei ihr gewohntes, tadelloses Kompliment machte, denn da die ältere Dame ihr die Hand niemals entgegenstreckte, war es bei dieser förmlichen Begrüßung geblieben, da setzte sie noch hinzu: „Sie sehen sehr müde und angegriffen aus, gnädige Frau."

„Sie ist den Gesellschaftsrummel eben nicht mehr gewöhnt," erklärte Mettkau lachend. „Na, das wird sich schon wieder finden. Nicht wahr, teure Hedwig? Na, komm und leiste mir nur noch ein wenig Gesellschaft bei einem Schlummerpünschchen. — Wollen Sie auch einen, Helianthchen? Nein? Ah, Sie haben unrecht, abzulehnen, denn das wäre eine gute Medizin für Ihren Schlaf. — Sie wollen wirklich nicht? Na, denn nicht, liebe Seele, nur immer persönliche Freiheit, das ist mein Prinzip. Meine Frau tut mir schon den Gefallen — sie ist eine ganz exemplarische Gattin, meine Frau, sage ich Ihnen, Helianthchen! — Gute Nacht! Schlafen Sie, daß ein Auge das andere nicht sieht!"

Helianthe flog förmlich die Treppe hinauf in ihr Zimmer, denn die Art und Weise, wie dieser Mann seine Frau lobte, machte ihr die Zähne stumpf nach dem, was sie am Fenster des Speisesaales gehört. Und dann hatte sie heute über so vieles nachzudenken. Sie sehnte sich nach der Einsamkeit ihres Zimmers, denn heute war ihr junges Leben in eine neue Epoche getreten unter dem Säulenportikus des kleinen Empirepavillons an dem mit Wasserlinsen überwucherten, verträumten Teiche des Parkes von Heiligenberg, wo die Fliederdolden hereinnickten, und die Drosseln so süß gesungen hatten, weil es ja Mai war, Mai —

Als sie in ihr Zimmer trat, brannte nur die grüne Ampel darin. Nun, sie gab Licht genug, um mit wachen Augen zu träumen und darüber nachzusinnen, wie wunderschön das Leben doch eigentlich war, und wie herrlich diese Welt, die von den Pessimisten so sehr verlästert und für so nichtsnutzig erklärt wird. Es ist wahr, es wandelten vielerlei Geschöpfe darauf herum, die nicht so recht in diese Herrlichkeit passen wollten, aber was tat das, wenn doch Hans Heiligenberg da war!

Und vor einer Woche hatte Helianthe noch gar nicht gewußt, daß er überhaupt existierte und —

Und dort neben dem Spiegel, dem Bilde über dem Kamin gegenüber, stand sie wieder, wie schon zweimal, die Gestalt der Frau Heimdal, und sah sie mit ihren großen, goldigen, sanften und traurigen Augen an.

Helianthe wußte jetzt ganz genau, daß sie nicht träumte, sie war niemals wacher gewesen als eben jetzt. Nicht mit einem Gedanken hatte sie beim Betreten ihres Zimmers an das Bild gedacht. Wie hätte sie auch, da sie doch an ganz jemand anderen zu denken hatte? Es war also kein Traum, keine Täuschung der Sinne, sie sah die Gestalt so deutlich in dem matten grünlichen Lichte dort stehen, daß sie jeden Zug des süßen Gesichtes, das Kleid mit den roten Lichtern darauf sehen, erkennen und sich wundern konnte, wie diese Reflexe darauf kamen, da die weißen schlanken Hände das Rubinenhalsband doch nicht hielten, sondern schlaff in den schweren, schillernden Falten des weißen Atlaskleides herabhingen.

Helianthe spürte übrigens, wach, aufrecht stehend, überrascht wie sie war, nicht die geringste Furcht vor der Erscheinung, nur jene gewisse heilige Scheu vor

dem Unbekannten, Unerklärlichen bannte sie an der Stelle fest, auf der sie stand, als sie die Gestalt erblickte, und sie sah zu ihr hinüber mit einer Art von Erwartung, denn sie mußte doch etwas von ihr wollen, diese Frau Heimdal, wenn es ihr möglich war, sich vor ihr sichtbar zu machen.

Die Gestalt hob jetzt ihre beiden Hände empor und zeigte damit auf ihre Augen, in denen es feucht schimmerte, und dann deutete sie mit der Rechten hinüber nach der Richtung des Alkovens und schüttelte mit dem Kopfe.

Helianthe sah das alles so deutlich, so klar und zweifellos, daß ihr die Frage, ob, was sie sah, eine Halluzination sein könnte, gar nicht in den Sinn kam. Ja, sie trat sogar einen Schritt näher und dann noch einen.

Da zerfloß die lichte Gestalt vor ihr wie in einen Nebel, und sie war allein.

Da atmete sie tief auf, strich sich mit der Hand über die Augen, und ein leiser Schauer rieselte ihr durch die Glieder; aber es war kein Schauer irgendwelcher Furcht, ihr Herz klopfte nicht lauter und schneller, als es diesen Abend überhaupt geschlagen, es war im Gegenteil fast wie ein Bedauern, das sie empfand, als sie die Gestalt neben dem Spiegel nicht mehr sah.

Ohne erst die Lampe auf dem Tische anzuzünden, legte sie ihre Sachen ab und machte sich in dem Dämmern des grünen Lichtes zur Nacht zurecht. Das Bild über dem Kamin sah sie nicht an; es kam ihr gar nicht in den Sinn, es zu tun.

Als sie schon im Bette lag, fiel ihr auf, daß alle Fenster geschlossen waren, und der Wunsch, bei offenen Fenstern zu schlafen, wie sie es gewöhnt war,

ließ sie noch einmal aufstehen und die Tür zum Balkon öffnen. Einen Moment atmete sie die milde Luft der eindringenden Maiennacht ein und wollte dann zurück in ihr Bett huschen, da war's ihr wieder, als höre sie in nächster Nähe flüstern und dann ein leises Knarren, als ob vorsichtige Schritte über gelockerte Dielen glitten. Das Herz fing ihr an zu schlagen, als sie stillstehend mit allen Sinnen gespannt lauschte — aber nein, es war alles still, sie hatte sich wohl getäuscht.

Sie tat einen Schritt vorwärts, und da war es wieder, das leise, gespenstische Knarren und Krachen ausgetrockneten Holzes, und dann ein unterdrückter Laut wie ein Schrei — und dann tiefe, tiefe Stille, so daß man drunten die Heimchen im Grase zirpen hörte und das Summen einer aufgeschreckten Fliege, die an der Decke herumflog, um sich einen anderen Platz für ihre Nachtruhe zu suchen.

Bei diesem anheimelnden Geräusch gewann Helianthe ihre Zuversicht wieder — sie tat noch einen Schritt vorwärts, und in diesem Augenblick huschte wie ein Blitz das grüne Licht aus dem Alkoven über sie hinweg.

Mit einem halberstickten Schreckensschrei stürzte sie besinnungslos zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Helianthe wieder zu sich kam — sie wußte nicht, wie lange sie am Boden gelegen, aber ihre Glieder taten ihr weh, und es fror sie in ihrem leichten Nachtkleide — da war es kein fremdes, beunruhigendes Geräusch, das die Stille der Nacht unterbrach, und als sie scheu die Augen emporhob nach dem Alkoven hin, da war es wie immer darin.

Erst gegen Morgen schlief Helianthe ein, denn selbst

das Bewußtsein ihres jungen Glückes wurde in diesen Stunden erregten Wachens getrübt durch den in ihr nachklingenden Schrecken, der sie so plötzlich überwältigt hatte. Endlich — der Tag graute schon durch die offene Tür — löste sich die Spannung in einem Tränenstrome, und schluchzend wie ein Kind schlief sie ein, um mit schwerem, schmerzendem Kopfe, steifen, widerwilligen Gliedern und einem Gefühle tiefster Niedergeschlagenheit wieder zu erwachen. Als sie blaß, übernächtig, mit dunklen Ringen unter den Augen am Frühstückst sch erschien, fand sie ihren Vormund allein vor.

Er trat ihr mit seiner gewohnten lächelnden Liebenswürdigkeit entgegen. „Aber Herzchen, was machen Sie denn für Geschichten? Wie sehen Sie denn aus?“ rief er, sie mit schiefem Kopfe betrachtend. „Haben Sie wieder schlecht geschlafen? — Ja? Na, ich werde schon recht behalten: wir werden Ihnen heute abend irgend ein Mittelchen geben müssen, und wenn's eine unschuldige Tasse Baldriantee ist! Das geht ja nicht! Meiner Frau ist die Gesellschaft gestern abend auch nicht bekommen, sie fühlte sich elend, ist in ihrem Zimmer geblieben und läßt sich bei Ihnen entschuldigen. Also seien Sie lieb und begnügen Sie sich mit meiner Gesellschaft — ich werde mir alle Mühe geben, so nett wie nur irgend mö ‚lich zu sein.“

Helianthe wollte ihr Bedauern über Frau v. Mettkaus Unwohlsein aussprechen, aber er ließ sie gar nicht zu Worte kommen, sondern redete, während er sie nach allen Seiten hin bediente, das Blaue vom Himmel herunter. Dennoch war der Eindruck wieder beinahe der des ersten Tages, wo er sie mit seiner Liebenswürdigkeit förmlich bezaubert hatte, und unter diesem Gefühl tat sie die Bitte, die sie eigentlich hatte unterdrücken wollen: sie bat um ein anderes Zimmer.

„Ja natürlich — mit dem größten Vergnügen!“ sagte er, ganz Grübchen und Lächeln. „Nur solange meine Frau nicht wohl ist, bitte ich Sie, sich noch zu gedulden. Sie ist doch die Herrin und hat zu bestimmen — nicht wahr? Ich werde mit ihr reden, sobald ihr armer Kopf der Sache zugänglich ist. Ja natürlich — Sie sollen sich doch wohl bei uns fühlen, Herzchen! Ich fürchte nur, Sie haben sich durch die Abneigung meiner Frau gegen diesen Raum beeinflussen lassen. Einbildung, Helianthchen, pure Einbildung, sage ich Ihnen! Sie haben das schönste Zimmer im ganzen Hause.“

Helianthe gab das ohne weiteres zu. Sie stritt auch nicht über die Einbildung, aber sie bat, womöglich heute noch den ersten besten anderen Raum beziehen zu dürfen. „Sie mögen mich auch auslachen, soviel Sie wollen, Onkel Lupold,“ sagte sie, „aber ich kann dort nicht bleiben — wirklich nicht! Es ist etwas — etwas an dem Raume, das ich nicht aushalten kann. Es macht mich krank.“

„Wohl nur eine kleine Mädchenlaune!“ warf Mettkau lächelnd ein, aber Helianthe fühlte etwas Hartes, Unfreundliches aus dem Tone heraus, in dem er das Wort aussprach.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen,“ sagte sie müde, „aber lass.n Sie mich in ein anderes Zimmer ziehen. Ich bin mit jedem anderen zufrieden.“

„Na, das möch.e ich doch erst abwarten,“ entgegnete er. „Wenn Ihnen dieser Raum nicht paßt, so werden Sie morgen mit dem anderen auch nicht zufrieden sein. Sagen Sie mir wenigstens einen, einen einzigen vernünftigen Grund für dieses Maröttchen.“

„Ich — ich weiß nicht —“

„Na, dann werde ich Ihnen etwas sagen: nehmen

Sie mal Ihr verwöhntes Köpfchen etwas zusammen und bleiben Sie hübsch, wo Sie sind!“ erwiderte er jetzt scharf und ohne jedes Grübchen. „Kleine Mädchen müssen nicht immer ihren Willen haben, besonders wenn sie überhaupt nicht wissen, was sie wollen. Denken Sie mal ein klein wenig nach, und da Sie ja sonst nicht auf den Kopf gefallen sind, so werden Sie sich selbst sagen müssen, daß man da, wo man nicht daheim, sondern nur ein Gast ist, nicht so ohne weiteres jeder Laune folgen kann.“

Helianthe stand auf, legte ihre Serviette hin und sah ihren Vormund mit blitzenden Augen an. „Danke für die Lektion, Herr v. Mettkau,“ sagte sie mit purpurroten Wangen, dann aber, das nächste Wort zurückdrängend, setzte sie vollkommen beherrscht hinzu: „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich mir eine Bitte auszusprechen erlaubte, wozu Ihre mir bisher bewiesene Liebenswürdigkeit mir die Berechtigung zu geben schien. Ich möchte gleich noch eine andere daran knüpfen und zwar die, die Geschäfte, für die Sie meine persönliche Anwesenheit für erwünscht hielten, endlich beschleunigen zu wollen, damit ich Monrepos so bald als möglich wieder verlassen kann.“

„Holala! Sachtchen, sachtchen!“ rief er, beide grübchenreichen Hände abwehrend erhoben. „Was sind Sie doch für ein kleines Sprühteufelchen! Einem alten Onkel und Vormund gleich den Stuhl vor die Tür zu setzen! Ist das hübsch? Hab' ich das um Sie verdient? Man ist doch auch bloß ein Mensch und sagt mal was im Eifer des Gefechtes! Hab' ich Ihnen nicht versprochen, die Sache gleich in Gang zu bringen, sobald meine Frau wieder auf dem Posten ist? Mehr kann ich nicht tun, denn meine Frau läßt sich in häuslichen Angelegenheiten nicht drein reden, und ich kann

sie in dem leidenden Zustande, in dem sie sich befindet, augenblicklich wirklich nicht damit belästigen — nicht einmal um Ihrer schönen Augen willen. Seien Sie doch lieb und sehen Sie das ein, liebes Helianthchen!“

Helianthe war sprachlos. Sie stand und sah diesen Mann an, der wieder mit dem süßesten Lächeln von der Welt die Sache so drehte, als ob sie selbst in der Schuld wäre, als ob sie ihn hätte dazu treiben wollen, seine kranke Frau aus ihrer Ruhe aufzustören, um eine ihrer Launen zu erfüllen. Sie fühlte eine brennende Entrüstung in sich aufsteigen, aber sie bezwang sich, weil sie erkannte, daß gegen diesen aalglatten Menschen doch nichts auszurichten war.

Äußerlich ruhig, innerlich aber bebend sagte sie: „Die Sache mit meinem Zimmer ist natürlich erledigt; ich bitte um Entschuldigung, daß ich überhaupt davon angefangen habe. Haben Sie die Güte, Ihrer Frau Gemahlin mein aufrichtiges Bedauern über ihr Unwohlsein auszudrücken. Bei meiner Bitte wegen Beschleunigung der Geschäfte möchte ich aber doch bleiben. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir darin willfahren könnten. Guten Morgen!“

Mit einer steifen Verbeugung verließ sie das Zimmer, aber hinter der Tür schon wurde sie von ihrem Vormunde eingeholt.

„Wollen wir nicht eine kleine Spazierfahrt miteinander machen?“ fragte er vergnügt, als ob die stattgehabte Unterhaltung sich nur um das Wetter gedreht hätte.

„Ich danke vielmals. Ich werde lieber gehen,“ erwiderte sie so verbindlich, als es ihr möglich war.

„Wie Sie wollen; es soll mir eine besondere Freude sein, Sie auch dabei zu begleiten,“ versicherte er mit Enthusiasmus.

„Sie sind zu liebenswürdig, aber ich habe so starkes Kopfweh, daß ich fürchte, es wird in der Tat besser sein, ich gehe allein,“ lehnte Helianthe ab.

„Ich werde keine Silbe sprechen,“ behauptete er, die Hand auf dem Herzen. „Ich mag Sie nicht gern allein gehen lassen, meine Frau hat recht damit, ich sehe das ein. Und nun ich überzeugt bin, daß ich unrecht hatte, Sie einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr auszusetzen, würde ich ja pflichtvergessen sein, wenn ich Sie allein gehen ließe — nicht wahr? Wollen wir gleich aufbrechen?“

„Später, wenn es Ihnen recht ist,“ erwiderte Helianthe. „Ich glaube, ich lege mich besser jetzt hin und versuche, etwas Schlaf nachzuholen.“

„Wie Sie denken, Helianthchen. Ja, schlafen Sie. Ich bleibe zu Hause, und Sie brauchen mich nur rufen zu lassen, wenn Sie gehen wollen.“

„Ich danke,“ antwortete sie und ging in ihr Zimmer hinauf, das inzwischen aufgeräumt worden war. Sie wäre gern ins Freie gegangen, aber wenn es nur um den Preis geschehen konnte, von Herrn v. Mettkau begleitet zu werden, so verzichtete sie lieber. Vielleicht fand sich doch noch eine Gelegenheit, wenn — wenn ein gewisser Besuch heute kam, der ihm angekündigt worden war. Sie fühlte sich aber anderseits wirklich so erschöpft von der schlaflosen Nacht und ihrem Gespräch mit ihrem Vormunde, daß sie auf der Chaiselongue zu Füßen ihres Bettes niedersank und die Augen schloß, unfähig zu denken und zu überlegen, was nun geschehen mußte. Sie wußte nur eines: hier konnte sie nicht länger bleiben, sie konnte nicht!

Nach dem starken Tee, den sie getrunken und nach der gehabten Aufregung wollte der Schlaf natürlich zu dieser ungewohnten Stunde auch nicht kommen,

selbst das Stilleliegen mit geschlossenen Augen wollte nicht gelingen, denn sie war zu beunruhigt dazu. Sie öffnete die müden Lider und ließ sie in dem Zimmer umherschweifen und sah dann nicht ohne Scheu nach dem Alkoven hinüber, dessen Vorhang von dem aufräumenden Mädchen geschlossen worden war und den nun eben ein leiser Luftzug vom Balkon her bewegte. Aber dieser für jeden normalen Menschen durchaus erklärliche Vorgang ließ Helianthe vor Schrecken zusammenfahren. Außer sich, außer stande, sich zu beherrschen, sprang sie auf, und wie gejagt lief sie hinaus ins Freie, ohne Hut, ohne Schirm, den gewohnten Weg um das Schloß herum. An der Panherme sank sie ins grüne Gras, weil sie fühlte, daß die Kniee unter ihr brachen. Sie fühlte auch, daß sie den Kopf verlor, daß sie ihre Gedanken nicht mehr sammeln konnte. —

Wie noch alles so in wildem Tumulte durch ihre Nerven zitterte, stand plötzlich Mettkau neben ihr.

„Sie sollten mich doch rufen lassen, Helianthchen,“ sagte er mit sanftem Vorwurf.

„Ich will ja gar nicht spazieren gehen, ich will nur im Freien sein,“ rief sie außer sich, indem sie aufsprang. „Ich — mein Kopf droht zu zerspringen — verzeihen Sie mir, aber ich kann mich nicht unterhalten.“

„Armes Pusselchen!“ machte er bedauernd. „Tatata! Na, das ist ja ein recht netter Effekt des Abends in Heiligenberg. Die Luft dort scheint Ihnen und meiner Frau nicht zu bekommen. Und da wollte diese gute Komtesse auch noch, daß Sie zu längerem Besuche hinkommen! Wahrhaftig, das wollte sie. Ich habe unsere Geschäfte vorgeschützt, Helianthchen, aber unter uns zwei beiden: wenn schon die Komtesse das Gefühl für Schicklichkeit nicht hat, so mußte ich's eben haben.

Diese Idee, Sie in ein Haus einzuladen, in dem der Herr unverheiratet ist! Denken Sie mal! Ich wollt's Ihnen vorhin beim Frühstück schon sagen, aber Sie waren ja so von der Marotte mit Ihrem Zimmer erfüllt — na, und besonders, da dieser gute Graf seine Bewunderung für Sie nicht im geringsten zu verbergen sucht. Ich verdenk's ihm nicht, bewahre, er müßte keine Augen im Kopfe haben, ich sehe ja selbst, was ich sehe — aber — na, Sie werden mich verstehen! Ich lasse Sie jetzt mit dem alten Scheusal, dem Pan, allein, wollte Ihnen aber doch wenigstens von dieser zum mindesten höchst indelikaten Einladung erzählt haben, damit Sie auf dem laufenden sind. Nu nee, zum Courschneiden für den hochnäsigen Majoratsherrn ist mir mein Mündelchen doch zu gut, und sonst hat's ja weiter keinen Zweck, indem der Herr Graf doch nur eine Dame von Adel heimführen würde —"

„Verzeihung," unterbrach Helianthe ihren Vormund. Sie war mit einem Male ganz ruhig geworden. „Verzeihung, wenn ich Ihnen widerspreche. Ich habe mich gestern abend mit Graf Heiligenberg verlobt, und er wird heute zu Ihnen kommen, um in aller Form um mich anzuhalten."

„In der Tat? Wird er?" rief Mettkau, die Hände zusammenschlagend. „I, das ist ja sehr nett von ihm! Ganz reizend ist es! Nür — verzeihen Sie, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache — nur haben Sie wirklich nicht das Recht, sich mit irgend jemand zu verloben, ohne mich vorher zu fragen."

Jetzt konnte Helianthe sogar wieder lachen. „V o r h e r ist ein bißchen viel verlangt," sagte sie. „Aber nachher bin ich Ihnen das sicherlich schuldig und tue es hiermit in gebührender Weise. — Ist es nicht nett, daß wir nun Gutsnachbarn werden?"

„Entzückend ist es. Sie reisen mit Siebenmeilenstiefeln, Liebling meiner Seele," erwiderte Mettkau, alle Grübchen im Gesicht, aber ein eigentümliches Licht in den Augen. „Wenn Sie es nicht für ungütig nehmen: so weit sind wir aber noch nicht. Woher nehmen Sie es denn als ausgemacht an, daß ich den Grafen Heiligenberg als eine für Sie passende Partie betrachte?"

„Weil ich wirklich nicht wüßte, warum Sie es nicht tun sollten," entgegnete Helianthe. „Sie haben mir selbst gesagt, daß die Heiligenbergs die ersten Magnaten der Provinz sind, also werden Sie gegen die Familie nichts einzuwenden haben. Ferner ist mein Verlobter ein Ehrenmann; drittens ist er in einer so guten Lage, daß er nicht nötig hat, mich meines Geldes wegen zu nehmen, was er auch ohnedem nicht getan hätte, und viertens liebe ich ihn und werde sicherlich niemals einen anderen als ihn heiraten."

Mettkau legte den Kopf auf die Seite und zwinkerte sein Mündel an. „Sie überwältigen mich mit Ihren Gründen," sagte er honigsüß. „Also bliebe mir nichts übrig, als Ihnen zu gratulieren? Nichts weiter? — Ich tue es, Teuerste, ich tue es, da Graf Hans doch nun einmal der ‚Herrlichste von allen' für Sie ist. Nein, das ist ja ganz reizend! Es war also der vernünftigste Gedanke meines Lebens, Sie zu mir einzuladen und damit, ohne es zu ahnen, Ihr Schicksal zu spielen. Ja, ja, so geht's in dieser Welt! Man soll nie sagen, was eine Sache ist — gelt? Tja! Tjaja! Und Komtesse Heiligenberg ist natürlich selig, die Regierung an Sie abtreten zu dürfen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn als wir gestern abend von Heiligenberg fortfuhren, wußte sie ja noch nichts davon," erwiderte Helianthe. „Ich habe

auch ganz vergessen zu fragen, was seine Schwester zu seiner Wahl sagen wird. Denn, sehen Sie, die Zeit, die wir miteinander allein waren, war so kurz — es schien mir wenigstens so —, aber sie hat mir's selber gesagt, sie wünsche, ihr Bruder möchte sich verheiraten, und was sollte sie wohl gegen mich einzuwenden haben?"

„Hm," machte Mettkau, immer das eigentümliche Licht in den Augen, „ich weiß doch nicht — unsere deutschen landsässigen Magnaten haben so ihre exklusiven Ideen über Ebenbürtigkeit, und mir schien immer, als ob Komtesse Heiligenberg darin noch etwas ganz Besonderes leistete. In manchen dieser Familien existieren sogar Vorschriften darüber, unter wie vielen Ahnen der Majoratsherr überhaupt nicht heiraten darf."

„O, mein Vater war auch sehr stolz auf seine friesischen Ahnen," erwiderte Helianthe harmlos. „Er leitete sie hinauf bis zu den altfriesischen Königen, die dann Bauern wurden und Jahrhunderte auf ihrem vom Vater zum Sohn vererbten Hofgut saßen. Er hat mich auch einmal als friesische Königstochter gemalt — es war das Bild, das den ersten Preis in Paris bekam. Er hatte sich viel Mühe gegeben, den historischen Schmuck aufzutreiben. Ich habe ihn noch. Und dann — meine Mutter war doch eine Murano und der Herzog Canale della Madonna ist mein Onkel. Wenn er auch die Heirat seiner Schwester ignoriert — das venezianische Patrizierblut kann er mir damit nicht aus den Adern schaffen — nicht wahr?"

„Es handelt sich nur darum, was die Heiligenberger Familienbestimmungen dazu sagen," entgegnete Mettkau mit einem Achselzucken, das Helianthe für einen Moment das eben betonte Blut in die Wangen trieb. „Ich für mein Teil muß ja wohl dankbar sein, daß sich

die Sache über mich hinweg so wundervoll einfach gemacht hat. Graf Hans wird mir jedenfalls die Geschäfte sehr bereitwillig abnehmen wollen, um mich zu entlasten — nun, und die Hochzeit haben Sie jedenfalls auch schon festgesetzt?“

„Jetzt reisen Sie mit Siebenmeilenstiefeln,“ sagte Helianthe lachend. „Ich wundere mich nur, daß Sie nicht auch noch fragen, ob wir für das Hochzeitsdiner nicht schon das Menü entworfen und dem Pfarrer den Text zur Traurede gegeben haben. Alles in den paar Minuten, die wir hatten, um uns zu verloben!“

„Es läßt sich viel in ein paar Minuten sprechen. Aber sei's, wie's sei — Graf Heiligenberg hätte, wenn er korrekt handeln wollte, mich erst fragen müssen, ob gegen seine Werbung nichts einzuwenden ist.“

„Haben Sie's im gleichen Falle auch so gemacht?“ fragte Helianthe.

Mettkau winkte mit beiden Händen ab. „Gut, ich will darüber weiter kein Wort verlieren,“ sagte er hastig. „Man zieht ja doch bloß den kürzeren bei diesem vorwitzigen jungen Volk. Das tut man, und es fällt mir auch gar nicht ein, den Komödienvormund spielen zu wollen. Graf Heiligenberg und ich werden uns schon einigen, wenn er kommt — über die Generalidee wie über die Spezialidee. Tja! Auf alle Fälle heißt es jetzt bei Ihnen: Es lebe Monrepos! — nicht wahr? Denn die Nachbarschaft ist wirklich eine sehr nahe.“

Daran hatte Helianthe noch nicht gedacht, als sie sich vor einer Viertelstunde noch so heiß von Monrepos fortgesehnt. Wie doch jede Medaille auch ihre Kehrseite hat! Und wie doch manche Dinge, die man sehnlichst wünscht, eigentlich gar nichts Wünschenswertes haben! Aber freilich, das Zimmer oder vielmehr der unheimliche Alkoven!

Unheimlich? Aber jetzt sah er mit einem Male gar nicht mehr so unheimlich aus, und was sie auch immer darin gesehen hatte, konnte das keine natürliche Lösung haben?

Sie schlug die Hände zusammen, als ihr der Gedanke kam. Warum sie nur nicht früher darauf gekommen war! Sie war doch sonst eine so resolute Natur, die den Dingen auf den Grund ging! — Merkwürdig dabei blieb nur, daß es ihr nicht im entferntesten einfiel, an eine „natürliche Lösung“ der Erscheinung der Frau Heimdal zu denken — ein Beweis für das subtile Empfinden der Seele, die zwischen dem „Gespenstischen“ im gewöhnlichen Sinne und dem „Überirdischen“ instinktiv unterscheidet.

In ihr Zimmer zurückgekehrt, wollte wieder etwas von dem kaum überwundenen Schrecken über sie kommen, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie so viel Mut gesammelt, um den Vorhang des Alkovens, dessen ganz natürliche Bewegung sie vorhin so unvernünftig erschreckt, zurückzuziehen. Das in den kleinen, von keinem Fenster erhellten Raum aus dem Zimmer einströmende Licht des Tages erhellte das Gelaß in seiner ganzen Nüchternheit, denn ein Kleiderschrank und ein Waschtisch sind im allgemeinen keine gespenstisch wirkenden Möbel. Freilich, in Schränken von dem Umfange dieses alten Kastens, der neben ihrer Garderobe sicher noch Platz für zwei Personen geboten hätte, ließ sich manches unterbringen; sie sind aber mehr Schlupfwinkel für Einbrecher und Diebe als für Gespenster oder was man so im allgemeinen unter diesem Sammelnamen versteht.

Helianthe fühlte sich verpflichtet, ihren Kleiderschrank einer genauen Durchsicht zu unterziehen, trotzdem er, wie schon bemerkt, an der Außenwand stand,

und das grüne Licht aus der entgegengesetzten Ecke gekommen war. Der Schrank erwies sich dabei als vollkommen solid, harmlos und respektabel, wie sie es anders auch gar nicht vermutet hatte. Der ganze Alkoven, der vielleicht früher als Nische des eleganten Salons zur Aufnahme eines lauschigen Sofaplatzes gedient hatte — er war etwa zwei bis zweieinhalb Meter tief und etwa drei Meter breit —, war durchaus mit Holztäfelung, die weiß lackiert und mit Gold abgesetzt war, versehen, die Stuckdecke war mit rosigblauem Gewölk bemalt, in dem Schmetterlinge gaukelten. An der dem Schrank gegenüberliegenden Schmalwand hatte man wahrscheinlich erst zur Bequemlichkeit des Gastes in regelmäßigen Abständen höchst prosaische doppelte Kleiderhaken von der gewöhnlichsten Sorte angeschraubt, und Helianthe hatte sie auch dazu benützt, um ihren Staubmantel und andere Kleidungsstücke, wie ihren Kimono, den sie als Schlafrock benützte, daran aufzuhängen.

Wie konnte aus dieser Wand der grüne Lichtschimmer kommen, in dem die gespenstische, durchsichtige Gestalt mit dem schwarzen Schleier geschwebt? Es rieselte ihr bei der Erinnerung daran kalt durch die Glieder — warum nur, wenn sie doch an die Erscheinung der Frau Heimdal ohne jede Furcht oder Grauen denken konnte? Eines war so unerklärlich wie das andere, und doch war das Empfinden so verschieden.

Aber sie war entschlossen, dem Rätsel nachzuspüren, und darum nahm sie, ihr Furchtgefühl überwindend, zunächst die Kleidungsstücke von den prosaischen Haken und betrachtete dann die in Paneele eingeteilte Wand, die ihr aber keinerlei Antwort auf ihre Frage geben wollte.

Sie machte sich dann die Richtung des Lichtstreifens klar, wie er durch den Alkoven nach dem Balkon zu gefallen war, und danach konnte er nur gerade aus der Ecke gekommen sein. Jetzt fiel das Licht durch die offene Balkontür direkt in diese Ecke hinein, neben der der Toiletteneimer in seiner ganzen weißporzellanenen Nüchternheit neben dem Waschtisch stand. Das Holzpaneel hatte sich hier ein wenig gezogen, und der Riß, den es infolge Zusammenziehens des Holzes aufwies, war wohl neben der Ecke ein wenig tiefer als an anderen Stellen, aber doch nicht breit genug, um ein Licht, wie sie es gesehen, durchzulassen; das weißlackierte Holz zeigte in Meterhöhe graue Spuren, wie man sie an weißgestrichenen Türen durch das Berühren mit der Hand zu sehen pflegt. Aber das war keine Tür, denn es fehlte eine Klinke, ein Griff oder Knopf.

Und doch — an diesen grauen Spuren haftete Helianthes Blick fest. Daheim, in dem alten römischen Palast, den ihr Vater gekauft und bewohnt hatte, gab es auch solche Paneele, die als Verbindungstüren dienten, und bei einer solchen hatten die grauen Spuren der Hände dienstbarer Geister sie immer gestört, bis man sie mit Schutzgläsern versehen hatte; aber dort hatten Türknöpfe deutlich das Vorhandensein dieser in früheren Zeiten so beliebten Paneeltüren angezeigt.

Helianthe überwand ihre immer noch nicht ganz zur Ruhe gebrachte Scheu und fing an, das Paneel zu betasten und zu beklopfen, ohne damit irgend eine Aufklärung zu erreichen, denn Holzpaneele klingen immer hohl, weil sie ja meist schon durch ihre Erhöhungen von den dahinter liegenden gemauerten Wänden isoliert sind. Dann stemmte sie sich dagegen, und es schien ihr, als gäbe das Holz dabei ein wenig

nach. Noch ein Versuch, und sie bildete sich ein, als ob der Riß, wo das Paneel absetzte, sich nach innen etwas verschob. Aber eben auch nur etwas; jedenfalls war ihre Last eine zu leichte, oder die Tür, wenn es eine war, mußte von der anderen Seite verschlossen sein. Da war natürlich nichts zu machen, aber der Entdeckungseifer war nun einmal in ihr wach geworden, die Furcht war damit verschwunden, und sie überlegte, wie sie ihren Versuch wirkungsvoller wiederholen könnte.

Da ging sie zurück bis zu der Balkontür, nahm einen Anlauf, stürzte sich mit verdoppelter Wucht auf das Paneel und — lag im nächsten Moment in einem dunklen Raum auf beiden Händen, denn das Holz hatte nachgegeben und erwies sich dadurch richtig als eine Tür, die, von außen nur durch ein sehr primitives Schnappschloß gehalten, durch den Anprall aufgesprungen war und ihre Angreiferin tückisch, aber ganz logisch auf den Boden beförderte.

Daß der Alkoven einen solchen Zugang hatte, darin lag nun aber gar nichts Geheimnisvolles oder zu finsteren Zwecken Ausgeklügeltes; dergleichen findet man in alten Häusern allenthalben, und Helianthe, die das kannte, war auch nicht im mindesten erschreckt durch die Wirkung ihrer Attacke, die sie eigentlich hätte voraussehen können, schon weil das Gesetz der Schwere ihr kein unbekannter Begriff war. Daß die Hände ihr von dem Aufprall brannten, darüber ging sie rasch hinweg, und sich aufrichtend, versuchte sie sich in dem dunklen Raume zu orientieren, der wiederum eine Nische oder Alkoven sein mußte, nur daß dieser durch eine Tapetenwand, durch deren gelegentliche Ritzen schwach das Tageslicht aus dem dahinterliegenden Raume fiel, von dort abgeschlossen war. Ein Vor-

sprung, gegen den sie bei ihrem Fall unsanft mit der Schulter aufgeschlagen war, wurde von ihr als die Esse erkannt, in die der Kamin ihres Zimmers mündete. Dann unterschied sie noch andere Gegenstände, aber es war zu dunkel, um zu erkennen, was es war.

Ihre vom Staub des Bodens beschmutzten Hände abklopfend, erhob sie sich vollends und ging, um das Licht auf ihrem Nachttische anzustecken. Sie wollte damit ihre Entdeckungen näher beleuchten, und was sie dabei fand, war vollends geeignet, einen letzten, ihr vielleicht selbst unbewußten Rest der Furcht vor Gespenstischem zu vertreiben. Denn was sie zunächst sah, war ein weißes, langes, hemdartiges Gewand von Baumwollenstoff, das über einen niedrigen Schemel geworfen lag, und darüber ein großer, viereckiger schwarzer Schleier von gemustertem Blondenstoff, wie ihn Italienerinnen und Spanierinnen auf dem Kopfe tragen — im übrigen ein kostbares Stück, wie ihr darin geübtes Auge ohne weiteres erkannte, ein geklöppelter, mit der Hand zusammengesetzter Schleier.

Und in der dem Schemel entgegengesetzten Ecke stand ein sehr feiner Projektionsapparat neuesten Modells, dessen Reflektor so gerichtet war, daß er, wenn Helianthe ihn jetzt beleuchtete, das lange Hemd und den Schleier auf dem Schemel auf die weiße Paneelaußenwand ihres Alkovens geworfen hätte. Also ein Vorgang, wie ihn das erstaunte Publikum bei jeder Geistervorstellung für fünfzig Pfennig Eintrittsgeld bewundern kann, und wie er den modernen Spiritisten wahrscheinlich in ihren „Seancen“ die Haare auf dem Kopfe sträubt und die Sujets für die berühmten „Geisterphotographien“ liefert.

Helianthe betrachtete sich diese schönen Dinge mit ihrem Lichte lange und eingehend; dann ging sie, ohne

etwas davon anzurühren, in ihren Alkoven zurück, schloß die Paneeltür, was von innen, da dort eine Handhabe fehlte, nur unter Zuhilfenahme ihres Taschenmessers gelang, das sie in das Holz steckte, und hing dann ihr großes Reiseplaid ausgebreitet quer über die Ecke, wobei sie es an einem der Kleiderhaken mit einer Sicherheitsnadel befestigte und über dem Eck noch an einem höher eingeschlagenen Nagel, den sie im Holz entdeckte, und der vielleicht einmal einen Bilderrahmen getragen hatte.

Nachdem sie weiteren „Erscheinungen" so ein undurchdringliches Hindernis bereitet, da Geister vor dicken Reiseplaids halt machen müssen, setzte sie sich in ihrem Zimmer nieder, um nachzudenken, wer wohl ein Interesse daran haben konnte, sie mit einem derartigen „Spuk" zu erschrecken, und zu welchem Zwecke. Wohl blitzte einen Augenblick der Gedanke durch ihren Kopf: „Das kann nur der Schmalzengel sein!" Aber sie schämte sich dieses Verdachtes als einer unwürdigen Regung, für die noch dazu jede Voraussetzung fehlte, denn es war ja schlechthin unmöglich, anzunehmen, daß ihr Vormund sich einen derartigen schlechten Witz mit ihr machen sollte, der geeignet war, einen Menschen schwer an seiner Gesundheit zu schädigen.

Diese Annahme war also ausgeschlossen, um so mehr, als ein anständiger Mensch, der Herr des Hauses, sich dabei so weit hätte erniedrigen müssen, einen Verbündeten zu dingen. Freilich konnte man es zur Not auch allein machen, wenn man sich den Apparat erst richtete und dann mit der nötigen Verkleidung vor die Linse trat — nein doch, tausendmal nein: ihr Vormund, den ihr Vater für sie bestellt hatte, über ihrem geistigen und leiblichen Wohlergehen zu wachen, der war eines so schlechten „Scherzes", der einem nieder-

trächtigen Bubenstreich verzweifelt ähnlich sah, doch sicher unfähig! Und wenn auch — die Frage „Wozu?" konnte sie sich unmöglich beantworten.

Folglich war jemand im Hause, der sich diesen „Spaß" erlaubte, um eine junge Dame gründlich zu erschrecken, und dieser Gedanke war allein schon kein angenehmer.

Sollte sie Mettkau von ihrer Entdeckung Bericht erstatten? Und in welcher Form?

Nach der heutigen Szene mußte das reiflich überlegt werden, schon damit die Erregung nicht mit ihr durchging. Auch vor dem mit der Anzeige ihrer Entdeckung notwendig verbundenen Skandal scheute sie sich in der Vornehmheit ihrer Natur.

Während sie noch so grübelte und sich den Kopf zerbrach, tönte das Tamtam durch das Haus, und auffahrend und verwundert, wie rasch der Morgen verflogen war, beeilte sie sich, hinabzukommen.

Sie fand den Tisch wiederum nur für den Hausherrn und für sich gedeckt, und Mettkau erklärte bedauernd, daß seine Frau sich eher schlechter als besser fühle und fest zu Bette liege an der schwersten Migräne, die sie seit langer Zeit gehabt. Ruhe, dreimal Ruhe wäre dagegen die beste und einzige Medizin.

„Ich habe deshalb auch noch nicht mit meiner Frau über Ihren Zimmerwechsel sprechen können," schloß er seinen Bericht.

„Bitte, reden wir überhaupt nicht mehr davon," erwiderte Helianthe kühl. „Solange ich hier bleibe, und ich denke, mein Aufenthalt auf Monrepos ist bald zu Ende, werde ich das Zimmer nicht mehr wechseln; ich bedaure, daß ich überhaupt davon gesprochen und Sie damit geärgert habe."

„Aber gar nicht," versicherte er. „Wenn ich wirklich für einen Augenblick etwas wie eine kleine Auf-

regung merken ließ, so müssen Sie das nicht auf die Goldwage legen. Wir hatten Ihnen das schönste Zimmer im ganzen Hause ausgewählt und es Ihnen darin nach besten Kräften behaglich gemacht, na, und da ist es nicht mehr wie menschlich —"

„Gewiß," fiel Helianthe ebenso kühl wie vorher ein. „Ich kann auch nicht mehr tun, als es zu bedauern, daß ich —"

„Gut, reden wir nicht mehr davon! Sie haben die Grundlosigkeit Ihres Wunsches eingesehen und —"

„Nein, ich habe mir selbst geholfen," sagte Helianthe, und da eben der Diener eintrat, um die Suppe fortzunehmen und den nächsten Gang zu servieren, so leitete Mettkau, der sein Mündel dabei ganz sonderbar fragend ansah, das Gespräch auf ein anderes Thema, worüber Helianthe froh war, denn sie war sich noch nicht klar darüber, ob in und welcher Form sie ihrem Vormunde von ihrer Entdeckung Bericht erstatten sollte.

Als sie wieder allein waren, kam er sofort wieder darauf zurück. „Was wollten Sie damit sagen, daß Sie sich selbst geholfen haben?" fragte er.

„Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal," erwiderte sie ablehnend.

„Nur vielleicht?"

„Ja, denn die Sache ist zu ernst, als daß ich unüberlegt davon reden möchte. Und darum will ich erst mit mir selbst zu Rate gehen."

„Ah — und vielleicht auch noch mit jemand anderem?"

„Vielleicht. Wahrscheinlich sogar. Sie haben ganz recht, denn jemand anders wird gewiß darin noch klarer sehen. Sie haben mich auf einen guten Gedanken gebracht."

„Das freut mich, Helianthchen. Ja, so bin ich nun einmal. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß jemand anders Sie ein klein, klein bißchen auslachen wird.“

„Das fürchte ich nicht. Ich fürchte vielmehr, jemand anders wird die Sache so ernst nehmen, daß er es mir abnehmen dürfte, mit Ihnen darüber zu reden.“

„Ja? — Nun, desto besser. Die Sache wird sich dann bei einer Zigarre mit ein paar Worten erledigen lassen. Männer unter sich haben keine Komplimente nötig.“

Das Erscheinen des Dieners unterbrach hier den Wortwechsel, der rasch zwischen beiden hin und her geflogen war. Helianthe hatte dabei das Gefühl, als ob ihr Vormund mit einem gewissen leichtverschleierten Hohn spräche, und war nun wirklich fest entschlossen, ihren Verlobten zu Rate zu ziehen, denn sie fürchtete, es wäre mit Mettkau doch nicht zu reden.

Als sie sich nach Tisch erhob, um in ihr Zimmer zu gehen, hielt Mettkau sie zurück. „Geschäfte, Helianthchen,“ sagte er und holte ein amtlich aussehendes Schreiben hervor. „Sie sehen, es geht schon los damit. Hier ist eine Verfügung vom Vormundschaftsgericht, die Sie unterschreiben sollen.“ Damit faltete er den gestempelten Bogen auseinander, legte ihn Helianthe vor und reichte ihr eine Füllfeder. „Grad' dort unten, links!“

Sie nahm die Feder, las vorher das Schreiben durch, das über den Tod und den letzten Aufenthaltsort ihres Vaters nähere Auskunft verlangte, und unterschrieb. —

Am Nachmittage, noch vor der gewohnten Teestunde, fuhr der Heiligenberger Wagen mit den Geschwistern vor der Rampe des Schlosses vor, und

Helianthe, die mit Herzklopfen dieser Ankunft von ihrem Zimmer aus entgegengesehen hatte, empfand beim Anblick der beiden Gestalten ein Gefühl unsäglicher Sicherheit, denn wenn die Gräfin mitkam, dann tat sie es doch sicher nicht, um Protest gegen ihres Bruders Wahl einzulegen.

Helianthe sah, wie ihr Vormund unten die Nachbarn begrüßte, und dann dauerte es auch nicht lange, da klopfte es an ihre Tür, und Komtesse Heiligenberg trat in ihr Zimmer, in dessen Mitte Helianthe stand, abwechselnd rot und blaß werdend, die Augen erwartungsvoll auf ihre Besucherin geheftet.

Diese aber ging, kaum daß die Tür hinter ihr geschlossen war, mit ein paar raschen Schritten auf das junge Mädchen zu und umarmte es herzlich. „Gott grüß' dich, Schwesterlein!" sagte sie mit ganz rauher Stimme und merkwürdig umflorten Augen. „Ich hab's ja gewußt, daß du mir den Jungen, meinen alten Hans, stehlen wirst, und soll mich nun darüber auch noch freuen! Aber ich tu's, wahrhaftig, ich tu's von Herzen! Du hast uns beide behext — wir Zwillinge machen ja immer einer des anderen Dummheiten mit. Ich hab' dich lieb, du Thronräuberin, du! Da ist nun mal nichts zu wollen. Aber wehe dir, wenn du mir meinen Hans nicht glücklich machst, dann steige ich dir aufs Dach! — Na, laß gut sein, du weißt ja, was du an ihm gewonnen hast: ein ganzes Herz, einen ganzen Mann!"

„Ich weiß es, und ich bin ja so unbeschreiblich glücklich," murmelte Helianthe, den Kopf mit den leuchtenden Haaren an die kräftige Brust schmiegend, selig über den originellen Glückwunsch, denn hinter den rauhen Worten hörte sie doch den freundlichen Sinn heraus.

Komtesse Heiligenberg streichelte liebkosend über das morgenrotfarbene Haar, über die zarten, weichen Wangen, die sich so vertrauensvoll an sie schmiegten. „So also mußte sie sein, die Hans gewählt: eine Sonnenblume!" sagte sie leise. „Darum ging er am Maiglöckchen kalt vorüber. Die Sonne paßt auch besser zu ihm, das muß man schon sagen, er ist ja auch ein Sonnenmensch. Und wie schnell das gegangen ist! Er hat mir gesagt, daß er schon, als wir von Mailand unterwegs waren, entschlossen gewesen ist: die oder keine. Es war das Schicksal, das uns zusammengeführt hat. Wir haben die halbe Nacht gestern noch darüber gesprochen."

„Und mir hat so vor Ihnen — vor dir gebangt," lächelte Helianthe unter Tränen.

„Na ja, wenn du glaubst, daß ich ihm nicht abgeredet habe — eines von uns mußte doch der Vernünftige sein, nicht wahr?" war die offene Antwort. „Hans ist sonst nicht unüberlegt, weißt du, sein Verstand arbeitet langsam, aber sicher. Das liegt so in unserer schweren Rasse. Aber wenn ein Mensch verliebt ist, dann geht die Vernunft auch regelmäßig zum Kuckuck, und ein anderer kann sie dann suchen. — Vor mir hat dir gebangt, kleines Mädel? Ja, das ist so, daß die Leute vor mir immer zehn Schritte zurückweichen, weil ich so groß und so feudal und so gradezu bin, aber von uns beiden bin ich trotzdem die Unvernünftigere, Romantischere, Weichherzigere. Ich zeig's bloß nicht — ich kann's nicht. Ich mache den Leuten nicht Mut, mir näher zu treten, aber weil du doch meinen Hans liebst, darum verstehst du mich schon — nicht wahr? Er sitzt jetzt bei deinem holden Vormund unten und hält feierlich um dich an. Eine rechte Affenkomödie das, wenn man's näher betrachtet, aber diese

ganze Vormundschaft ist ja eine. Na, das ist nun mal nicht zu ändern. Wir wollen nur rasch Hochzeit machen, und dann hat der Schmalzengel nichts mehr dreinzureden. Er kann sich Gott sei Dank den Luxus gar nicht leisten, irgendwelche Schwierigkeiten zu machen, denn dazu sind wir ihm zu seiner Rehabilitierung viel zu notwendig. — Frau v. Mettkau ist krank, wie ich höre. Das tut mir leid für sie, aber wir werden auch ohne sie existieren können, trotzdem mir's lieber wäre, e r fehlte in unserem Kreise. Ein widerwärtiger Fatzke ist er, das steht fest. — Was du für ein schönes Zimmer hast! — Und das ist ja das Bild der Frau Heimdal! Wie wundervoll! Aber warum hast du dir diese stilvolle Draperie in dem Alkoven geleistet?"

Helianthe erzählte rückhaltlos, warum sie es getan.

„Aber Menschenskind, das mußt du Mettkau sagen!" rief die Gräfin mit großer Entschiedenheit. „Der Mann muß doch wissen, was in seinem Hause vorgeht. Da steckt irgend jemand von der Dienerschaft dahinter — ein ganz infamer Streich! Siehst du, diese Spukgeschichten haben immer ihre natürliche Erklärung! Den Tod hättest du von dem Schrecken haben können, oder doch eine Krankheit! Wenn Hans das hört, der wird der Sache sicher auf den Grund gehen, falls Mettkau es nicht tut, was ich aber nicht glaube, denn er ist doch der nächste dazu, solchem Unfug in seinem Hause zu steuern."

Helianthe fand das ganz einleuchtend. Freilich war wohl die Untersuchung der Angelegenheit immerhin eine peinliche Sache, aber das mußte eben mitgenommen werden.

Schließlich aber drängte doch die Gegenwart und die nicht minder interessante Frage der allernächsten

Zukunft dieses Ereignis in den Hintergrund, und die junge Braut bewunderte rückhaltlos und gerührt die Selbstlosigkeit, mit der ihre künftige Schwägerin ihre „Thronentsagung“, wie sie's nannte, behandelte und sie, der sie Platz machen sollte, vorbereitete für ihre „Thronbesteigung“ als Herrin von Heiligenberg.

Das hatte auch niemand von dieser resoluten und zielbewußten Natur geglaubt, daß sie so leichten Herzens und ohne Schwierigkeiten den Platz räumen würde und von einer „Regentschaft“ zurücktreten würde, die sie geführt, seit sie erwachsen war. Indes die Komtesse war nun einmal nicht die Person, etwas halb zu tun, das war das ganze Geheimnis dieses stolzen, selbständigen Charakters.

„Aber um alles in der Welt — was reden nur die beiden da unten so lange!“ rief sie endlich. „Das ist doch eine Sache, die in zehn Minuten abgetan ist! Vielleicht sind sie darüber eingeschlafen!“

„Herr v. Mettkau sah Schwierigkeiten,“ erwiderte Helianthe zögernd.

„Schwierigkeiten?“ wiederholte Komtesse Heiligenberg. „Ja, zum Kuckuck, will er selber denn welche machen?“

„Ich weiß nicht — er glaubte, daß vielleicht der Umstand, daß ich als Bürgerliche dem Majoratsherrn nicht ebenbürtig wäre —“

„Wär' ich dann mit ihm hierher gefahren, und hätte ich dich sozusagen mit vollen Segeln begrüßt?“ entgegnete die Komtesse. „Nein, Übermenschliches mußt du mir nicht zutrauen, denn der Mensch hängt nun schon einmal an gewissen Überlieferungen. — Ich hab' mich aber davon freigemacht oder es wenigstens versucht, als ich wußte, daß dem guten Hans seine Stunde geschlagen hatte — freilich, ich weiß doch nicht, ob's

mir so glatt damit gegangen wäre, wenn unsere Hausgesetze gewisse Vorschriften über die Ehen der Heiligenberger Majoratsherren enthielten. Ich mache mich nicht besser, als ich bin. Aber es existieren darüber keinerlei schriftliche und verbriefte Bestimmungen, weder in der Stiftungsurkunde des Majorats noch auch sonstwie: der jeweilige Herr kann seine letzte Kuhmagd heiraten, ohne daß dies seine Stellung, die seiner Frau oder die Erbfolge im geringsten berührt. Es ist also nur ein Glück, daß die Neigungen meines Bruders nicht zum Kuhstall oder zum Überbrettl gehen. Nein, darüber brauchst du dir keine grauen Haare wachsen zu lassen, Kind, und darüber werden die Herren drunten keine Zeit zu verschwenden brauchen. — Weißt du was? Wir gehen einfach hinunter. Sollten sie auf einem toten Punkte angelangt sein, dann werde ich sie schon wieder ins richtige Fahrwasser steuern, dafür stehe ich ein."

Zögernd nur folgte Helianthe der entschlossen vorausschreitenden Komtesse, und als sie drunten in der Halle anlangten, öffnete sich eben die Tür, und Graf Hans erschien auf der Schwelle, gefolgt von Mettkau. Doch während das runde Gesicht des letzteren von eitel Wohlwollen grübchenreich strahlte, sah sein Gast ernst, ja fast finster aus, und seine sonst so ruhigen, klaren und gutmütigen Augen hatten einen Ausdruck, den seine Schwester nur aus den seltenen Anlässen kannte, wenn er wirklich geärgert war.

Sie fragte aber nicht erst lange, sondern Helianthe bei der Hand nehmend, ging sie ihm entgegen und sagte laut und klar: „Ich bin ungeduldig geworden, dir deine Braut zu bringen, mein Hans. Aus meiner Hand sollst du sie empfangen. Hier hast du sie, und wenn's von meinem Wunsche allein abhängt, dann

müßt ihr beide glücklich werden, wie noch kein Paar auf dieser Welt es war."

Graf Hans nahm die ihm gereichte Hand andachtsvoll in seine beiden großen Fäuste und beugte sich tief herab, sie zu küssen. Dann aber legte er seinen starken Arm um die zierliche Gestalt seiner Braut und zog sie fest an sich. „Ich danke dir, du treue Schwesterseele," sagte er bewegt, „aber dein guter Wunsch wird einen Aufschub erleiden müssen, denn Herr v. Mettkau verweigert uns, wenigstens für die Dauer seiner Vormundschaft, seine Zustimmung zu unserer Verlobung."

„Was soll das heißen?" fragte die Komtesse scharf, indem sie sich, zu ihrer vollen Größe aufgerichtet, Mettkau zuwandte.

Doch dieser verlor nicht für einen Moment seine lächelnde Haltung. „Eine reine Prinzipienfrage, gnädige Gräfin, nichts weiter," versicherte er. „Bitte, wollen wir aber nicht lieber drinnen im Zimmer bei einer Tasse Tee —?"

„Die Tasse Tee kann warten," entschied die Komtesse kurz und ging, jeder Zoll die personifizierte Ablehnung und das hochmütigste Erstaunen, voran in den Salon, in den ihr die anderen folgten. „Nun?" fragte sie, als Mettkau die Tür wieder geschlossen. „Ich bitte um eine Erklärung für diesen sonderbaren Beschluß, denn ich bin außer stande, eine solche zu finden."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Gräfin," erwiderte Mettkau, beflissen einen Sessel herbeischiebend. — „Sie wollen stehen? Wie Sie befehlen. — Verehrteste, gnädigste Gräfin, es ist gar kein Grund vorhanden, sich aufzuregen, wirklich nicht. Wie gesagt, eine reine Prinzipienfrage. Sie werden mir recht geben. Sehen Sie, als ich die Vormundschaft von meines teuren

Friedrich Jansen einzigem Kinde übernahm, da gab ich mir selbst das Wort, um meine Verantwortung überhaupt tragen zu können, einer Verheiratung meines Mündels — solange ich Vormund bin — absolut aus dem Wege zu gehen. Nur unter diesem stillschweigenden Entschluß konnte ich mich für dieses schwere Amt entschließen. Nennen Sie es übergroße Gewissenhaftigkeit, lächerlich meinethalben, aber ich kann nicht die Verantwortung auf mich nehmen, irgendwelche Verbindung durch mein Ja zu sanktionieren. Ich kann nicht — ich will es nicht, ich darf das mir selbst gegebene Wort nicht brechen. Ist Helianthe erst Herrin ihrer eigenen Entschlüsse, dann kann sie den Großmogul heiraten, wenn sie will, und ich will die Hochzeitspolonäse mit ihr tanzen. Ich hoffe auch, daß ich sie auf ihrer Hochzeit mit Graf Heiligenberg tanzen werde, denn Helianthe konnte sicher keine bessere und wünschenswertere Wahl treffen. Nur solange ich Vormund bin, will ich nichts davon wissen. Deswegen aber kann das Paar ja unter sich einig bleiben — ich hoffe und setze es sogar voraus, daß es das tut. Lieber Himmel, in einem Jahre und zwei Monaten ist mein Mündel großjährig, also eine Ewigkeit braucht das junge Paar nicht zu warten, und diese kurze Frist kann ja nur eine sehr heilsame Prüfungszeit sein. ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet', hat ja schon Schiller gesagt. Ich begreife gewiß, daß Graf Heiligenberg drängt, Helianthe zu der Seinen zu machen, aber ich kann ihm wirklich nicht helfen. Ich kann nicht, und Sie, Gräfin, werden mich vielleicht besser verstehen."

„Nun, das nenne ich die Angst vor der Verantwortung doch auf eine Spitze getrieben, die in unserem Falle einfach lächerlich ist, nehmen Sie mir das nicht übel," erwiderte die Komtesse mit ihrem charakteri-

stischen Freimut. „Ja, wenn irgend ein Ihnen wildfremder Mensch gezogen käme, von dem Sie nichts wissen, unter dem Sie irgend einen Glücksritter oder Abenteurer vermuten können, der Helianthe um ihrer Mitgift wegen nehmen könnte, na, dann meinetwegen. Aber ich dächte doch, diese Sorge fiele bei meinem Bruder fort.“

„Tut sie auch, aber die ideale Verantwortung bleibt, und die kann und will ich nicht tragen,“ erwiderte Mettkau verbindlich.

„Gib dir keine Mühe, Hans,“ fiel Graf Heiligenberg ein. „Ich habe ins Treffen geführt, was möglich war, doch Herr v. Mettkau ist in diesem Punkte nicht zu überzeugen. Daß ich mich dabei beruhigen würde, habe ich ihm aber nicht versprechen können. Vorläufig hängt es nur davon ab, ob Helianthe gewillt ist, mir ihr gegebenes Wort zu halten bis zu ihrer Volljährigkeit.“

Sie sah lächelnd zu ihm auf. „Wenn du warten willst, und es Herrn v. Mettkau nichts ausmacht, daß wir beide das Ende seiner Vormundschaft mit Sehnsucht erwarten, nun, dann warten wir eben darauf,“ sagte sie heiter.

„Vorausgesetzt, daß ein Vormund überhaupt das Recht hat, seinen — Prinzipien ein solches Gewicht zu verleihen,“ rief die Gräfin.

„Beweisen Sie mir, daß ich's nicht habe, und ich bin der erste, den Sekt zum Verlobungstoast kaltstellen zu lassen,“ entgegnete Mettkau mit derselben Liebenswürdigkeit, die ihn nicht einen Augenblick verlassen hatte.

„Darf ich fragen, warum Sie mir heute früh, als ich Ihnen mitteilte, daß ich mich mit Graf Heiligenberg verlobt hätte, nichts von diesen Prinzipien gesagt haben?“ rief Helianthe.

„Ich dachte, es hätte Zeit damit, bis Graf Heiligenberg selbst käme," war die bereitwillige Erwiderung. „Damen sind oft so schwer zu überzeugen — Pardon, wenn ich ein solch hartes Wort gebrauche. Ich bildete mir ein, daß meine Gründe von einem Manne besser verstanden werden würden."

„Darin haben Sie sich getäuscht, Herr v. Mettkau. Ich verstehe Ihre Gründe ganz und gar nicht," sagte Graf Hans kühl.

„Spitzfindigkeiten sind es, keine Prinzipien, für die Sie wirkliche Gründe überhaupt nicht anführen können," pflichtete die Komtesse bei. Sie war ernstlich böse. „Wenn jeder Mensch zwischen sich und seinen Verantwortlichkeiten solche Barrikaden errichten wollte, dann wäre das Leben freilich wesentlich bequemer. Wenn Sie noch wenigstens nur die Bedingung stellten, daß Ihr Mündel auf die Vermählung bis zu ihrer Volljährigkeit zu warten hätte, das ließe sich noch begreifen; aber eine Verlobung auch zu verbieten, das ist denn doch eine Übertreibung, die Ihnen ja selbst lächerlich sein muß."

„Gib dir keine Mühe, ich habe das alles schon mit fast den gleichen Worten erörtert," fiel Graf Hans ein. „Bis zur beiderseitigen Ermüdung erörtert."

„Graf Heiligenberg, Ihre Erregung ist ganz begreiflich, aber hoffentlich lassen Sie mir den Trost, daß Sie meine Stellungnahme nicht als eine gegen Ihre Person gerichtete Maßregel auffassen," erwiderte Mettkau mit der allergrößten Verbindlichkeit.

„Doch, das tue ich ganz bestimmt," war die rückhaltlos gegebene Antwort. „Das Mäntelchen für Ihren Korb ist ein wenig zu kurz geraten, Herr v. Mettkau."

„Aber, bester Herr Graf, ich habe ja die ehrliche

Überzeugung, daß Helianthe gar nicht besser wählen konnte, als sie es getan! Sie ist in jeder Weise zu beglückwünschen —"

„Das sind leere Worte, eine Vergoldung des Korbes, die nicht wetterfest ist. Doch da Sie andere Gründe als Ihre Prinzipien für Ihre Ablehnung nicht zu geben belieben, so kann ich Sie natürlich nicht zwingen, damit herauszurücken. Ich bin im allgemeinen ein schlechter Rätselrater, aber ich kann mir doch so ungefähr die Lösung dieses Rätsels zusammenreimen."

„Was wollen Sie damit sagen, Graf Heiligenberg?" fragte Mettkau, scheinbar ganz unschuldige Befremdung, aber Helianthe, die ihn scharf beobachtete, glaubte zu sehen, daß er sich verfärbt hatte.

„Ich denke, wir lassen das besser auf sich beruhen. Ich wollte nur sagen, daß ich auch zwischen den Zeilen lesen kann. — Würden Sie die Güte haben, den Befehl zu geben, daß unser Wagen vorfährt?"

„Aber Sie werden doch vorher eine Tasse Tee nehmen? Helianthe wird die fehlende Hausfrau vertreten —"

„Helianthe wird mir hoffentlich noch viele Tassen Tee kredenzen. — Daß ich in der Zwischenzeit mit meiner Braut korrespondiere, wird doch wohl nicht auch gegen Ihre Prinzipien verstoßen?"

„Teuerster Graf, Sie mißverstehen mich in jeder Weise. Die Korrespondenzen meines Mündels gehen mich nichts an, soweit dieselben nicht mit Personen geführt werden, die staatsgefährlich oder sonstwie anfechtbar sind. Aber ich hoffe, Sie werden nicht nötig haben, sich durch die Feder zu verständigen, solange Helianthe in dieser Gegend weilt. Im Gegenteil: ein freundnachbarlicher Verkehr zwischen Monrepos und Heiligenberg durch die Vermittlung dieser lieb-

lichen Fee wäre für mich der Inbegriff aller meiner Wünsche. Vielleicht überzeugt Sie das von der Redlichkeit meines Vorgehens.“

„Die Feinheit dieses Unterschiedes entgeht mir. Es muß Ihnen einleuchten, daß Helianthe damit nur ins Gerede käme, was natürlich müßig wäre, wenn ich sie so oft, als ich gern möchte, in der Eigenschaft ihres erklärten Verlobten hier besuchte. Ich fürchte, daß Sie sich die Brücke zu Heiligenberg abgebrochen haben. — Darf ich Sie nochmals wegen des Wagens bemühen?“

Mettkau schlug seine fetten Hände mit einer wahren Märtyrermiene zusammen. „Ward jemals ein Mensch wie ich in solchen Zwiespalt mit seiner Überzeugung gebracht?“ jammerte er. „Sie setzen mir die Pistole auf die Brust! Sie bringen mich an einen Abgrund der Verzweiflung! Mein weiches Herz, meine Freundschaft für Professor Jansen und meine Liebe zu seiner Tochter verbieten mir, dies arme Kind hier zu betrüben und ihm den Trost zu rauben, den Gegenstand seiner Liebe zu sehen, und auf der anderen Seite steht, was ich mir zur Richtschnur meiner Pflichten gemacht! Das ist die Wand zwischen Pyramus und Thysbe! — Gräfin, ich rufe Sie um Ihre Vermittlung an zwischen mir und Ihrem Herrn Bruder, der mich so gründlich mißversteht!“

Komtesse Heiligenberg zuckte mit den Achseln. „Stuß!“ murmelte sie ziemlich deutlich.

„Wie belieben Sie zu sagen?“ fragte Mettkau, der das drastische Wort, bei dem Helianthe sich unwillkürlich umwenden mußte, sicherlich ebenso deutlich verstanden haben mußte wie sie. „Ha —! Ein Ausweg! Erzählen Sie meinetwegen den Nachbarn, wie Sie mit meinem Mündel stehen, sagen Sie ihnen in Gottes

Namen, daß der verdrehte Kerl, ihr Vormund, keine Verlobung will, solange er die Verantwortung hat! Ich will's über mich ergehen lassen, daß man sagt: Bei dem Mettkau war immer eine Schraube locker. Das kommt bei jedem Menschen vor, und ich will es ertragen, daß man dabei spöttelt. Es werden mir viele sicherlich recht geben, aber auch wenn sie's nicht tun, so sei's darum. Ist's so recht?"

Graf Heiligenberg antwortete nicht gleich. „Ich halte nicht viel von solchen Kompromissen," sagte er dann. „Irgend etwas ist immer schief dabei."

„Und doch beruht alles im Leben darauf," meinte Mettkau zuredend.

„Ich stimme für den Kompromiß, bei dem Herr v. Mettkau nicht nur die Kosten trägt, sondern auch der Gewinner ist," rief Komtesse Heiligenberg lebhaft.

„Gnädige Gräfin meinen?"

„Was ich sage. Man kann niemand zumuten, sich aufzuopfern, wenn man nicht genau den Vorteil sieht, der dabei für ihn herausschaut."

„Und den sehen gnädige Gräfin für mich?" Mettkau war ganz grübchenreiche, unschuldvolle Verwunderung.

Die Komtesse maß ihn mit einem langen Blicke. „Wir wollen einander doch nichts vormachen," sagte sie achselzuckend. „Jeder von uns weiß, was er meint. Also, ich bin für den Kompromiß, mit dem Herr v. Mettkau seinen Prinzipien ein Schlummerlied singen will, weil er — ein so weiches Herz hat."

„Ach, dieses Herz war immer mein Unglück!" seufzte der Schloßherr von Monrepos.

Graf Hans zögerte noch, aber schließlich gab er doch nach, weil seine Schwester dafür eintrat. Der Wagen wurde nun zunächst noch nicht bestellt, denn Mettkau

behauptete, seine Frau würde es ihm nie verzeihen, wenn er solch liebe und verehrte Gäste abfahren ließe, ohne ihnen eine Erfrischung vorgesetzt zu haben, und so kredenzte Helianthe doch noch den Tee, und jedes bemühte sich, den Hauch von Verstimmung, der über dem kleinen Kreise lag, so gut wie möglich zu verwischen.

„Monrepos ist doch ein schöner Besitz, wenigstens was das Schloß betrifft," bemerkte Komtesse Heiligenberg im Laufe des Gesprächs. „Eigentlich ist's schade, daß mein Vater sich nicht zum Kaufe entschließen konnte. Freilich sind die Unterhaltungskosten eines solchen Baues auch recht erheblich. Welch schöne, vornehme Räume gibt's hier! — Du mußt dir Helianthes Zimmer ansehen, Hans, das ist wirklich ein Prachtraum."

„Der schönste im Hause," versicherte Mettkau, der eben aufgestanden war, um eine Kiste Zigarren zu holen. „Aber meine Frau hat ein Vorurteil gegen dieses Zimmer, und Helianthe hat nichts Eiligeres zu tun gehabt, als auch eines dagegen zu fassen. Solche Einbildungen sind suggestiv und stecken an."

„Es war keine Einbildung," fiel Komtesse Heiligenberg ein, ehe Helianthe noch etwas sagen konnte. „Meine liebe kleine Schwägerin wußte nicht, ob und wie sie es Ihnen sagen sollte, aber ich bin der Meinung, daß Sie es unter allen Umständen erfahren müssen, was in Ihrem Hause vorgeht. Es hat sich jemand den ganz unglaublichen Scherz gemacht, vermittels eines Projektionsapparates eine Geistererscheinung für Helianthe in Szene zu setzen, ein Ulk, der Ihren Gast, der noch dazu ein junges Mädchen ist, einfach zu Tode erschrecken konnte."

„Nein — das ist ja — ist ja — ganz — ganz unglaublich!" Mettkau war bei der kurz und scharf ge-

gebenen Eröffnung dermaßen zurückgeprallt, daß ihm die Kiste mit den Zigarren aus der Hand fiel, und dann sank er auf den nächsten Stuhl und sah mit einem Gesicht, das ganz grün geworden war, fassungslos seine Gäste an.

Im Gegensatze dazu sprang Graf Hans auf, rot vor Entrüstung. „Ist das menschenmöglich?“ rief er und wollte sich gegen den Hausherrn kehren, aber da diesem die Enthüllung offenbar ebenso überraschend kam wie ihm selbst, so stockte er einen Augenblick.

„Ich — ich hielt die Erscheinung zuerst für etwas Übernatürliches,“ sagte Helianthe. „Was hätte ich auch anderes denken können? Erst heute morgen, als mir der Gedanke kam, der Sache selbst auf die Spur zu kommen, weil Herr v. Mettkau meine Bitte um ein anderes Zimmer für eine Laune hielt, die ihn böse machte, entdeckte ich die Ursache eines Phänomens, das mich wirklich sehr erschreckt hat, wie ich gern bekennen will.“

Mettkau schien sich jetzt von seiner fassungslosen Überraschung langsam zu erholen, denn er stand auf und bückte sich, um die herabgefallenen Zigarren aufzulesen, aber seine Hände zitterten, und sein Gesicht, ohne Grübchen und mit einem merkwürdig alten Ausdruck, hatte immer noch den grünen Ton mit den aschgrauen Schatten.

„Der Schreck sitzt mir in allen Gliedern,“ erklärte er glaubhaft genug. „Daß so etwas in meinem Hause passieren kann! Und meinem Mündel, das, wie Sie sehr richtig sagten, noch dazu ein junges Mädchen ist!“

„Helianthe darf in diesem Zimmer nicht bleiben!“ rief Graf Hans erregt.

„O, das ist nicht mehr notwendig, ich kenne ja jetzt den Ursprung des ‚Phänomens‘ und habe ihm das

‚Erscheinen‘ zugebaut,“ sagte Helianthe. „Wußten Sie, Onkel Lupold, daß hinter dem Kamin ein leerer Raum ist?“

„Ich — nein — das heißt, ich habe mich darum nicht gekümmert,“ erwiderte Mettkau. „Man hat niemals in dem Kamin geheizt, wenigstens solange ich in Monrepos bin. Wir hatten diesen Teil ganz unbenützt gelassen. Was sollten wir auch mit so vielen Zimmern.“

„Aber Sie werden diesem nichtswürdigen Streich sofort auf die Spur gehen,“ fiel Graf Hans ein. „Es kann ihn nur jemand, der im Hause ist, begangen haben.“

„Natürlich werde ich die strengste Untersuchung einleiten,“ rief Mettkau. „Und wenn ich dazu einen Detektiv aus Berlin verschreiben sollte. Mit Feuer und Schwert werde ich sozusagen dagegen vorgehen. Selbstverständlich und unverzüglich!“

„Nun — Ihre Dienerschaft ist ja nicht so zahlreich, und diese käme doch wohl zunächst, wenn nicht einzig und allein in Betracht,“ sagte Graf Heiligenberg. „Was immer auch geleugnet wird — der Besitzer des Apparates dürfte sich wohl sofort ermitteln lassen.“

„Gewiß, das wird die Sache ja wesentlich leichter machen,“ sagte Mettkau mit belegter Stimme. „Freilich könnte der Apparat von früher her, ich meine vor meiner Zeit, dort hingestellt worden sein —“

„Er sieht ganz neu aus und gar nicht verstaubt,“ erwiderte Helianthe. „Aber ob alt, ob neu — benützt ist er worden zu diesem Streich.“

„Hm, — hm! Ja, das ist das Wesentliche. Nun, ich werde das Personal noch heute abend zusammenrufen,“ rief Mettkau eifrig. „Aber wer mag es sein?“

Helianthe unterbrach ihn. „Wie soll ich denn je-

mand erkennen, der sich zu der Vorstellung vermummt hatte?“ fragte sie, erstaunt über diese Naivität.

„Sie werden das dadurch nicht herausbekommen,“ fiel Graf Hans ein.

„Nein, da haben Sie recht,“ gab Mettkau zu. „Aber ich habe mir immer geschmeichelt, Anlagen zum Detektiv zu besitzen, und will nun die Probe machen aufs Exempel.“

Damit mußte man sich nun fürs erste begnügen, und nachdem die Sache noch ausgiebig besprochen worden war, fuhren die Geschwister nach Heiligenberg zurück, bis zum Wagen von dem nun wieder strahlend lächelnden Schloßherrn bekomplimentiert, nachdem die Komtesse noch mit Helianthe verabredet hatte, sie morgen früh abzuholen, um den Tag bei ihr zuzubringen.

Als sie fort waren, ging Mettkau sofort mit Helianthe in deren Zimmer, um selbst den Alkoven zu besichtigen, durch den der Spuk inszeniert worden war. Er untersuchte mit Helianthe zusammen den Ort, von dem aus die Person oder die Personen in die Nische hinter den Kamin gelangt sein konnten, was durch den Alkoven ausgeschlossen schien, da ja dann auch der Rückweg auf diesem Wege hätte erfolgen müssen. Das konnte ohne Schwierigkeiten festgestellt werden, indem sich in dem an die Kaminwand anschließenden Raume, der jetzt zur Aufbewahrung von allerlei Gerümpel diente, ein Abschluß befand, dessen Breite der der Nische entsprach und diese überhaupt bildete, augenscheinlich zu dem Zwecke, um die Esse zu markieren. In diesem Abschluß befand sich eine jedenfalls erst später angebrachte Tapetentür, denn ursprünglich war die Nische wohl ganz offen gewesen als ein Durchgang zu dem vorderen Raume. Die Tür war durch einen

einfachen Haken geschlossen und mit Kisten verstellt, doch bewiesen Spuren in dem dichten und ausgiebigen Staube, der den Fußboden bedeckte, daß eine oder mehrere Personen um diese Kisten herum tätig gewesen sein mußten, um die Tapetentür freizumachen und dahinter zu gelangen.

Kopfschüttelnd ließ Mettkau sich die Mühe nicht verdrießen, das staubige Zeug selbst zur Seite zu schaffen, um hinter die Tür sehen zu können — und siehe da: sie war der ganz natürliche und durchaus nicht „geheime“ Zugang zu der Werkstätte, wo die Erscheinung fabriziert worden war.

„Das schlägt alles, was ich für möglich gehalten hätte,“ sagte Mettkau kopfschüttelnd, als er mit hochgezogenen Augenbrauen die Requisiten des nächtlichen Spuks betrachtete. Kopfschüttelnd besah er sich den Apparat von allen Seiten, schüttelte das Kleid auseinander und konnte sich gar nicht satt sehen an dem Schleier, den er für alte Spitzen erklärte, denn auf dergleichen verstünde er sich.

„Altspanische Arbeit, Helianthchen,“ versicherte er. „Wo mag der herstammen? Der muß im Haus hier irgendwo vergessen liegen geblieben sein — am Ende hat er gar der Frau Heimdal selbst gehört.“

„Vielleicht auch der Projektionsapparat?“ konnte Helianthe sich eine kleine Bosheit nicht versagen.

„Nun,“ meinte Mettkau liebenswürdig, „der Apparat kann trotz allem schon vorhanden gewesen sein. Ich betrete diesen Raum jedenfalls zum ersten Male. Aber wer immer auch vor uns beiden zuerst diese Entdeckung gemacht hat, kann freilich nicht weit sein.“

„Nein, erschreckend nah muß er sein!“ meinte Helianthe mit einem leisen Schauer. „Und wenn diesem Jemand ja nun auch sein Handwerk gelegt worden ist,

so muß ich doch gestehen, daß der Gedanke: Jetzt kommt er wieder, der Unhold, und nur mein Plaid trennt mich von ihm — doch etwas recht Unheimliches für mich hat. Ich bin eigentlich recht sehr allein in diesem Schloßflügel und habe nicht einmal eine Klingel in meinem Zimmer, mit der ich jemand herbeirufen kann."

„Keine Klingel?" rief Mettkau. „Donnerwetter — Pardon, Helianthchen — aber die hat man total bei der Einrichtung Ihres Zimmers vergessen. An alles hat man gedacht, nur an die Klingel nicht! Na, dem soll morgen schon abgeholfen werden. Übrigens können Sie ruhig sein, ich werde die Zugänge zu dem Raume hier verschließen und damit dem Eindringling das Handwerk ein für allemal legen. Wollen wir gleich besorgen. — So! Nun können Sie ruhig schlafen, und wenn es Sie drängt, das nach Heiligenberg heute noch mitzuteilen, so stelle ich Ihnen gern einen reitenden Boten dazu zur Verfügung."

Helianthe nahm das Anerbieten mit Dank an. Ihr Vormund hatte doch seine netten Seiten, wenn er den Schmalzengel nicht gerade bis zur Ermüdung zur Schau trug. Sie schrieb ihren Brief, hatte aber am Abend wieder alle Ursache, ihre Ansicht über ihren Vormund zu ändern, denn er unterhielt sie mit einer geradezu krampfhaften Energie, die sie schließlich dermaßen zur Verzweiflung brachte, daß sie aufsprang und erklärte, schlafen gehen zu müssen, trotzdem es noch sehr frühe war.

„Hören Sie, Kindchen, Sie sind wirklich nervös geworden," meinte er teilnahmsvoll, als Helianthe ihren Rückzug so unvermittelt antrat. „Das machen die schlaflosen Nächte infolge dieser dummen Geschichte. Nun seien Sie aber mal ein bißchen ver-

nünftig und lassen Sie sich von den Baldriantropfen meiner Frau geben. Ein unschuldigeres Mittel zur Beruhigung der Nerven gibt es nicht, aber helfen tut's sicher. Sie wollen doch morgen in Heiligenberg frisch sein — nicht?"

Diese Mahnung leuchtete Helianthe ein, und sie gab trotz ihrer alten Abneigung gegen Medikamente nach. Mettkau begleitete sie nach ihrem Zimmer und brachte ihr selbst in einem kleinen Gläschen die Tropfen, die er zum Einnehmen in ein wenig Wasser zurechtgemacht hatte.

Helianthe roch daran und schüttelte sich vor dem penetranten Baldriangeruch, der zwar den Katzen so sympathisch, vielen Menschen aber geradezu widerlich ist. „Puh!" machte sie und stellte das Gläschen auf ihren Nachttisch. „Ich werde es nehmen, wenn ich zu Bett gehe. Dazu bedarf es eines heroischen Entschlusses."

„Unsinn! Hier haben Sie Pfefferminzpillen zum Nachessen," redete Mettkau zu, indem er ein kleines Büchschen mit den kleinen aromatischen Kügelchen aus der Westentasche zog. „Ich habe sie für alle Fälle mitgebracht."

„Danke schön," sagte sie, das Büchschen annehmend. „Sie sind wirklich sehr gütig, und ich liebe Pfefferminz."

Mettkau wollte darauf dringen, daß Helianthe die Tropfen gleich nahm, denn sie verlören sonst, weil sie ein sehr ätherisches Präparat wären, ihre Kraft, aber es half nichts: sie wollte noch warten, und so ging er denn mit seinem herzlichsten Gutenacht.

Allein gelassen, fühlte Helianthe erst, wie müde sie wirklich war, und wie sehr ihre Nerven der Ruhe bedurften nach den Ereignissen des Tages. Sie eilte

auch, ins Bett zu kommen, und bis sie darin war, frei von der Furcht, daß die Augen auf dem Bilde sie wieder ansehen könnten, da hatte sie die Tropfen in dem kleinen Gläschen total vergessen. Doch der penetrante Geruch neben ihrem Kissen erinnerte sie so kräftig daran, daß sie sich aufrichtete, ein paar der Pfefferminzküchelchen in den Handteller nahm, um sie sofort nach der genossenen Gabe nachzunehmen, und dann nach dem Gläschen griff.

Das Licht hatte sie schon verlöscht, und nur die grüne Ampel erleuchtete das Zimmer. Sie hatte sich an das sanfte Licht nun schon so gewöhnt, daß sie es förmlich vermißt hätte.

Aber fast hätte sie den Inhalt des Gläschens verschüttet, denn in dem Augenblick, als sie es zum Munde führen wollte, stand dicht vor ihrem Bette die Gestalt der Frau Heimdal mit den schönen, sanften, goldigen Augen und streckte flehend die Hände nach ihr aus.

Wie vorher empfand Helianthe auch jetzt keinerlei Furcht vor der lieblichen Erscheinung mit dem traurigen Lächeln um den süßen Mund; es war nur die Überraschung, und weil sie so gar nicht mehr an die Frau Heimdal gedacht, daß sie unwillkürlich zurückfuhr. Dann aber hatte sie im Gegenteil ein ihr selbst ganz unerklärliches Gefühl einer befreundeten Nähe, und mit dem deutlichen Bewußtsein, vollkommen wach und Herrin ihrer Sinne zu sein, sah sie auf die Gestalt, die ihr so nahe stand, daß sie mit ausgestrecktem Arm das schillernde Gewand hätte berühren können, das sie umrauschte mit dem leisen Knistern starrer, schwerer Seide.

Was wollte nur die Erscheinung der ehemaligen Herrin dieser Räume von ihr?

Das Gläschen immer noch in der Hand, sah sie auf

die Gestalt, welche, beide Hände nach ihr ausstreckend, mit bittenden, angsterfüllten Blicken zu ihr sich hinneigte. Mechanisch führte sie die Hand zum Munde. Da trat die Erscheinung noch näher und bewegte die Lippen. Obwohl Helianthe niemals hätte sagen können, daß sie einen Laut gehört hätte, so konnte sie von dem Munde doch ganz deutlich die Worte ablesen: „Nicht trinken! Nicht trinken!“

Sofort stellte sie das Gläschen wieder zurück auf den Nachttisch. Der stechende Geruch des Baldrians, so nahe ihrer Nase gebracht, hatte sie ohnedem so angewidert, daß sie den Trank nur mit Überwindung hätte nehmen können.

Sowie sie das Gläschen fortgestellt hatte, ließ die Erscheinung die Hände sinken, ein wunderbar süßes, glückliches Lächeln verklärte das feine, blasse Gesicht, ein geradezu verklärendes Licht brach aus den sanften, großen Augen, und dann sah Helianthe nichts mehr — sie hörte dagegen die wunderbare Stimme, die sie schon so gut kannte, in der Ferne das „Agnus Dei“ singen, es klang durch die offene Tür des Balkons zu ihr herein, und tief aufatmend sank sie zurück auf ihre Kissen.

„Dona, dona nobis pacem!“ klang es durch die Stille der Nacht mit rührendem Flehen, und dabei fielen Helianthe die Augen zu, und sie schlief ein, indes der Baldrian in dem Gläschen neben ihrem Bette seinen heilenden Duft verhauchte.

— — — — — — — — — — — — —

Das Gläschen war der erste Gegenstand, auf den ihr Blick fiel, als sie am Morgen erquickt und gestärkt erwachte. Und da fing sie an, nachzudenken, warum wohl Frau Heimdal nicht gewollt hatte, daß sie die Tropfen nahm, die jetzt ihren fatalen Geruch fast ver-

loren hatten, während ein weißlicher, wolkiger Niederschlag auf dem Boden des Gläschens lag. War alles ein Traum gewesen? Und wenn auch — war's dann ein warnender Traum? Eine Warnung vor dem Genusse dieses unschuldigsten aller Hausmittel?

Helianthe konnte nicht damit zurechtkommen, sich nicht erklären, warum sie die Tropfen nicht hatte nehmen sollen.

Und da hatte sie eine Eingebung. Ein kleines leeres flaches Taschenflacon, in dem Kölnisches Wasser gewesen, lag auf dem Nachttische; in das füllte sie den Inhalt des Gläschens, nachdem sie den weißen Niederschlag darin umgerührt und dadurch wieder mit dem Wasser verbunden hatte. Als sie es tat, wußte sie noch nicht recht, zu welchem Zwecke es geschah, aber dann kam ihr der Gedanke, das Fläschchen mit nach Heiligenberg zu nehmen. —

Mettkau schien ganz glücklich zu sein, sie so frisch und gesund aussehend unten beim Frühstück begrüßen zu können. Ja, ja — solche Hausmittelchen, das wäre doch das allein Richtige, meinte er händereibend. Der Doktor mit seinem Apothekergepantsche käme noch zeitig genug an die Reihe. Seine Frau sei immer noch zu leidend, um ihr Zimmer verlassen zu können; sie lasse Helianthe grüßen und ihr alles Glück wünschen zu — na, er wolle nicht sagen, zu was, denn offiziell wüßte er ja nichts davon.

Das kam Helianthe nun recht kindisch vor, aber schließlich, wenn ihr Vormund dieses Odium auf sich zu laden beliebte, dann war das seine Sache. Sie fragte, ob sie Frau v. Mettkau einen Augenblick besuchen könnte, aber er meinte, es wäre besser, man ließe sie ganz in Ruhe, bis die hartnäckige Migräne gewichen sei, und Helianthe war's zufrieden.

Bald nach dem Frühstück kam Komtesse Heiligenberg im Selbstkutschierer, erkundigte sich eingehend nach dem Befinden der Hausfrau, gab einen Strauß herrlicher Treibhausrosen für die Leidende ab und fuhr mit Helianthe davon mit dem Versprechen, sie am Abend wieder wohlbehalten in Monrepos abzuliefern.

An der Grenze von Heiligenberg aber stand Graf Hans und wartete. Die Damen stiegen aus und ließen den Wagen allein zurückfahren, und nun gab es ein fröhliches Wandern zu dritt durch den frischen grünen Wald, durch den die Sonne flimmerte und strahlte. Doch die Herzen unter dem grünen Blätterdache hätten der Sonne nicht bedurft, die von außen alles vergoldete und verklärte — das Glück, das ihnen im Herzen lachte, hätte ihnen die Welt doch in Glanz getaucht und wenn es Bindfaden geregnet hätte.

Davon hätte Komtesse Heiligenberg sich nicht ausgeschlossen wissen wollen, wenn sie ja auch naturgemäß nur im Widerschein dieses jungen Glückes wandelte; aber neidlos und ohne Eifersucht selbst nahm sie teil daran und hätte es sehr übel empfunden, wenn jemand daran gezweifelt hätte. Zu sehr gewohnt, ihren Zwillingsbruder als ihr anderes Ich zu betrachten, war sein Glück ihr Glück; daß sie über kurz oder lang ihre Regentschaft in Heiligenberg abtreten müßte, damit hatte sie nicht nur gerechnet, sondern sie hatte es sogar gewünscht im Interesse ihres Hauses, auf das sie stolz war. Es war ja eine Enttäuschung, sicherlich, daß die Braut ihres geliebten „Hans-Bruders“ so ganz ohne jedes Krönlein über ihrem Namen erschien, aber sie hatte sich damit abgefunden angesichts des großen Glückes, das dieses kronlose Wesen ihrem Bruder zubrachte, sie begriff die Liebe ihres Bruders für Helianthe, die sie ganz in ihr nicht eben leicht zugängliches

Herz geschlossen hatte, und damit überwand sie die Enttäuschung.

Schließlich wandelte die zukünftige Herrin von Heiligenberg doch im Schatten des Lorbeers, der sich um den weltberühmten Namen ihres Vaters rankte, und dann war auch noch die Dogenkrone über dem Wappen der Mutter da — und daß „alles“ klappte, das wäre zu viel verlangt gewesen in dieser unvollkommenen Welt. Die Hauptsache war ja doch das Glück, und ihr wurde es warm und wehmütig zugleich ums Herz, wenn sie das aus den Augen der beiden leuchten sah, mit denen sie nun durch den Wald ging.

Natürlich kam die Rede bald genug auf die „Prinzipien“ des Herrn v. Mettkau.

„Im Grunde hat er so unrecht nicht damit,“ meinte Graf Hans. „Ich kann es ihm nicht verdenken, wenn ein Vormund sich die Hände wäscht über die Freier seines Mündels, besonders wenn dieses eine vielbegehrte Erbin ist. Aber, zum Kuckuck, das hat doch nur so lange einen Sinn, als die Freier ihm unbekannt sind. Ich bin doch kein obskurer Goldfischjäger! Ich habe noch gute Lust, ihm seinen berühmten Kompromiß an den Kopf zu werfen, denn diese törichte, dumme und durchsichtige Komödie ist nichts als die Angst vor dem Abbruch der Beziehungen mit Heiligenberg und damit der ganzen Nachbarschaft, die ihm eben wie eine wahre Himmelsgabe unerwartet in den Schoß gefallen sind. Diese ‚Prinzipien‘ mir gegenüber sind nichts gewesen als eine Rache für den erlittenen Boykott: ich kam als Bittender zu ihm, und er hatte jetzt die Macht in der Hand und wollte sie fühlen lassen.“

„Na, das hast du ihm ja auch genügend angedeutet, Hans,“ fiel die Komtesse ein. „Stutzig hat's ihn ge-

macht auf dem Fleck — ich hatte dabei den Eindruck, als ob er direkt erschrocken gewesen wäre und noch eine andere Meinung hinter deinen Worten vermutet hätte. Wenn ich irgend eine Berechtigung dafür wüßte, würde ich sagen, der Mann hat einen Augenblick unter einer tödlichen Furcht gestanden. Was mich aber wieder für ihn erwärmt hat, das war die Art, wie er die Mitteilung des Streiches aufnahm, den man Helianthe gespielt. Er war ja vollständig entgeistert über das Schelmenstück."

„Ja, und er hat wirklich alles getan, um so viel als möglich davon zu entdecken," bestätigte Helianthe. „Das Bild ist völlig verhängt worden, und er hat den Zugang zu dem Raume selbst abgeschlossen."

„Hm — es gibt auch Nachschlüssel," bemerkte die Gräfin.

„Die waren wohl bisher nicht nötig, denn die richtigen Schlüssel steckten überall in den Schlössern."

„Mein armes Lieb!" sagte Graf Hans und zog seine Braut, unbeschadet der Gegenwart einer dritten, an sich. „Dieses Abenteuer ist wirklich eine der unerhörtesten Geschichten, die man kaum für möglich halten kann. Daß du aber so abergläubisch sein konntest, dabei an etwas Übernatürliches zu glauben, das hätte ich doch bei einer so modern erzogenen jungen Dame nicht gedacht. Man sieht daraus, daß das Übernatürliche dem Menschen näher steht als die sogenannte Aufklärung, die im gegebenen Falle nur zu leicht versagt — vermutlich, weil sie unbefriedigend ist."

„Und weil die menschliche Seele selbst etwas Übernatürliches ist, an dem die Philosophie sich die Zähne ausbeißt," sagte seine Schwester. „Ich weiß doch nicht, ob auch ich gleich dem Phantom ‚Halt — werda?' zugerufen und es in der Nähe betrachtet hätte. Be-

sonders, wenn ich die gespenstischen Geschichten über die Frau Heimdal kannte. Das kommt davon, wenn man im Rufe steht, umzugehen wie diese arme Frau Heimdal, der die Legende die ewige Ruhe rauben möchte."

Helianthe stand plötzlich still, und ihre großen dunklen Augen sahen verloren in die Ferne. Sie zögerte mit begreiflicher Zurückhaltung, von der Erscheinung zu sprechen, die sie nun schon öfters gehabt, denn Dinge, die nur eine kleine Gemeinde haben und nicht allgemein anerkannt sind, pflegen nur zu leicht einer Ungläubigkeit zu begegnen, die oft, nein meist mit einem überlegenen oder mitleidigen Lächeln begleitet ist, wenn sie nicht gar in lautes Lachen ausartet. Und die Lächerlichkeit ist's, die der Mensch mehr scheut als viele andere Dinge, besonders, wenn er sich bewußt ist, mit seiner Überzeugung allein zu stehen. Sollte sie ihr Wissen in sich verschließen? Aber ein Blick in die treuen, klaren Augen ihres Verlobten gab ihr die Gewißheit, daß er sie nicht auslachen würde, wenn er auch vielleicht bemüht sein würde, ihr das Zeugnis ihrer Augen als Sinnestäuschung auszureden, oder ihr den Beweis führen würde, daß sie alles nur geträumt habe.

Da erzählte sie denn, was sie gesehen und erlebt und was sie gehört oder zu hören geglaubt, denn dieser Teil ihrer Erlebnisse konnte Sinnestäuschung sein. Das gab sie gerne zu, wenn sie auch anderer Meinung war.

Als sie mit dem Erlebnisse des gestrigen Abends geschlossen, trat eine Pause ein. Die drei standen, sahen einander an, und lange sprach niemand ein Wort.

„Ihr glaubt mir nicht!" sagte Helianthe leise.

„Doch, ich glaube dir," rief die Komtesse. „Nur habe ich noch niemanden gefunden, der so etwas er-

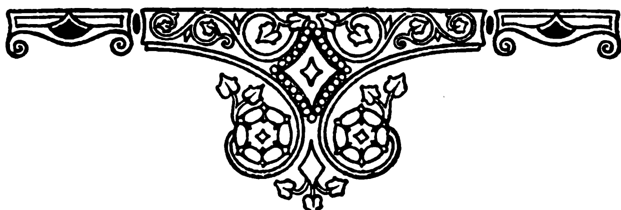
lebt hätte. Mein Vater glaubte daran. Er hat nie über Leute gelacht, die mehr sehen konnten als andere. ‚Man soll darüber nicht urteilen, wenn man doch das Gegenteil nicht beweisen kann,‘ pflegte er zu sagen. Sicher darf man aber solche Mitteilungen nicht mit dem Worte ‚Einbildung‘ abfertigen, nur weil man selbst noch nichts derartiges erlebt und gesehen hat.“

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll,“ gestand Graf Hans ehrlich ein. „Glauben muß ich dir, Helianthe, weil du es sagst und weil ich von dir die Überzeugung habe, daß du nicht exaltiert bist und ja sonst so fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehst. Aber anderseits ist man so sehr gewohnt, diesen Dingen Unglauben, ja Spott entgegenzubringen. Ich weiß, mein Vater wurde immer sehr ernst, wenn die Leute über Erscheinungen und Visionen Witze machten. Nur die sogenannten Spiritisten gab er preis, davon hielt er nichts. Und mit Recht. ‚Ich brauche kein Medium, um zu sehen, was dem Auge der meisten unsichtbar bleibt. Dazu muß ein Höherer einem die Binde von den Augen nehmen.‘ Ich besinne mich noch ganz gut, wie er das sagte, es war nach einem Jagddiner, als die Rede darauf kam, und wir trugen alle den roten Rock. Es würde sich nur um die Frage handeln, ob die Legende, daß die Frau Heimdal, die, um vor Gefahren zu warnen, erscheint, nicht suggestiv auf dich gewirkt hat. Aber in welcher Gefahr solltest du schweben? Geschwebt haben, um richtiger zu sprechen. Ja, wenn es noch Morphium oder sonst ein starkes Narkotikum gewesen wäre, das Mettkau dir in der besten Absicht in einer zu großen Dosis gegeben hätte, aber Baldriantropfen! Ich verstehe das nicht.“

Helianthe griff in ihre Tasche und brachte das kleine Fläschchen hervor, das sie mit dem Inhalt des

Gläschens gefüllt. Die Flüssigkeit sah jetzt leicht getrübt aus in dem farblosen, geschliffenen Glase mit dem goldenen Stöpsel; der milchige Niederschlag, den sie heute früh bemerkt, haftete auch hier an dem Boden, aber er ward zum Teil wieder aufgerührt durch die Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)





Des Jakelbauern Festtage.

Erzählung von Erich Ebenstein.

Mit Bildern von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

„Schwer ist's — mächtig schwer!" seufzte der Jakelbauer aus tiefstem Herzensgrund. „Daß er grad jetzt hat sterben müssen, der Höferer!"

Er kratzte sich hinter den Ohren und starrte mit ratlosem Blick sein Weib an, das am offenen Herd den Kessel umrührte.

Die Jakelbäurin nickte und rührte weiter.

Für vieles Reden sind beide nicht. Das verlernt sich in solcher Einsamkeit. Und einsam, todeinsam liegt der Jakelhof hoch droben hinter schier endlosen Wäldern, Gräben und Weidetälern auf der Wasserscheide des Pleschgebirges.

Fast vier Wegstunden ist's bis zum nächsten Gehöft, dem Haus des verstorbenen Höferer, mehr als ein halber Tagmarsch bis an das große Stift, das am Ausgang des Gebirges liegt und dem fast alle Wälder und Gründe ringsum seit Jahrhunderten gehören.

„Verwilderte Leut'!" sagen die Bewohner unten im Tal von den Jakelbauerschen. Und wer die beiden so ansieht in der von Jahrzehnte altem Ruß glänzend schwarzen Küche mit den zerschlissenen Lodenspensern um die hageren Schultern, dem zottigen Haar und Bart und den stumpfsinnigen, wie aus braunem Holz

geschnittenen Gesichtern, der findet keine passendere Bezeichnung.

Früher, als die alten Jakelbauerschen noch lebten, gab es vier Menschen auf dem entlegenen Hof, und an Sonntagen kam noch etwas wie ein Gespräch zu stande. Denn der alte Jakelbauer und sein Weib waren aus dem Tal heraufgezogen, hatten in ihrer Jugend die Stiftsschule besucht und einen Schimmer von Kultur mit heraufgebracht in die neue Heimat. Hiesel, der Sohn, hatte aber nie eine Schule besucht, und die jetzt sein Weib gewordene Jula, die einmal halberfroren als kleines Kind von vagabundierenden Kesselflickern auf dem Hof zurückgelassen worden war, gleichfalls nicht.

Beim Höferer war vor Jahren im Sommer vom Kaplan aus dem fernen Tal eine Christenlehre abgehalten worden, dazu schickte der alte Jakel Sohn und Findelkind, und das war alles, was für ihre „Bildung" geschehen war. Später heiratete Hiesel die Jula. Die Trauung fand unten in der Stiftskirche statt, und das ganze Dorf lief damals zusammen, um die „wilden Pleschleut'" zu sehen, die die Köpfe verwirrt und erschreckt niederduckten. Dieser Tag war das einzige große Ereignis in ihrem Leben gewesen.

Seitdem war Hiesel kaum mehr ins Tal gekommen. Zur Musterung brauchte er nicht zu gehen als einziger Sohn, dessen Vater damals eben gestorben war, und sonst gab es selten Veranlassung, den Jakelhof zu verlassen. Nachbar Höferer besorgte nicht nur für Hiesel, sondern auch für eine Anzahl anderer zerstreut im Gebirge hausenden Bauern den Verkehr mit der fernen Außenwelt. Zweimal im Jahr fuhr er zu Tal, um Salz, Nägel und etwa notwendige Werkzeuge zu besorgen, und einmal jährlich reiste er sogar in die nächstgelegene Kreisstadt, um die fällige Steuer für sich

und seine Schützlinge zu zahlen. „Stiften“ nannte es der Jakelbauer, der diesen Ausdruck noch aus der Feudalzeit her von seinem Vater übernommen hatte und keinen anderen kannte. Damals wurde die Steuer eben an das Stift entrichtet.

Nach des alten Jakel Tod lebten die jungen einsam weiter. Kinder besaßen sie nicht, aber sechs Kühe, ein paar Schweine, das Haus, Weideland und Felder — alles schuldenfrei. Ab und zu verirrten sich an das entlegene Haus Touristen oder ein Hausierer. Manchmal auch, wenn es sich um die Steuer oder einen Viehhandel handelte, der Höferer aus dem Naßgraben. Dann erfuhren die Jakelbauerschen zufällig, was es im Tal Neues gab, und daß es draußen in der Welt allerhand närrische, neumodische Dinge gebe, die sie sich da oben nicht einmal vorstellen konnten.

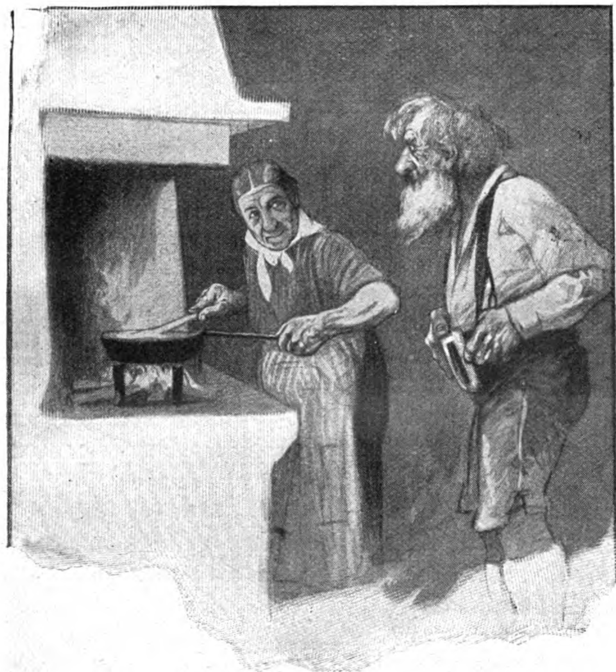
Jetzt war der Höferer nun auch tot. Zufällig hatte es Hiesel gestern von einem Jäger erfahren, den er im Walde getroffen. Und heute erst kam ihm allmählich zum Bewußtsein, daß dieser Tod auch für den Jakelhof einen Verlust bedeutete. Wer würde jetzt „stiften“ gehen?

Die Sache beschäftigte ihn so sehr, daß er sogar das Bedürfnis empfand, sich mit seinem Weibe darüber auszusprechen. Aber die Jula hatte nur genickt, wie es ihre Art war, und Hiesel blieb nichts übrig, als an seiner mit selbstfabriziertem Tabak gestopften Pfeife weiter zu saugen.

Am nächsten Tag — die Jula hatte eben die Schweine gefüttert und kochte nun das tägliche Abendbrot — Weizenmehl in Wasser — versuchte er die Sache noch einmal.

„Der Höferer ist tot. Wer uns jetzt etwan stiften gehen wird?“

Diesmal blickte die Jula auf und glotzte ihren Mann eine Weile erschrocken an. Dann, als ihr die Lage allmählich klar geworden war, sagte sie mit einem erleichterten Atemzug: „Selber gehn mußt halt.“



Über die selbstverständliche Sicherheit, mit der Jula dies aussprach, geriet der Jakelbauer ganz aus der Fassung, und ein Heer von Gedanken, Fragen, Vorstellungen erhob sich drohend in seinem Kopf.

Selber stiften gehen? Wohin? Zu wem? Wußte er genau, wo die richtige Stadt war? Und wem sollte

er begreiflich machen, was er wollte? Wo gerade den Menschen finden, den er brauchte?

„Vom Reden bin ich keiner,“ stieß er endlich verwirrt heraus. „Ich könnt's ihnen 'leicht nit ausdeutsch'n.“

„Reden brauchst nit, nur stiften.“

„Aber wo denn? Hab' mich nie 'kümmert darum.“

„Fragst halt. In der Stadt sind sie gescheit. Die werd'n dich schon hinweisen zu die Kaiserlichen.“

Der Jakelbauer atmete auf.

Zu den Kaiserlichen! Richtig, das war ein Anhaltspunkt. Der Höferer hatte immer gesagt, das Geld gehöre dem Kaiser. Die Kaiserlichen würden wohl aufzufinden sein.

Nachdem er noch einen Tag weiter über die Sache nachgedacht hatte, kam sie ihm schon nicht mehr so ungeheuerlich vor. Die Summe wußte er. Zehn Gulden waren's. Das blieb sich immer gleich. Und die Kaiserlichen würden schon zu finden sein.

Eine Woche später kam ein Hausierer an den Jakelhof. Der Bauer war selig. Mit dem konnte man die Sache weiter besprechen, denn der Jula ihre Weisheit war zu Ende und seine eigene auch. Was über ihre Wirtschaft hinausging, darin waren sie weltfremd und unerfahren wie neugeborene Kinder.

Nun war gottlob einer da, der sich auskannte.

Erst wurde ein wenig gehandelt. Der Hausierer, welcher nicht zum ersten Male auf den Jakelhof kam, wußte Bescheid mit den Verhältnissen. Auf Essen war nicht zu rechnen, denn die Jakelbauerschen aßen einen Tag wie den anderen ihre gekochte Weizenmehlsuppe — Sonntag war's Buchweizen — und diese primitive Kost war selbst dem Hausierer zu schlecht. Also machte er es wie die Touristen und verlangte

nur Milch, die er bar bezahlte. Nachdem ihm der Bauer dann noch ein Stück Loden und drei Pakete Schwefelhölzchen abgekauft hatte, zog der Hausierer mit schlauem Lächeln einen Laib Weißbrot aus seinem Sack. Den habe er extra für den Jakelbauer mitgebracht, weil er wisse, wie selten dieser ins Tal hinabkomme und wie selten es daher Weißbrot gebe heroben. Für die Bäurin waren zwei Semmeln bestimmt.

Hiesels Augen glänzten, und durch eine blitzartige Ideenverbindung fiel ihm ein, daß wenn er nun selber in die Stadt stiften gehen müsse, er dort nicht nur Weißbrot, sondern auch allerlei andere gute Dinge essen könne. Dinge, von welchen ihm der Höferer manchmal erzählt hatte. Es wurde ihm ganz heiß bei dem Gedanken. Jula verstand vom Kochen nichts. Seit dem Tode der alten Jakelin hatte es keine ordentliche Suppe mehr auf dem Jakelhof gegeben. Für Hiesel aber gab es neben der ewigen Seligkeit nur noch ein Ding, das er sich heimlich, aber brennend ersehnte: wieder einmal ordentlich zu essen. Wenn es gar gesäuerte Bohnen oder eingekochte Rindsuppe hätte sein können, wie er sie zuweilen in der Stiftstaverne gegessen, dann wäre er der glücklichste Mensch gewesen. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, und die Äuglein wurden schwimmend.

Vorläufig kaufte er dem Hausierer für schweres Geld den leckeren Brotlaib ab und setzte sich dann mit dem Vielgereisten auf die Ofenbank, um die bereits zu einer unausweichlichen Tatsache gereifte Reiseidee zu besprechen. —

Es wurde spät, ehe man sich an diesem Abend auf dem Jakelhof zur Ruhe begab. Aber am anderen Morgen, als der Hausierer weiterzog, blickte Hiesel ihm mit glänzendem Blick nach und warf sich dann

stolz in die Brust. Er wußte nun alles. Wie man nach der Stadt kam, wo man sich nach den „Kaiserlichen“ erkundigen konnte und — wo man für wenig Geld einen guten Bissen fand.

„Wenn das Getreide eingebracht und die große Pleschwiese gemäht ist, geh' ich stiften,“ erklärte er Abends mit wichtiger Miene. Und die Jula, die nichts Besonderes darin erblickte, weil ihr kurzer Weiberverstand das Ungeheure nicht in Betracht ziehen konnte, nickte stumm, wie es ihre Art war.

Anfangs August brach endlich der große Tag an. Der Jakelbauer nahm einen Knotenstock, steckte die alte, aus Urgroßväterzeiten stammende Brieftasche zu sich und machte sich auf den Weg.

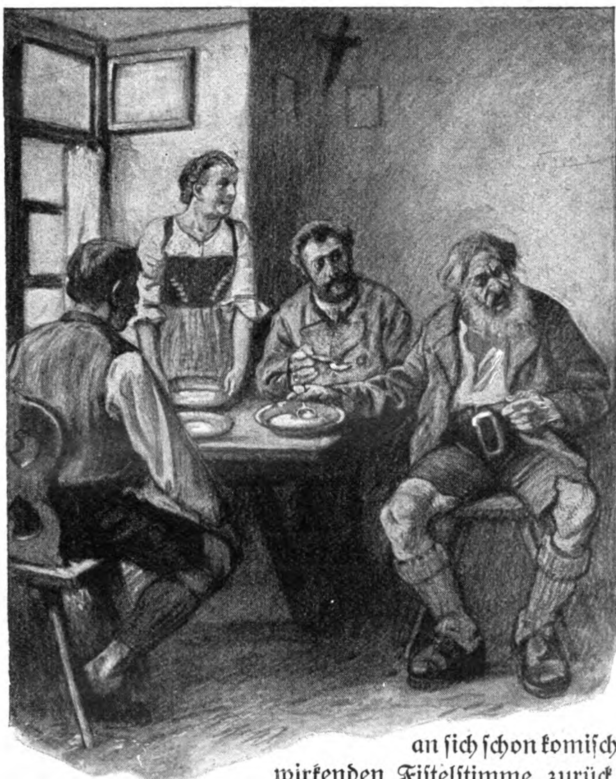
Es war ihm so froh zu Mut, daß er gerne gejodelt hätte, aber die Natur hatte ihm zu dem Körper eines Hünen nur eine dünne Fistelstimme verliehen, und so mußte er auf dieses Vergnügen verzichten. Vier Stunden wanderte er mutterseelenallein durch die Berge, dann erreichte er den Höfererhof im Naßgraben. Da er schon kurz nach Mitternacht aufgebrochen war, saßen die Leute dort eben bei der Morgensuppe, und der junge Höferer forderte Hiesel zum Mitessen auf.

Er lächelte ein wenig dabei, und sein Gesinde lächelte auch. Ja, der Kühhalterbub kicherte sogar vernehmlich, denn der Nachbar Jakelbauer sah zu komisch aus in seinem Aufzug. Am Oberleib nichts als den kurzen, zerschlissenen, fast farblosen Lodenspenser, den er für immer trug, an den Beinen die röhrenartige, unten schon etwas in Fransen ausgehende Lederhose, dazu das braune verwilderte Gesicht mit dem zottigen Haar und der Knotenstock.

„Der richtige Räubersmann!“ zischelte die Jungmagd dem Großknecht zu.

„Wo willst denn hin, Jakelbauer?“ fragte der Hausherr den andächtig in der sauren Milchsuppe Herumlöffelnden.

„In die Stadt hinein will ich,“ gab Hiesel mit seiner



an sich schon komisch wirkenden Fistelstimme zurück.

Jetzt kicherte alles. Der junge Höferer selbst konnte nur mühsam ein Lachen unterdrücken.

„Was willst denn dort?“

„Stiften halt.“

„Aha — Steuer zahl'n! Hm — aber dein Sonntagsgewand hättest dazu doch anlegen können."

„Sonntagsgewand?" Hiesel blickte verwirrt an sich nieder. „Ja so — das Gewand meinst." Dann lachte er in seiner Verlegenheit täppisch auf. „Hab' keins! Brauch' keins! Am Jakelhof wissen wir gar nie, wann Sonntag ist. Halt ja!"

Jetzt mischte sich die junge Bäurin ein. Sie bemerkte mißbilligend: „Nicht wissen, wann Sonntag ist, das ist aber eine Sünde, Jakelbauer! Wenn ihr schon nit in die Kirchen gehn könnt, weil sonst das Vieh nichts zu fressen hätt', aber nit einmal was wissen vom Sonntag — du mein, da betet ihr 'leicht gar nit?"

„Selb wohl, Bäurin, selb wohl!" verteidigte sich Hiesel hastig. „Grad drum, weil wir's halt nie für gewiß wiss'n, wann Sonntag ist, tun wir alle Tag' so beten, wie wenn ein heiliger Tag wär'. Ah ja, das wohl! Alle Tag'! So kann uns auch nie ein Sonntag auskomm'n."

Damit war die Höfererbäurin zufrieden, und die Morgensuppe wurde ausgelöffelt.

Hiesel machte sich jetzt wieder auf den Weg. Es war ihm unbehaglich unter den spöttischen Blicken des Gesindes, und die Bemerkung des Bauern über sein Gewand ging ihm auch im Kopf herum. —

Als er die Stiftstaverne erreichte und eben mit dem Gedanken liebäugelte, hier eine kleine Rast zu machen, bemerkte er plötzlich eine Anzahl Menschen, die sich in vorsichtiger Entfernung von ihm aufgestellt hatten und ihn mit offenem Mund anstarrten. Einige lächelten und blinzelten einander zu, andere wichen scheu zurück, als er den Blick auf sie richtete.

Da wurde es dem Jakelbauer ängstlich zu Mut, und er nahm Reißaus. Fast fluchtartig setzte er seinen

Weg fort und mäßigte die Schritte erst, als er die Landstraße erreichte, die vom Stift zur Bahnstation führte. Nie im Leben war er so ärgerlich gewesen. Der Magen knurrte ihm vor Hunger, und in der Stiftstaverne hätte es vielleicht was Gutes gegeben. Nachträglich bildete er sich sogar ein, es wäre der verführerische Duft gesottenen Rindfleisches heraus auf die Straße gedrungen.

Der Hausierer hatte dem Jakelbauern gesagt, daß er bei St. Stefan die Bahn besteigen und so in einer Viertelstunde die Kreisstadt erreichen könne. Aber Hiesel dachte nicht daran, sich den schauerlichen Gefahren einer Eisenbahnfahrt auszusetzen. Sein Vater hatte in jungen Jahren die Eisenbahn gesehen und seitdem immer behauptet, in dem „schwarzen Drachen", der ohne Pferd wie ein Vogel dahinfliege, stecke der Teufel. Außerdem sollte es nach des Hausierers Angabe bei St. Stefan ein Haus zum „Fischerwirt" geben, wo man noch bessere Dinge bekäme als in der Stiftstaverne.

Auf dieses Haus im Schatten eines großen Lindenbaumes zwischen der rauschenden Mur und dem Gebäudekomplex einer großen Papierfabrik setzte der Jakelbauer nun all seine Hoffnung.

Aber schon als er das Dorf betrat, merkte er, daß seine Erscheinung hier noch mehr Aufsehen erregte als in dem kleinen Ort, der zum Stift gehörte. Von allen Seiten strömten die Leute zusammen, lachend, schreiend und aufgeregt, als zöge eine Kunstreitergesellschaft ein. Immer mehr kamen herbei, zuletzt umringten Weiber, Kinder und Fabrikarbeiter den seltsamen „Waldmenschen" und überboten sich in spöttischen Fragen.

Ob er vom Mond gekommen sei? Was für Vor-

stellungen er hier geben wolle? Ob er einen Namen habe oder am Ende gar stumm sei, weil er den Mund nicht aufmache? Jemand rief, es sei gewiß der Raubmörder, der neulich den Briefträger erschlagen habe, ein anderer meinte, es müsse ein in der Kreisstadt entsprungener Irrsinniger sein, und zuletzt brüllte alles nach dem Gendarmen.

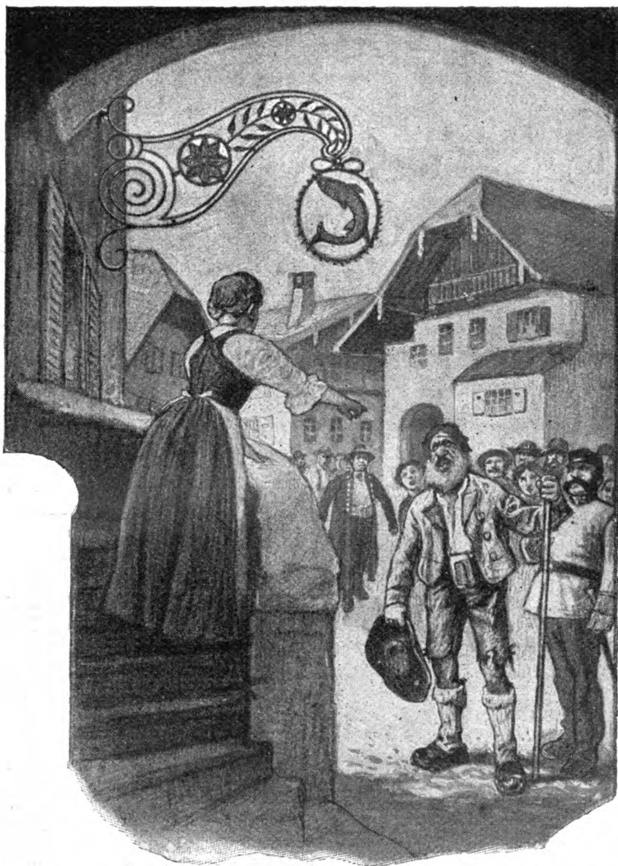
Hiesel stand wie vor den Kopf geschlagen mitten drin. Er begriff absolut nichts. Als der Gendarm atemlos angerannt kam und ihn barsch anfuhr, wer er sei und was er hier wolle, nahm er ehrfurchtsvoll seinen zerfetzten Hut vom zottigen Kopf und erklärte mit seiner komischen Fistelstimme, daß er der Jakelbauer vom Plesch sei und beim Fischerwirt essen wolle. Dabei schielte er verlangend nach dem Wirtshaus, vor dessen Tor man eben stand.

Ehe aber der Gendarm noch wußte, was er von dieser Auskunft halten sollte, schrie die Fischerwirtin, eine blitzsaubere junge Frau, gellend dazwischen: „Nicht unterstehn wirst dich, du Haderlump, und bei uns einkehr'n! Für solche Gäst' ist mir mei' saubere Stub'n zu gut!"

Da regte sich in Hiesel zum ersten Male etwas wie verletzter Stolz. Sein schuldenfreies Anwesen mit den sechs Stück Vieh fiel ihm ein, und der ererbte Bauernstolz seiner Ahnen legte ihm die Antwort auf die Lippen: „Brauchst dich nit zu fürcht'n, hoffärtiges Weibsbild —"

Im selben Moment durchbrach eine hohe geschmeidige Gestalt den Kreis der Gaffer, zwei lustige braune Augen richteten sich auf Hiesel, und eine fröhliche Stimme rief: „Aber Leut'ln, was macht's denn mit unserm Jakelbauern? Der wird euch doch nix zuleid getan hab'n? — He, Hiesel, was meinst?" Er blinzelte dem Jakelbauern vertraulich zu.

Der Wirt von der Stiftstaverne war's, den ein Weinkauf nach St. Stefan geführt hatte.



„Der Taferner — der Taferner!" kreischte Hiesel glückselig, und es fehlte wenig, daß er diesen einzigen Menschen umarmt hätte, den er hier kannte.

Der Tafernwirt sprach nun mit dem Gendarmen, worauf dieser sich zurückzog. In zwei Minuten war es still und leer um den Jakelbauern, und er konnte nun dem Taferner den Zweck seiner Reise erklären.

Als aber der Wirt ihm vorschlug, nun in seiner Gesellschaft ein anderes Wirtshaus zu besuchen, meinte Hiesel, sich verlegen hinter den Ohren kratzend: „Mußt's nicht für ungut nehmen, Taferner, aber die Leut' da sind so viel grauslig! In der Stadt bei der ‚Sonne' will ich übernachten, da spar' ich mir jetzt den Hunger schon auf bis dorthin. Hab' noch ein Stück Speck in der Tasche, das langt grad."

Der Taferner lächelte. Er hatte es gut gemeint, aber es war ihm nicht unlieb, die aufsehenerregende Gesellschaft los zu werden. Desto eifriger war er beflissen, dem Jakelbauern sonst nützlich zu sein. Nachdem er ihm eingehend Weg und Steg beschrieben nicht nur nach der Stadt, sondern auch bis zum Steueramt, das Hiesel konsequent „die Kaiserlichen" nannte, schloß er vertraulich blinzelnd: „Und beim Sonnenwirt tu dich nur auf mich berufen, der ist ein alter Spezi von mir, der Kober-Matthias. Grüß auch die Sonnenwirtin. Und vergiß nit: eine Weinsupp' soll sie dir machen und dann Sauerkraut mit Leberwurst. Und Backhandl mit Salat — das kann keine so wie die Sonnenwirtin!"

Der Jakelbauer bedankte sich und wanderte weiter. Nach fünf Schritten aber machte er kehrt, lief dem Wirt nach und sprudelte verlegen heraus: „Sagen muß ich dir's, Tafernwirt, weil du gar so gut bist, das Stiftengehn ist mir gar nit die Hauptsach' — so ein Naschhafter bin ich dir halt —"

Der Tafernwirt sah ihn verständnislos an. Für ganz gescheit wie andere Leute hatte er diesen Hinter-

wäldler nie gehalten, aber der schien ja nun ganz übergeschnappt. „Was meinst denn eigentlich, Hiesel?“ fragte er sanft.

„Weißt,“ antwortete der Jakelbauer in zutraulicher Verschämtheit, „selb ist so: die Meinige kocht halt immer nur Mehlsuppen und viel mehr kann sie nit. Bei dir unten aber, da hab' ich gekochte Rindssuppen 'gessen und saure Bohnen — du mein! So viel gut war's! Jetzt, wie vom Stiftengehn die Red' war, nit mehr auslassen hat's mich! So hab' ich's halt beschlossen: was Gut's essen will ich! Deswegen, Taferner, deswegen allein! Wär' das nit, der junge Höferer wär' schon aus Nachbarschaft 'gangen für mich — — aber so ist's. Besser machen will ich mich nit. Jetzt weißt's — angelogen hab' ich dich voreh — nit 's Stiften, 's gute Essen ist mir die Hauptsach'!“

Der Tafernwirt lachte, daß es ihn nur so schüttelte. „O, du dreifacher Schlankl. Deswegen also!“

„Mußt mich aber nit verraten, Taferner!“

„Laß dir's nur schmecken beim Sonnenwirt, und auf'm Heimweg sprich zu in der Tafern. Die Meinig' wird sich auch nit spotten lassen.“ —

Eine halbe Stunde später saß der Jakelbauer zufrieden am Straßenrand, aß den Speck von daheim, der reichlich ranzig war, baute seelenvergnügt Luftschlösser und vertröstete seinen immer noch knurrenden Magen auf das „Festessen“ im Sonnenwirtshaus. Zwar von den angepriesenen Herrlichkeiten einer Weinsuppe, Sauerkraut mit Leberwurst und eines Backhandls mit Salat wollte er nichts wissen. Derlei hatte er noch nie gegessen und wußte nicht, ob es den Vergleich mit den anderen ersehnten Dingen aushalten konnte. Deshalb beschloß er, bei bekannten Genüssen zu bleiben: Rindssuppe, Bohnen, Gebratenes.

Heute abend wollte er nur fetten Sterz essen — immerhin auch eine seit der Mutter Tod nicht mehr gehabte Delikatesse, dann bei der „Sonne“ übernachten und am anderen Morgen stiften gehen.

Dann erst — nach erfüllter Pflicht — sollte das feierliche Festessen gleichsam als Belohnung bestellt werden.

— — — — — — — — — — — —

An der Grenze des Stadtgebietes stand am selbigen Abend ein junger Wachmann auf Posten, den nichts so sehr plagte als ehrgeizige Träume und der Hunger nach einer „Tat“, die seinen Namen der Mitwelt bekannt machen sollte. Er hieß Peter Hofer.

Und ein Stück, ehe man das Stadtgebiet erreichte, hatte ein junger Unternehmer kürzlich eine Garage für Automobile und Fahrräder errichtet. Die Landstraße und alle halbwegs passablen Wege im Umkreis der neuen Garage waren voll von Autlern, Radlern und besonders von solchen, die es erst werden wollten.

Der Jakelbauer, der von solch hochmodernen Errungenschaften keine Ahnung hatte und gewöhnt war, mit dem unbeholfen wiegenden Gang des Berglers, der an steile steinige Wege gewöhnt ist, in der Mitte der Straße einherzutappen, machte manchen entsetzten Seitensprung, als er in den Bereich des Töfftöffs und der elektrischen Klingel kam. Und einmal sprang er, einem Automobil ausweichend, unglückseligerweise direkt einem Radler vors Rad.

Ein Schrei, ein Fluch, ein Klirren und das Unglück war geschehen: Radler, Rad und Jakelbauer wälzten sich im Staub der Straße.

Als Hiesel wieder zu sich kam, lief ihm das Blut über die rechte Wange, sein linker Arm schmerzte furchtbar, und der Radler fuhr fluchend davon.

Der Jakelbauer wischte Blut und Straßenstaub etwas ab und schlich scheu am äußersten Rand der Straße weiter. Er sah nun so wenig vertrauenerweckend aus, daß eine eben nach der nahegelegenen Villa ihrer Herrschaft heimkehrende Köchin laut schreiend zu laufen begann. Sie schlug ein Kreuz ums andere und blickte sich alle zwei Sekunden um, ob ihr der „leibhaftige Räubersmann“ nicht folge.

Nun folgte er ihr allerdings und zwar aus dem einfachen Grund, weil es keinen anderen Weg gab in dieser Richtung. Aber er folgte der keuchenden, nach Luft schnappenden Köchin sehr langsam und matt. War es der Schreck, der lange Weg oder der Blutverlust — genug, der Jakelbauer fühlte sich plötzlich müde zum Umfallen.

Die erschreckte Köchin hatte die Stadtgrenze erreicht und erzählte dem gespannt aufhorchenden Wachmann Peter Hofer, daß hinter ihr ein „schrecklicher Mensch“ daherkomme, ganz wild, zottig, zerfetzt und voll Blut, sicher ein Raubmörder.

Der Jakelbauer schlich nur mehr mühsam vorwärts. Ab und zu kam es ihn wie ein Schwindel an, daß er den in immer tiefer werdender Dämmerung schier versinkenden Weg nicht mehr deutlich sah. Dicht vor ihm lag eine rötlich durchleuchtete Dunstwolke mit vielen flimmernden Punkten: die Stadt mit ihren Lichtern. Schattenhaft stiegen zu beiden Seiten des Weges dunkle hohe Mauern auf, aus welchen feurige Augen beängstigend auf den Wanderer niederstarrten.

Plötzlich eine scharfe, befehlende Stimme: „He da — stehn geblieben, Mann!“

Mechanisch blieb der Jakelbauer stehen und starrte verwirrt in ein strenges Gesicht, das über einer mit Schnüren und blanken Knöpfen verzierten Uniform saß.



„Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?“

„Vom — vom Pleschgebirg' halt. Der Jakelbauer bin ich,“ stammelte Hiesel eingeschüchtert.

„Zeigt Eure Papiere!“

„Pa—pie—re?“ stotterte der zu Tod Erschöpfte verständnislos.

„Aha,“ lächelte der Wachmann befriedigt, „Ihr habt keine? Das sind mir schon die Richtigen, die ohne Ausweis Nachts um die Stadt herumschleichen! Schlechtes Gewissen — unterstandslos. He, woher ist denn das Blut auf Eurem Gesicht?“ schloß er mit barscher Strenge.

Der Jakelbauer ließ die Blicke verlegen herumgehen und zuckte die Achseln.

„Das Blut? Ja so! Gefallen bin ich halt. Ja. Was Eisenbahnisches ist daher gesaust ... weiß selber nit wie —“

„Ihr wißt von nichts? Natürlich! Aber was Ihr da am Abend in der Stadt drin wollt, das werdet Ihr doch wissen? Angenommen, Ihr wäret wirklich ein Bauer aus der Pleschgegend — wie kommt Ihr denn jetzt daher?“

„Stiften muß ich gehn!“ versicherte Hiesel, dem eine dunkle Ahnung sagte, daß der Mensch da ihm mißtraue.

Der Wachmann hatte das Wort nie im Leben gehört. „Stiften? Was ist das?“

Hiesel griff in den Spenser, holte die alte Brieftasche heraus und deutete auf die Zwanzigkronennote darin. „Stiften — zu die Kaiserlichen. Zehn Gulden muß ich stiften alle Jahr'.“

Der Geldbesitz machte Hiesel in den Augen des Wachmanns vollends verdächtig. „Schon gut,“ sagte er barsch, „das könnt Ihr später ausführlich erzählen. Jetzt heißt's einfach mitgehen.“

„Mitgehen? Wohin denn, wenn man fragen darf?“

„Dorthin, wohin Euresgleichen gehört — ins kaiser-

liche Freiquartier," antwortete der Wachmann, gut gelaunt über den Kapitalfang. Denn daß er hier einen feinen Vogel, der Schweres am Kerbholz hatte, gefangen, daran war kein Zweifel.

Der Jakelbauer aber war völlig beruhigt. Kaiserliches Freiquartier! Er hätte nicht gedacht, daß die „Kaiserlichen" jeden, der „stiften" kam, schon an der Stadtgrenze erwarteten und Freiquartier anboten. „Nobel — das muß man sagen!" dachte er dankbar. „Jetzt brauch' ich nit erst um die Sonnenwirtschaft herumzusuchen. Ob sie einem das Essen auch freigeben?" Ganz zufrieden und getrost ging er mit.

Eine halbe Stunde später saß er im Hauptquartier der Polizei hinter Schloß und Riegel, etwas verblüfft und noch mehr beängstigt durch die Gesellschaft, welche ihn umgab. Ob die alle auch stiften wollten?

Viel denken war indes nie seine Sache gewesen, und jetzt fühlte er sich so erschöpft, daß er keinen anderen Wunsch mehr empfand als Ruhe.

Still setzte er sich in eine Ecke und starrte stumpfsinnig zu Boden. Sein Arm begann immer heftiger zu schmerzen.

Die anderen Insassen der Sammelzelle fingen an ihn zu hänseln, Hiesel merkte es nicht. Selbst ihr wieherndes Gelächter schreckte ihn nicht aus seinem Dämmerzustand. Erst als ihn einer mit roher Gewalt an den schmerzenden Arm griff und diesen schüttelte, fuhr er wild auf, brüllte wie ein verwundetes Tier und stürzte im nächsten Augenblick besinnungslos zu Boden.

Erst beklommene Stille, dann Geschrei und Fäustegetrommel an der Tür. Man brüllte nach dem Polizeiarzt.

Als dieser kam und den noch immer Bewußtlosen

untersuchte, konstatierte er neben einem verrenkten Arm Herzschwäche infolge von Entkräftung und — Hunger und ordnete die sofortige Verbringung des Neueingebrachten in das Spital an.

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage später mußte der Tafernwirt Einkäufe halber in die Kreisstadt und stieg wie gewöhnlich beim Sonnenwirt ab. Als er sich dort lächelnd nach dem sonderbaren Gast erkundigte, den er ihnen zugeschickt habe, erfuhr er zu seinem Befremden von den Wirtsleuten, daß ein Mann, wie er ihn beschrieb, nicht eingekehrt sei.

Die Sache gab dem Tafernwirt keine Ruhe. Heimgekehrt war Hiesel auch nicht, denn die Jakelbäurin hatte gestern abend durch einen Jäger in der Taferne anfragen lassen, ob ihr Mann nicht unten sei. Die Kuh habe gekälbert, und sie brauche den Mann in der Wirtschaft, er solle eilends heimkommen.

Während der Tafernwirt sich noch den Kopf darüber zerbrach, wo Hiesel hingekommen sein könnte, fiel ihm zufällig ein Exemplar der Zeitung in die Hand, die einen Bericht enthielt über den Fang des Wachmannes Peter Hofer, dem es gelungen sei, einen höchst gefährlichen Verbrecher einzubringen. Blutüberströmt, verwildert — offenbar habe sich der Kerl monatelang in den Wäldern verborgen gehalten — habe er sich völlig erschöpft Abends in die Stadt zu schleichen versucht, natürlich nur, um ein neues Verbrechen auszuführen. Seine Identität sei zwar noch nicht festgestellt — er gäbe sich beharrlich für einen Bauern vom Plesch-gebirge aus, was natürlich seinem Aufzuge nach völlig ausgeschlossen sei — aber der Polizei werde es sicher bald gelingen, herauszubringen, wer der saubere Vogel sei und so weiter. Eine genaue Personalbeschrei-

bung folgte und zum Schluß noch die Bemerkung: „Der Verbrecher, welcher mit lächerlicher Fistelstimme spricht, spielt sich auf den ‚Dummen' hinaus, spricht wenig und zeigt nur Interesse für das Essen, welches man ihm reicht — ein Zeichen, wie ausgehungert er sein muß, oder wie schlau er im Simulieren ist."

Als der Tafernwirt den Bericht zu Ende gelesen hatte, brach er in ein schallendes Gelächter aus. Dann griff er nach seinem Hut und lief zur Polizei. Man hörte ihn dort erst mißtrauisch an, dann aber, als er seine Person genügend ausgewiesen hatte, gab es auch in der Amtsstube ein homerisches Gelächter, und der Polizeidirektor in eigener Person begleitete ihn nach dem Spital.

Der Jakelbauer — gewaschen, gekämmt, frisiert und kaum zu erkennen in dem reinlichen Anstaltskittel — verzehrte eben seelenvergnügt sein Mittagsmahl*). Als er den Landsmann erkannte, schrie er entzückt auf: „Taferner — Taferner! Da schau her, wie gut ich's getroffen hab'! Alle Tag' Rindssuppe, saure Bohnen und Weißbrot! Und so viel gute andere Sachen noch!"

„Also ist's dir gut gegangen da?"

„Du mein! So viel gut! Gar nimmer fort möcht' ich! Bloß fragen tun sie mich zu viel. Weißt, Taferner, du kannst es ihnen vielleicht besser ausdeutsch'n als wie ich, was sie wissen woll'n? Ich kenn' mich nit recht aus dabei."

Und der Tafernwirt „deutschte" es aus. Am selben Tag noch wurde der Jakelbauer in Freiheit gesetzt. Gern wäre er mit dem Taferner heimwärts gegangen, aber der mußte noch nach dem Unterland zum Wein-

*) Siehe das Titelbild.

kauf. So hieß es allein gehen. Das „Stiften“ hatte ihm der Wirt schmunzelnd abgenommen, nachdem der Polizeidirektor gemeint, es sei besser, der Jakelbauer kehre gleich in die Bergheimat zurück und lasse auch künftig seine Steuer durch den Tafernwirt zahlen.

Der Beamte fürchtete nämlich nicht mit Unrecht, daß den guten Hiesel am Ende ein anderer eifriger Wachmann wieder ins Hauptquartier zurückliefere. Er gab ihm darum auch einen Mann als Bedeckung bis an die Stadtgrenze mit.

Für die Tafernwirtin brachte Hiesel einen Zettel von ihrem Manne mit, worin sie angewiesen wurde, dem Jakelbauern ein reichliches Mittagessen kostenfrei zu verabreichen.

In der Wirtsstube erzählte er dann etlichen Holzknechten und Jägern seine Stadterlebnisse. „So viel gut war's! Alle Tag' ein Festessen und — keinen Kreuzer hat's mich gekostet. Ja — nobel sind sie, die Kaiserlichen — so viel nobel!“

„Aber wenn der Taferner dich nit entdeckt hätt', dann säßest ja heut noch im Loch!“ warf ein Holzknecht ein.

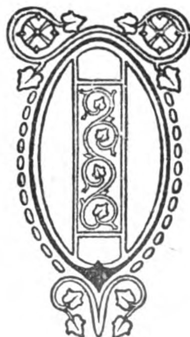
Da blickte der Jakelbauer verständnislos in die Luft, lächelte dann ein wenig und sagte wehmütig: „Wohl — wohl. Ein wengerl zu früh ist er mir halt 'kommen, der Taferner! Wär' gern noch länger geblieb'n! Mein Lebtag wird's mir nit mehr so gut gehn wie bei die Kaiserlichen!“

„Hahaha — und dein Weib oben am Plesch? Was hätt' die denn gesagt, wenn du nit wieder 'kommen wärst?“

Hiesel nickte erschrocken. „Freilich, freilich die Jula! Ja — heim muß ich schon.“ Er stand auf, reckte seine

Hünengestalt und nahm mit vielem Dank das Bündel Weißbrot in Empfang, das ihm die Wirtin für sein Weib mitgab.

„Wohl, wohl — ein End' muß alles hab'n. Bloß zu früh ist er mir 'kommen, der Taferner — viel zu früh!" murmelte er kleinlaut, nickte und tappte hinaus in die mondhelle Nacht, um den weiten Weg in die Wildnis anzutreten, die seine Heimat war.





Richtschwert und Fallbeil.

Von Al. Cormans.

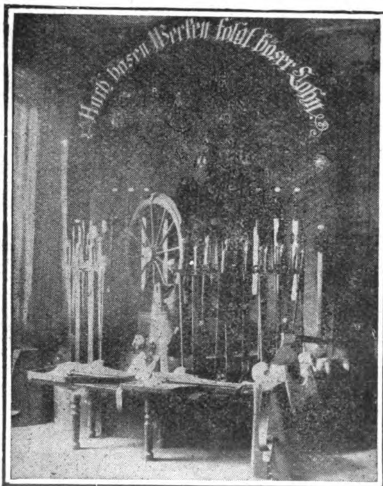
Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V., die seit dem Jahre 1532 die einheitliche Grundlage der deutschen Strafrechtspflege bildete, kennt der Hinrichtungsarten noch fast so viele, als sie todeswürdige Verbrechen kennt. Sie verfährt bei ihrer Festsetzung einzig nach den Grundsätzen jener Abschreckungstheorie, die für schwere Untat eine noch schwerere Sühne fordert. Verbrennen, Ertränken, Lebendigbegraben, Zerstoßen der Gliedmaßen durch das Rad und Vierteilen durch Zerreißen des lebendigen Leibes in vier Stücke sind als angemessene Strafen für Verbrechen vorgesehen, die das Strafgesetz von heute zum Teil nur mit kurzer Freiheitsentziehung ahndet.

Eine veredelte Kultur und ein humanerer Zeitgeist ließen diese grausamen Strafarten nach und nach verschwinden, ohne daß man sich doch zu der, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus sittlichen und religiösen Gründen immer häufiger geforderten, gänzlichen Abschaffung der Todesstrafe hätte entschließen können. Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein blieben neben dem „humaneren" Richtschwerte Rad und Galgen vielfach die grausamen Werkzeuge, deren die irdische Gerechtigkeit nicht entraten zu können glaubte, und daß das deutsche Strafgesetz heute nur noch eine Vollstreckung der Todesstrafe durch Enthauptung kennt, ist

als eine menschenfreundliche Errungenschaft der neuesten Zeit anzusehen.

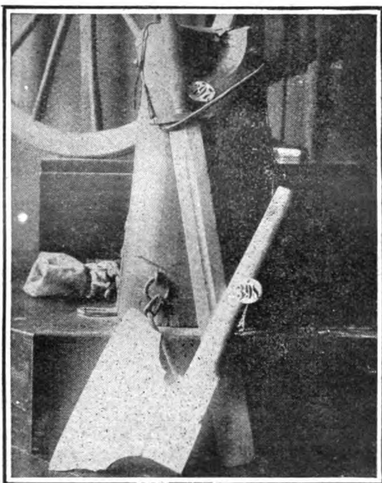
Solange man die Todesstrafe aus Zweckmäßigkeitsgründen als unentbehrlich ansieht und dem Staate die Befugnis zugesteht, von Rechts wegen ein Menschenleben zu vernichten, muß man der Hinrichtung durch Enthauptung als der schnellsten und sichersten wohl vor allen anderen den Vorzug geben. Allerdings hat die nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß sowohl an dem abgeschlagenen Kopfe eines Enthaupteten wie an dem kopflosen Rumpfe gewisse Bewegungen beobachtet werden konnten, zu der Vermutung geführt, auch durch die Enthauptung würde das Leben nicht sofort vernichtet, und Bewußtsein wie Empfindung könnten noch für eine gewisse Zeit nach der Exekution erhalten bleiben; aber es handelt sich dabei fraglos um eine irrtümliche Deutung, da nach der wissenschaftlichen Erfahrung Bewußtsein und Empfindung ohne Zufuhr sauerstoffhaltigen Blutes nicht denkbar sind. Die wahrgenommenen scheinbaren Lebenszeichen gehören vielmehr zu jenen unwillkürlichen Bewegungen, die durch



Alte Hinrichtungswerkzeuge:
Rad, Richtschwerter und Beile.

Reizung gewisser Nerven auch noch einige Zeit nach dem völligen Erlöschen aller Lebensfunktionen hervorgerufen werden können.

Wesentlich bedenklicher erscheint demgegenüber die in manchen Ländern noch heute gebräuchliche Hinrichtungsart des Hängens. Zahlreiche Vorkommnisse peinlichster und widerwärtigster Art haben den Beweis geliefert, daß durch ein fehlerhaftes Anlegen der würgenden Schlinge die Zusammenpressung der großen Halsgefäße und der Eintritt der Bewußtlosigkeit sehr erheblich verzögert werden können, so daß das Sterben zu einer lang ausgedehnten Qual für den unglücklichen Delinquenten wird. Außerdem aber geht dem Tode eines Erhängten immer ein scheintodähnlicher Zustand von sehr verschiedener Dauer voran, während dessen, wie uns unzählige vergebliche Selbstmordversuche lehren, eine Wiederbelebung noch möglich ist.



Richtbeil und Schwert des Berliner Scharfrichters Reindel.

Über die Zweckmäßigkeit und angebliche Humanität der seit 1889 in den Vereinigten Staaten von Amerika teilweise eingeführten Hinrichtung durch Elektrizität sind die Akten noch nicht geschlossen. Sicher ist, daß

der elektrische Strom, in so bedeutender Stärke man ihn auch zur Anwendung brachte, bei den ersten derartigen Exekutionen höchst unzuverlässig arbeitete, und daß den Zeugen des Vorganges Schauspiele von unbeschreiblicher Grauenhaftigkeit geboten wurden. Neuerdings sollen sich derartige Vorkommnisse ja nicht mehr ereignet haben; aber es ist immerhin begreiflich, daß andere Kulturstaaten bisher gezögert haben, das amerikanische Beispiel nachzuahmen.

Die Enthauptung geschah früher vornehmlich mit dem breiten, an seinem Ende abgerundeten Richtschwerte, das der Nachrichter mit beiden Händen hoch emporzuschwingen hatte, um die für die Abtrennung des Kopfes auf einen einzigen Streich erforderliche Wucht zu erzielen. Die Handhabung dieses Schwertes, von denen in Museen und Raritätenkabinetten ja noch viele zu sehen sind, erforderte einen hohen Grad von Geschick, Übung und Kaltblütigkeit, und es kann nicht wundernehmen, wenn wir in Chroniken und anderen zeitgenössischen Berichten oftmals von Hinrichtungen lesen, bei denen der Henker zur Qual des armen Sünders und zum Entsetzen der Zuschauer vier- und fünfmal zuschlagen mußte, ehe sein grausiges Werk vollbracht war.

So trat denn mehr und mehr an die Stelle des Schwertes das Richtbeil, das durch seine Schwere dem Scharfrichter die Arbeit erleichterte. In Preußen und in einigen anderen deutschen Bundesstaaten bedient man sich seiner noch heute in Verbindung mit einem Richtblock, der mit einer Vorrichtung zum Fesseln des Delinquenten und mit einem halbkugeligen Ausschnitt versehen ist, in den der arme Sünder seinen Kopf zu legen hat. Unsere zweite und dritte Abbildung zeigen die jetzt „außer Dienst“ gestellten Richtbeile und

-blöcke, von denen die „berühmten“ Berliner Scharfrichter Reindel und Krauts, sowie der Mecklenburger Gausert bei zahlreichen Hinrichtungen Gebrauch machten. Reindel, der seines Amtes ein ganzes Menschenalter hindurch gewaltet, hatte sich im Anfang seiner Laufbahn noch des Schwertes bedienen müssen, das,

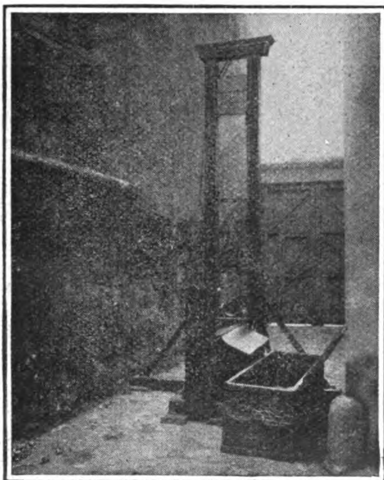


Richtbeile und -blöcke der Scharfrichter Krauts (links) und Gausert (rechts).

wie aus unserer zweiten Abbildung ersichtlich, der Nachwelt ebenfalls erhalten geblieben ist.

Die abstoßende Roheit des Schauspiels, einen Menschen von einem anderen gleich einem Schlachttiere abgetan zu sehen, hatte schon in weiter zurückliegenden Jahrhunderten dazu geführt, an die Stelle des mit der Hand geführten Schwertes eine mechanische Enthauptungsvorrichtung zu setzen. Ob, wie behauptet wird, schon die alten Perser sich eines solchen Apparates

bedienten, mag dahingestellt bleiben, sicher aber ist, daß er im Mittelalter bei verschiedenen europäischen Völkern im Gebrauch war. In Italien, wo es ein Vorrecht des Adels war, mittels des Fallbeils hingerichtet zu werden, nannte man ihn Mannaia, ein Name, an dessen Stelle die Deutschen die Bezeichnung „welsche Falle“ setzten, als der unglückliche Konradin von Schwaben im Jahr 1268 zu Neapel durch eine solche Maschine vom Leben zum Tode befördert worden war.

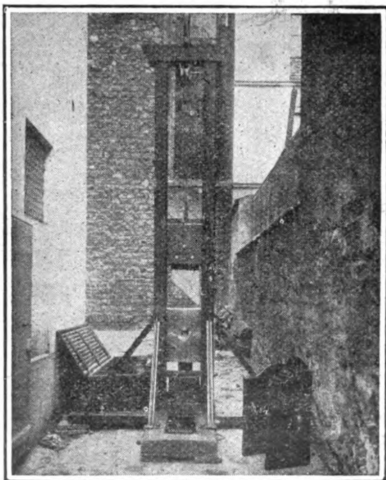


Pariser Guillotine mit aufrechtgestelltem Aufschnallbrett. Rechts der Kasten für die Aufnahme des Körpers.

Von ähnlicher Konstruktion scheint eine Vorrichtung gewesen zu sein, die während des Mittelalters in Deutschland im Gebrauch war. Sie hieß Diele, Hobel oder Dolabra und übte ihre Wirkung dergestalt aus, daß der Nacken des Delinquenten mit einem scharfen Eisen durchstoßen wurde. Eine englische Köpfmaschine, von der im siebzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vielfach die Rede ist, führte sogar die poetische Benennung „Jungfrau“; sie darf als das Vorbild der französischen Guillotine angesehen werden. Berichte über die im Jahre 1632 zu Toulouse

vollzogene Hinrichtung des Herzogs von Montmorency lassen erkennen, daß auch in Frankreich die Enthauptung durch ein Fallbeil schon vor der Revolution nicht unbekannt war. Aber diese Art der Strafvollstreckung muß dort wohl wieder in Vergessenheit geraten sein, da sie im Anfang der Neunzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts als Neuheit proklamiert und eingeführt wurde.

Der zweifelhafte Ruhm ihrer Erfindung gebührt übrigens keineswegs dem Pariser Arzt Joseph Ignaz Guillotin, nach dem sie noch heute genannt wird. Dieser philanthropisch veranlagte Mann, dem die Zeitgenossen für die Entlarvung des mit dem sogenannten Mesmerismus getriebenen gefährlichen Schwindels zu Dank verpflichtet gewesen wären, hat schon zu Lebzeiten darunter gelitten, daß das während der Schreckensherrschaft so grauenvoll fleißig arbeitende Mordinstrument auf seinen Namen getauft worden war. Seine Urheberschaft beschränkt sich auf einen höchst vernünftigen und humanen Vorschlag, den er 1789 als Mitglied der Nationalversammlung gemacht hatte, auf den Vorschlag nämlich, daß hinfort die Vollstreckung



Pariser Guillotine (Rückansicht).

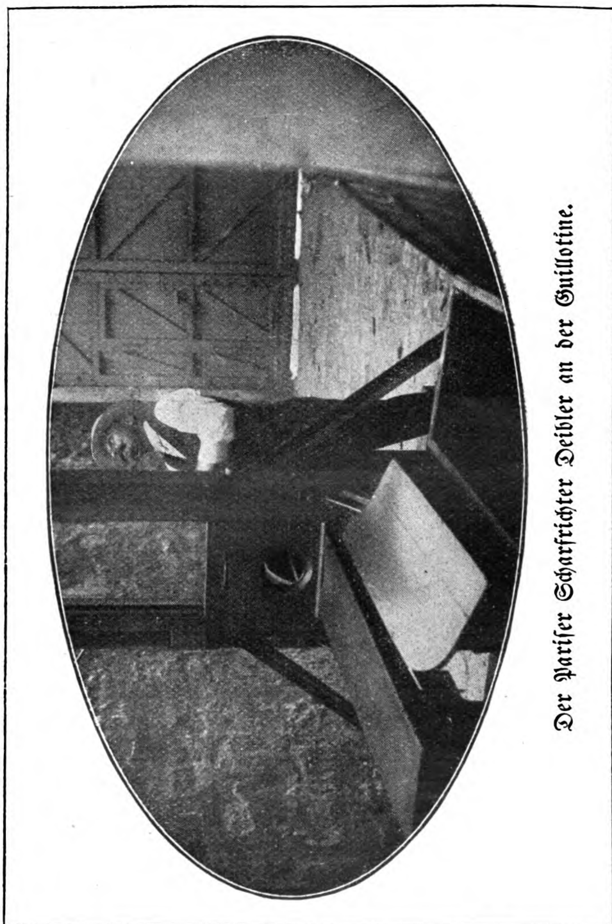
der vom Gericht verhängten Todesstrafe ohne Unterschied des Standes und des verübten Verbrechens nicht mehr durch die Hand des Henkers, sondern durch eine rasch und sicher arbeitende maschinelle Vorrichtung ohne Hinzufügung der bis dahin noch immer üblichen Martern erfolgen solle.

Die Spottlust der Pariser machte diesen Vorschlag zum Gegenstand eines nach einer Menuettmelodie zu singenden Gassenhauers, in dem zum ersten Male der Name Guillotine vorkommt, ohne daß damals eine solche Vorrichtung existiert hätte. Sie wurde vielmehr erst drei Jahre später auf Anregung des Gesetzgebenden Ausschusses nach den Angaben eines Wundarztes Doktor Louis von dem in Paris lebenden deutschen Mechaniker Schmitt konstruiert und — nach verschiedenen erfolgreichen Versuchen mit dem Modell — durch ein von dem König sanktioniertes Gesetz als alleiniges Hinrichtungsinstrument eingeführt.

Im März 1792 wurde der erste von Schmitt verfertigte Fallbeilapparat auf dem Grèveplatz zu Paris aufgestellt, und am 25. April desselben Jahres hauchte der Straßenräuber Pelletier als der erste unter seinem Eisen sein Leben aus. Der Volkswitz benannte ihn nach dem wirklichen Erfinder „Louisette“ oder „Petite Louison“, aber irgend jemand weckte den schon vergessenen Gassenhauer auf Doktor Guillotin zu neuem Leben, und von nun an hieß er nur noch die „Guillotine“.

In anderen französischen Städten und in den Kolonien rasch zur Einführung gelangt, würde das Fallbeil wohl auch von den übrigen Staaten Europas angenommen worden sein, wenn es nicht durch seine Tätigkeit unter dem Regime der Schreckensmänner gar zu sehr in Verruf gekommen wäre. Aus humanitären

und ethischen Gründen ist das gewissermaßen zu bedauern, denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß die



Der Pariser Scharfrichter Deibler an der Guillotine.

Guillotine vor dem Richtbeil den Vorzug verdient. Sie gelangt denn auch immer mehr zur Einführung.

Die Konstruktion der Guillotine ist sattsam bekannt und überdies aus den drei letzten unserer Abbildungen klar ersichtlich. Sie besteht in der Hauptsache aus zwei hohen, oben durch einen Querbalken verbundenen Ständern, zwischen denen in Falzen ein stark beschwertes, schräg gestelltes und sehr scharfes Eisen durch sein eigenes Gewicht mit großer Heftigkeit auf den Nacken des Delinquenten fällt. Die Hinrichtung erfolgt in der Weise, daß der Verurteilte von den Gehilfen des Scharfrichters auf ein bewegliches Brett geschnallt und dann in horizontaler Lage derart unter die Maschine gebracht wird, daß sein Hals in den entsprechend geformten Ausschnitt eines zwischen den Ständern angebrachten Brettes zu liegen kommt. Ein zweites, ebenfalls halbkreisförmig ausgeschnittenes Brett wird gleichzeitig von oben herabgedrückt, so daß ein Zurückziehen oder Bewegen des ganz eingezwängten Kopfes unmöglich ist und daß das herabsausende Messer unbedingt durch Abtrennung des Hauptes den sofortigen Tod des Delinquenten herbeiführen muß.

Der Kopf fällt in einen unterhalb des Messers angebrachten eisernen Behälter, und der ganze Vorgang kann sich innerhalb weniger Sekunden vollziehen. Daß er auch bei äußerster Beschleunigung und gewissenhafter Vermeidung jeder Brutalität ein das menschliche Empfinden verletzendes Schauspiel darbietet, bedarf allerdings wohl kaum erst der Versicherung. Jeder Augenzeuge einer Hinrichtung wird fortan ein erklärter Gegner der Todesstrafe sein.







Wahrheit?

Novelle von F. Clemens.



1.

In das enge, langgezogene Tal von Ruhla senkte sich der Frühlingsmorgen auf sanften Fittichen herab. Wie mit jedem Menschen die Welt von neuem erschaffen wird, wie jeder Frühling ihre Entstehung aufs neue widerspiegelt, so scheint auch jeder Morgen den erhabenen Vorgang der Schöpfung zu wiederholen. Langsam, wunderbar, wie unter den bildenden Fingern einer genialen Künstlerhand, wachsen die Formen und Gestalten des Lebens aus der Dunkelheit der Nacht hervor. Die ruhig-großen Massen, in welche die Finsternis alles verschmilzt, verwandeln sich unter dem schöpferischen Einflusse des Lichts wieder in Sonderbildungen; immer bestimmter, schärfer treten die Umrisse der Berge und Höhen hervor, und mit jedem neuen Lichtblitz scheint es rund um uns zu wachsen und zu sprossen. Seltsame verworrene Schatten verdichten sich und nehmen endlich vertraute Gestalten an, Häuser, Bäume, Sträucher hervorbringend, bis schließlich wie eine gewaltige Herrscherin, die ihre Trabanten vorausgesandt, die Königin Sonne hervortritt, mit einem einzigen Strahl den Sieg des Lebens entscheidend, begrüßt von tausend schmetternden, jubilierenden Vogelstimmen, zur Huldigung herausfordernd auch den

trotzigen, widerstrebenden, von seinem Ich und seinem Wert so erfüllten Menschen, der sich selber für den König der Schöpfung und den Herrn der Natur ansehen möchte.

Noch beherrschte die Halbdämmerung das Tal, und nur die Spitzen der Berge erglänzten in rosigem, flimmerndem Licht, da eilte ein Mann im schlichten Reiseanzug, den Rucksack auf den Schultern, raschen Schrittes dem Walde entgegen.

„Wahrlich, das Sprichwort hat recht: Morgenstunde hat Gold im Munde," dachte Professor Funger, ein Mann im kräftigsten Alter, und hieb mit seinem Stock durch die Luft. „Oder vielmehr sollte es heißen: Morgenstunde hat Leben, hat Arbeit, Gesundheit, hat Wahrheit im Munde!"

Zum ersten Male seit Jahren hatte er sich aufgemacht, die Erinnerungen seiner Jugend- und Studienzeit wieder aufzufrischen und seine heißgeliebte Thüringer Heimat wieder einmal zu durchstreifen. Saß er doch seit nahezu acht Jahren da droben im äußersten Norden Deutschlands, und da der Weg weit war und er sich seit etwa sechs Semestern eine Frau Professorin als Teilhaberin seines Namens, seiner Würde und seiner Einkünfte erkoren, so fand sich keine Gelegenheit zur Ausführung der längst geplanten Reise. Ewald Funger gedachte dabei einen Jugendfreund wiederzusehen, mit dem er lange Jahre nicht mehr persönlich zusammengetroffen war, nicht einmal der Einladung zu der vor zwei Jahren erfolgten Hochzeit desselben hatte er zu folgen vermocht, weil ihn damals ein böser Gelenkrheumatismus gepackt und gefangen gehalten hatte. Jetzt wollte er das Versäumte nachholen und mehrere Tage bei dem Freunde bleiben.

Wehmütig berührte es ihn, als er eben jetzt an das

Wiedersehen mit dem teuren Freunde dachte, daß dasselbe nur ein einseitiges sein würde. Gustav Petermann konnte ihn nur hören, eine tückische Krankheit hatte bereits in den ersten Wochen seines Lebens den wunderbaren Nerv, der uns den Anblick der Herrlichkeit des Himmelslichtes vermittelt, für immer zerstört. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hielt dem hochbegabten Knaben die vorzüglichsten Lehrer, mit heißer Wißbegier sog der durch keine Zerstreuung seiner Umgebung abgelenkte Schüler die geistige Nahrung ein, die für ihn zugleich die köstlichste Unterhaltung, den erhabensten Trost bedeutete. Mit Funger zusammen studierte der Blinde und widmete sich der Philosophie. Sie hatten miteinander geschwärmt und einander liebgehabt, ihre Freundschaft wuchs immer mehr, je mehr einer den anderen seines Charakters wegen schätzen durfte, sie übertrug sich, als sei dies ganz selbstverständlich, auf alles, was einer von ihnen in seinen Lebenskreis zog.

Gustav Petermann hatte, alle Schwierigkeiten überwindend, seinen Doktor gemacht, und wenn er auch kein Amt anzutreten vermochte, so betrieb er doch mit dem Eifer eines geborenen Forschers seine Studien für sich weiter und entfaltete auf seinem Gebiete eine rege schriftstellerische Tätigkeit, in der ihn seine nunmehrige Frau eifrig unterstützte. „Ich bin so glücklich," hatte er an Funger geschrieben, „daß ich fast glaube, der Strahl des Lichtes sei in meine Augen zurückgekehrt und die Sonne habe wieder Gewalt über ihre erstorbene Kraft. Ich bin wie ein Sehender geworden, Ewald, und das ist der Gipfel der Glückseligkeit, die ein armer Blinder wie ich auszudrücken, zu fassen im stande ist!"

Funger hegte das ernste Bedenken, der blinde Freund sei vielleicht in die Netze einer egoistischen

Kokette gefallen, die seinen Reichtum um den Preis seines Unglücks kaufe, und fragte sich angelegentlich, ob er dem Glücklichen nicht eine Warnung schuldig sei. Aber ein Brief, den er von der Hand Frau Gertruds selber empfing, beruhigte ihn. Sowohl die schlichten, anspruchslosen und doch gefälligen Züge, als der bescheidene, gemütvolle Ton des Schreibens bekundeten einen Charakter von Gediegenheit, eine beruhigende Herzensbildung und Herzenswärme.

Nie war deshalb ein Mann neugieriger gewesen, die Auserwählte eines Freundes kennen zu lernen, als Professor Funger, der schon Verehrung für Gertrud empfand, bevor er sie noch gesehen hatte. Nur noch kurze Zeit, und —

Der Professor unterbrach seinen Gedankengang, um ein paar Rehe zu bewundern, die tief unter ihm auf einer anmutigen Waldwiese ästen. Die Zierlichkeit und Schönheit der reizenden Tiere, die Grazie ihrer Bewegungen, die liebliche Schüchternheit ihres Wesens gemahnten ihn an seine eigene liebe Frau daheim, und seine Züge verbreiterten sich zu einem stillen Glückslächeln. Das geliebte Bild lockte und winkte, und er geriet unvermerkt ins Traumland, das Reich der schönen Farben und schönen Formen, wo die Gedanken sich wie sanfte, weiche, schmeichelnde Wellen an unsere Wünsche schließen und sich mit ihnen vereinigt beinahe zu plastischen Ereignissen wandeln, die den Genuß der Erfüllung vortäuschen.

So lange träumte er, bis er über einen Stein stolperte. Da erschrak er, und erstaunt blickte er auf. Er stand auf dem Wachstein, und wie ein wogendes, unendliches Meer lag die schöne Landschaft vor ihm, aus der wie eine idyllische, glückliche Insel das Dörfchen Moosbach hervorleuchtete.

Hier begegnete er auch den ersten Wanderern, einer lustigen Reisegesellschaft, die lachend und singend ihres Weges zog. Er folgte ihr nicht, denn sie war ihm zu geräuschvoll, er schlug vielmehr einen rechts abzweigenden, einsamen Waldpfad ein, um weiteren Begegnungen möglichst auszuweichen.

Auf einer schattigen, von Buschwerk umgebenen Bank ließ er sich nieder, um zu frühstücken. Der Platz war so einsam und still, so wunderbar friedlich, daß der naturfreudige Wanderer eine kleine Lichtung, die sich hinter der Bank in einem Dickicht von Birken befand, zu längerem Ruheplatz erkor. Er gedachte hier, auf dem Rücken liegend und behaglich ausgestreckt, die Augen in den blauen Äther getaucht, nur eine Weile zu träumen, aber die Stille und die Einsamkeit wirkten wie Morphium auf ihn, die Lider begannen schwer zu werden und senkten sich — Funger schlief auf dem grünen weichen Waldbett den Schlaf des Gerechten.

Kein Eingriff trübte dieses Waldidyll, nur einmal ging eine Frau mit einem halbgefüllten Tragkorbe vorüber, die von der Anwesenheit des Schläfers jedoch nicht die geringste Ahnung hegte. Ein paar Ameisen krabbelten neugierig über seine Stiefel, ein Sandkäfer nahm den Weg über seinen ausgestreckten Arm, und einmal setzte sich ein dreistes Pfauenauge auf den frischen Strauß von Waldprimeln, mit dem er seinen Hut geschmückt hatte. Sonst blieb alles so still, als befände er sich auf irgend einem unbewohnten Eiland des Ozeans.

Aber alles nimmt ein Ende, selbst die lieblichen Träume, die ihn umgaukelten. Seine Frau beugte sich über ihn und sprach mit seinem Freunde Gustav, der dicht neben ihr stand. Verwundert schlug er die Augen auf und vernahm in der Tat Stimmen in seiner Nähe.

Als er durch die Zweige nach der Bank, von der das Geflüster hertönte, hinübersah, erblickte er auf derselben ein junges Paar in eifrigster Unterhaltung. Allem Anschein nach war es ein junges Ehepaar. Ihn verrieten seine Locken und seine elegante Samtjoppe als Künstler, sie trug eine vornehme leichte Frühjahrstoilette, ein hellgraues Jakettkleid mit geschmackvollem Aufputz. Beide waren, soviel der Lauscher unterscheiden konnte, schlanke, wohlgebildete, hohe Gestalten. Das gebräunte Antlitz des Künstlers erschien mehr interessant und charakteristisch, das der Dame mehr lieblich und regelmäßig.

Professor Funger, der kein weiteres Interesse an den beiden nahm, als daß die sympathischen Linien der jungen Frau ihm ein flüchtiges Wohlgefallen einflößten, dachte nicht daran, zu stören noch sich stören zu lassen, und wollte sich, ohne das Paar weiter zu beachten, eben wieder behaglich ausstrecken, als er zu seinem Befremden wahrnahm, daß Träne auf Träne über das Gesicht der Dame herabrollte. Die Züge des Mannes zeigten einen Ausdruck dumpfer Verzweiflung.

„Sie scheinen unglücklich," dachte der Beobachter. „Vielleicht gilt es hier gar ein Unglück zu verhüten."

Vorsichtig bog er sich gegen das Gebüsch, so daß er sowohl besser zu sehen als auch deutlicher zu hören vermochte.

„Dein Entschluß steht also fest?" waren die ersten Worte, die Funger vernahm. Sie kamen aus dem Munde des Herrn.

„Muß er nicht?" erwiderte die Dame.

„Muß — muß!" — Der Herr flüsterte etwas, dann fuhr er wieder lauter fort: „Du hast mich eben nie geliebt!"

„Wäre ich sonst hier?" entgegnete sie in demselben Tone wie früher. „Könnte ich nicht mit weit mehr Recht

diesen Vorwurf gegen dich erheben, Adolf? Wer trägt die Schuld, daß es so hat kommen müssen? Du oder ich?“

„Ich — ich weiß es!“ rief er und richtete sich heftig empor. „Ich — vielleicht auch das Schicksal!“ Dann ergriff er leidenschaftlich ihre Hand. „Die Stunde kommt,“ sagte er. „Weißt du, was du mir versprochen hast?“

„Ich weiß es, Adolf, aber —“

„Nun?“

„Wenn mein Gatte —“

Funger erschrak. Sie sprach von einem Gatten! Der Mann neben ihr war also weder ihr Gatte noch ihr Bräutigam. Das junge Weib mit den scheinbar so edlen Zügen wandelte auf verbotenen Pfaden! Fast mit Mitleid ruhten die Blicke des Lauschers auf ihr. „So schön, und so treulos!“ flüsterte er. „Wie falsch doch die Menschen sind!“ Wenn er sich nur hätte unbemerkt fortschleichen können, aber die Möglichkeit war nicht gegeben, oder er hätte sich verraten müssen.

Die junge Frau stockte, als sie von ihrem Gatten sprach, und im selben Augenblicke umfing sie ihr Begleiter mit glühender Leidenschaft, zog ihr Gesicht an das seine und preßte Kuß auf Kuß auf ihre Lippen.

Anfangs schien es, als wolle sie sich sträuben, aber mit starken Armen hielt er sie fest, und bald überließ sie sich widerstandslos dem stürmischen Ausbruch seiner Leidenschaft. Dann wischte sie mit dem Taschentuch die Tränen von ihren Wimpern, ein süßes, liebes Lächeln voll von Verzeihung und Liebe brach wie ein Sonnenstrahl hervor, und in dunklem Rot erglühend barg sie ihren Kopf aufs neue an seiner Brust.

Der Lauscher stampfte vor Zorn mit dem Fuße auf, dann stülpte er den Hut auf den Kopf und schlich auf den Zehen hinter dem den Weg einsäumenden Gebüsch

dahin, bis er sich in eine Entfernung gebracht hatte, in der er nicht mehr zu fürchten brauchte, gehört zu werden.

Mit Gewalt wies er den Gedanken an das Erlebnis, das ihn tief verstimmt hatte, von sich, suchte den störenden Eindruck zu überwinden und die träumerisch-goldige Stimmung wiederherzustellen, welche ihn während der ersten Morgenstunden so beglückt hatte.

2.

In jener gehobenen Stimmung, welche der Reiz und die Sorglosigkeit des Reisens in uns erzeugen und worauf die wohltätige Wirkung einer befriedigenden Reise hauptsächlich zurückzuführen ist, betrat denn auch Funger die Villa seines Freundes. Sehnsucht und Spannung beflügelten seine Schritte, je näher er seinem Ziele kam. Einen prüfenden Blick warf er auf das in Grün und Blüten halbversteckte weiße Gebäude mit der großen Veranda, den grünen Jalousien und den unzähligen Blütenpflanzen an den Fenstern. Seltsam — er konnte beim Anblick grüner Jalousien niemals das unbestimmte Gefühl in sich unterdrücken, daß dahinter Glück, Frieden und stille Heiterkeit wohnen müsse. Ein Lächeln der Befriedigung glitt über seine Lippen, mit geschwelltem Herzen zog er die Klingel und nannte dem öffnenden Mädchen seinen Namen.

Das Mädchen verschwand, ihn zu melden. Gleich darauf hörte er eine Tür zuschlagen und eilige Schritte. Sein blinder Freund stürmte selber ihm entgegen mit einer Sicherheit, die ihn in Erstaunen setzte, und lag im nächsten Moment in seinen Armen.

„Endlich — endlich!“ rief er in überschäumendem Glücksgefühl. „O Ewald — Junge — Bruder — die ganze alte Zeit wacht auf in mir!“

Sie tauschten einen herzlichen Freundeskuß, Gustav

zog Funger mit sich ins Zimmer und aufs Sofa, wo er in jubelnder Freude immer wieder die Hand des Besuchers ergriff.

„Immer noch der Alte, Gustav! — Und so flink und behend — mir fuhr ordentlich ein Schreck durch die Glieder, als ich dich so laufen sah.“

„Mein Gefühl ist so fein geworden, daß es mir fast das Auge ersetzt,“ erwiderte der Blinde. „Der Himmel hat mir viel Glück gegeben, Ewald, seit wir nicht beieinander waren. — O, es ist lange her, sehr lange, du Böser!“

„Du weißt, welche Verhältnisse mich abhielten, Gustav.“

„Ich weiß es und zürne dir nicht. — Nun, ich habe mehr Geld und mehr Zeit als du, ich komme nun nächstens zu dir. Ich kann ja nun auch reisen, ich bin nicht blind mehr wie einst, denn ich habe zwei Augen gefunden, zwei treue, liebe, nie ermüdende Augen —“

„Deine Gattin?“

„Meine Gertrud, Ewald! O, wenn du wüßtest, mit welcher Innigkeit ich diesen Namen ausspreche! Ich verehre sie wie eine Heilige! Schade, daß sie gerade ausgegangen ist — wir erwarteten dich erst Nachmittags, und sie hatte noch einige Besorgungen. Sie freut sich so sehr, dich kennen zu lernen.“

„Die Freude ist gegenseitig,“ antwortete Funger bewegt. „Du kannst dir nicht denken, wie es mich glücklich macht, daß dir der Himmel zur rechten Zeit ein Wesen gesandt hat, das deinem Leben einen Zweck, einen Reiz verleiht, einen Reiz, den weder Beschäftigung noch Wissenschaft ersetzen kann. Deine Gertrud ist jung, schön?“

„Alle Welt findet sie sehr reizvoll. Ich selbst kenne nur ihre Stimme und ihr Herz — und die sind beide mehr als schön. Ihre Stimme ist die reine Musik, und

ihr Herz — ach, was wäre ich ohne das? Du mußt sie vorlesen hören, Ewald, und spielen und singen — du weißt, ich bin Kenner!“

„Ich weiß es — und Schwärmer auch. Aber traurig ist es, zu denken, daß du sie so liebst, und doch nicht einmal weißt, wie sie aussieht!“

Der Blinde erhob sich triumphierend. „Glaube das nicht!“ rief er. „Ich habe eine vollkommen richtige Vorstellung von ihr. Du kennst die eigenartige Kraft, die ich besitze, mir alle möglichen Personen plastisch vor den Geist zu rufen. Ich befühle Gertruds Kopf, ihr Gesicht, ihre Hände — das nenne ich sie anschauen. Nach dem Eindruck ihrer Linien auf mich habe ich mir ein Bild von ihr gemacht, und sie danach beschrieben. Die Schilderung war ganz treffend. Nun, in einer Stunde wirst du ja ihre Bekanntschaft machen. Jetzt laß dich erst einmal anschauen.“ Prüfend ließ er seine rechte Hand über die Züge und das Haar des Freundes gleiten. „Du bist stärker geworden und älter,“ murmelte er. „Zwei Runzeln, Ewald, auf der Stirn. — Ihr habt doch keine Sorgen?“

„Alle Menschen haben Sorgen. Unser Kleiner war eine Zeitlang recht kränklich. Jetzt ist er wieder auf dem Damme.“

„Auch dein Haar ist etwas dünner als früher, aber im übrigen scheinst du mir in guter Pflege. Wie nehme ich mich denn aus, Ewald?“

„Vorzüglich, Gustav. Du hast runde Backen bekommen.“

„Bin ich nicht etwas blaß?“

„Der blühendste Apoll!“

„Ewald, wir sagen uns doch noch immer die Wahrheit wie früher?“ Die Stimme des Blinden bebte ein wenig bei diesen Worten.

Der Professor blickte ihn betroffen an. „Das versteht sich doch von selbst!“

„Dann guck mich recht genau an, lieber Junge. Recht scharf. So — noch schärfer!“

„Wozu das?“

„Nun sage mir, als wenn du vor Gericht ständest, Ewald: bin ich häßlich?“

„Du und häßlich! Das gerade Gegenteil!“

„Ich meine, was meine Augen anbelangt. Nehmen Sie sich nicht recht grausig aus mit ihrem starren, blöden Ausdrucke?“

„Durchaus nicht. Sie haben nicht einmal einen starren, geschweige denn einen blöden Ausdruck. Wie kannst du so töricht reden — ein Mann von deinem Geist!“

„Der kann sich doch nur in den Augen widerspiegeln — und die meinen sind tot!“

„Sie machen ganz und gar den Eindruck von gesunden Augen, Gustav, sie weisen absolut nichts Abschreckendes, Befremdliches auf, nur daß sie eine unerschütterliche Ruhe bewahren. Da du aber meist etwas vor dich niederschaust, so verleiht das deinem Gesicht nur einen etwas schwermütigen, sinnenden Charakter.“

„Ja — so sagt sie auch,“ flüsterte der Blinde kaum hörbar, und ein tiefer Atemzug rang sich wie ein Stöhnen aus seiner Brust. „Aber so bin ich doch nicht, kann ich nie werden —“

„Wie denn, Gustav?“

„Daß ein Weib mich so lieben könnte wie einen anderen Mann, Ewald — ganz ebenso wie einen anderen —“

Bestürzt zog der Professor den Kopf des Freundes an seine Brust. „Armer Gustav! Ich denke, du bist so glücklich?“

„Das bin ich auch, Ewald! — Sie beteuert mir ja täglich, daß sie mir von Herzen zugetan sei, und jeder Hauch von ihr ist Wahrheit. Aber — ein Blinder! Nicht, daß ich etwa Eifersucht fühle, o nein — Gertrud ist meine Burg, mein Fels, ich baue mein Leben auf sie. Ich kenne sie ja wie mich selbst und vertraue ihr wie mir selbst — nein, noch viel, viel mehr! Es ist nur so eine dumme Eitelkeit von mir, eigentlich eines Mannes nicht würdig, aber doch vielleicht menschlich: ich möchte nämlich wissen, ob ich mich auch einigermaßen mit anderen Männern vergleichen kann — und manchmal kommt mir der Zweifel, ob das so ist, und ich beginne bei mir zu fühlen, einen armen Blinden könne man vielleicht gar nicht lieben!“

Funger betrachtete den Freund mit einem Blicke liebevollen Mitleids. Er sah ihn vor sich, ein Bild männlicher Kraft, auf dem stattlichen Körper den feingeschnittenen, ovalen Kopf, das regelmäßige Gesicht umrahmte ein prächtiger tiefbrauner Bart, und die ebenmäßige Nase erschien wie eine natürliche Fortsetzung der hohen, schönen Stirn. Aber freilich — das belebende, lebendige Auge fehlte. „Vielleicht kann es nicht jedermann,“ erwiderte er ausweichend. „Es gibt ja Toren genug, die sich von ihren Vorurteilen beherrschen lassen. Vernünftige, gute Menschen dagegen überwinden leicht eine falsche Einbildung, und die Macht der Gewohnheit vollbringt das übrige. Du hast ja in deiner Gattin den augenscheinlichsten Beweis für die Richtigkeit meiner Meinung. Übrigens — du hast mir noch gar nicht ausführlich berichtet, wie du deine Gertrud kennen gelernt hast — deine Botschaft kam mir damals äußerst überraschend.“

Der Doktor ging eifrig auf den Wunsch seines Freundes ein und rief lachend: „Alles sollst du

wissen, Ewald. Während du dich stärkst, erzähle ich dir.“

Das Mädchen war eben mit dem Frühstück erschienen, und der Gast langte tapfer zu.

„Wie gefällt dir unsere Häuslichkeit, Ewald?“

„Alles ist anheimelnd und traulich.“

„Nicht wahr? Nachher will ich dich herumführen, du sollst sehen, wie sie alles eingerichtet hat. Alle Bekannten versichern, unsere Wirtschaft sei ein Idyll. Kein Luxus — den lieben wir beide nicht — aber alles behaglich, sauber und gemütvoll. Das ist's, lieber Freund, das ist's, was ihren Wert ausmacht. Doch weißt du, wem ich sie verdanke?“

„Deinem Vater, wie du mir einmal schriebst.“

„Ganz recht. Es war das letzte Liebeswerk des alten Mannes für mich. Er sah meinen Gram, meine Melancholie, meine zunehmende geistige Verstörung. Groß war seine Sorge um mich, und vergebens sann er nach, was er tun sollte, um mir zu helfen. Nun wohnte Gertrud mit ihrer Mutter lange Jahre in der Mansarde eines in der Nachbarschaft des Geschäfts meines Vaters befindlichen Hauses. Mutter und Tochter lebten allein und zurückgezogen von einer kleinen Pension der Mutter und dem Fleiß der Tochter. Sie kauften alles bei uns, daher kannte sie der Vater. Das junge Mädchen erfreute sich in der ganzen Gegend der höchsten Achtung. Sie waren sehr arm, aber ihr Stolz ließ sich nichts anmerken, sie wahrten ihren Stand — der Vater war ein angesehener Beamter, der aber leider schon in jungen Jahren starb — in der Betätigung ihrer Bildung, und versagten sich lieber alles, als daß sie sich je etwas vergaben. Die Mutter, eine treffliche Klavierspielerin, gab der Tochter selbst Musikunterricht, sie darbte sich die Mittel für eine höhere Schule für sie ab. Es war

eines der Lichtbilder des Lebens, das kleine Heim mit diesen zwei edlen Wesen, sag' ich dir, Ewald."

„Warst du einmal dort?" fragte der Professor.

„Nur einmal — und das ist mir in unauslöschlicher Erinnerung. Aber gib nur acht. Mein Vater hatte schon lange bei sich erwogen, ob nicht die zeitweilige Gesellschaft eines jungen Mädchens einen beruhigenden Einfluß auf mich ausüben könnte, denn er erkannte den Grund meiner Schwermut gar wohl. Freilich, sagte er sich, ist es ein Spiel mit dem Feuer, doch der Versuch kann einmal gemacht werden. Schon länger hatte er Gertrud Mahr zu diesem Zwecke ins Auge gefaßt. Von jeher unterhielt er sich gern mit dem liebenswürdigen, hochgebildeten Mädchen. Eines Tages, als er meinethalben recht betrübt war, wagte er es, bei ihr anzuklopfen. Er fragte, ob sie auch hin und wieder ins Theater gehe oder sonst Besuche mache, worauf sie entgegnete, sie sei nie viel fortgekommen, und ins Theater fast gar nicht, so sehr sie auch die Kunst verehre. Dann erkundigte sich mein Vater nach ihrem Klavierspiel, erwähnte, daß ich die Geige spiele, und meinte, wie schön es wäre, wenn sie einmal mit mir zusammen musiziere. Gertrud gab ihre Zusage. Einige Tage später erinnerte sie mein Vater noch einmal. Sie erklärte sich für denselben Abend bereit — und sie kam. — O Ewald, das war der herrlichste Abend meines Lebens! Ich ahnte ja nichts von dem Besuch, denn mein Vater wollte mich überraschen. Vielleicht fürchtete er auch, ich würde in meiner Bitterkeit es ablehnen, mit jemand verkehren zu sollen. Eben sollte zum Abendbrot gedeckt werden — an einem Sonntag war es — da kommt das Mädchen und meldet Fräulein Mahr. Ich hatte ihren Namen schon gehört und sie im stillen sehr geschätzt, weil ich nur Gutes von ihr vernahm. Trotz-

dem horchte ich hoch auf. Was konnte sie bei uns wollen? Als sie hereintrat und ich ihre melodiöse, klangvolle Stimme vernahm, da fuhr es durch mich hindurch wie ein Blitz. Töne sind ja die Lichtstrahlen, durch die ich sehe, Ewald, Töne und Berührungen. Denn als sie mir gleich darauf die Hand gab, so schlicht und doch so mitleidig — im ersten Druck verriet sie mir ihr ganzes edles Herz — da wußte ich, daß mit mir etwas vorgegangen war, und daß ich sie liebte, Ewald — genau so gut, wie ihr Sehenden euch beim ersten Anblick oft für ein sympathisches Gesicht entflammt, so entflammte ich mich für Gertrud beim ersten Ton ihrer Stimme, bei der ersten Berührung ihrer Hand."

Funger hatte aufgehört zu essen und nahm eine Zigarre.

„Es war seit Jahren der erste glückliche Tag in meinem lichtlosen Dasein," plauderte der Doktor mit allen Anzeichen wachsender, aber angenehmer Erregung weiter. „Erst war mir etwas beklommen zu Mute, dann kamen wir allmählich von den äußeren auf die inneren Dinge, dann kam die Malerei daran, dann die Musik. Sie ließ sich schließlich bewegen, etwas zu singen, nur ein Lied, ein schlichtes Volkslied, aber es erschütterte meine ganze Seele."

„Was war es denn?"

„Das Lied von der einsamen Rose. Kennst du es nicht? Es beginnt:

‚Es stand eine Rose wunderhold
In einem wüsten Garten,
Kaum kann der Blüte Sonnengold
Den jungen Tag erwarten.
Ihr Duft, so süß und doch voll Kraft,
Ist glühende Lust und Leidenschaft,
Ist Geist und Schönheit, Leid und Klag',

Ist alles, was uns bewegen mag —
Arm Röslein, o arm Röselein,
Will niemand sich an dir erfreun?
Dein leuchtend Gold verglüht —
Für wen hast du geblüht?'"

Unwillkürlich lösten sich die sehnsuchtsvollen Strophen nach den gesprochenen ersten Zeilen als Gesang aus dem Munde des blinden Mannes, und als er geendet, rief er in freudig-wehmütiger Erinnerung an diese große Wende seines Lebens: „Ich fühlte an der Innigkeit und Wahrheit, womit sie diese Verse sang, Ewald, daß auch ihr Herz sein Leid schon gefunden hatte. Sie selbst war die einsame Rose im wüsten Garten, und sie selbst legte sich resigniert und wehmutsvoll zugleich die bittere Frage vor:

‚Dein leuchtend Gold verglüht —
Für wen hast du geblüht?'

O, dachte ich, wenn sie doch für mich blühen könnte? Und als sie schied, bat ich sie, doch wiederzukommen. Sie versprach es und hielt Wort. Bald ward es Regel, daß sie mit ihrer Mutter, die sich inzwischen wieder etwas erholt hatte, die Sonntagabende bei uns zubrachte. Einmal waren wir auch dort eingeladen, aber sie hatten nur eine kleine Wohnung, und wir bereiteten der alten Dame offenbar Umstände. Wir wurden bald immer vertrauter miteinander — wie Geschwister, Ewald, wie Geschwister," wiederholte der Blinde stolz, „und ich durfte mir das hohe Vorrecht ausbitten, sie Schwester zu nennen. Es war das erste weibliche Wesen, zu dem ich in vertrautere Beziehung trat. Anfangs wollte denn auch die Bezeichnung ‚Schwester' oder der Name ‚Gertrud' gar nicht recht von meinen Lippen. Es klang so zaghaft, so — so ängst-

lich fast. Aber ihr ging es ebenso, oder noch schlimmer. Sie vermied es lange Zeit, mich beim Namen zu nennen, und wenn sie es einmal nicht vermeiden konnte, so sprach sie den Namen ganz leise und kleinlaut aus, und Vater teilte mir mit, sie werde bis hinter die Ohren rot dabei."

Er lachte, und der Professor lachte mit.

„Du ließest durchblicken, ihr Herz sei bereits von einem Schmerz betroffen worden. War das wirklich der Fall?"

„Gewiß. Und obwohl es für mich ein Glück war, eine Fügung des Himmels, so bemitleidete ich sie doch deshalb. Es war in der Nachbarschaft bekannt, daß sie mehrere Jahre vorher mit einem jungen Manne so gut wie verlobt gewesen war, der dann ihrer Armut halber sein Wort gebrochen hatte. Seitdem hatte sie das Vertrauen zu den Männern verloren. Auch fand sie ja bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise wenig Gelegenheit, Verbindungen anzuknüpfen, vor allen Dingen bot sich in ihren Verhältnissen wenig Aussicht auf einen ihrem Bildungsgrad entsprechenden Mann, und einen anderen konnte sie nicht brauchen."

„Die alte Geschichte," meinte der Professor bedächtig. „Geld, Geld und wieder Geld! Höchstens erobern sich oft noch solche Mädchen einen jener Männer, die ohne wahrhafte Liebe nehmen, was sie kriegen können. Gerade die besten, für die Ehe geradezu vorbestimmten Mädchen, die sich zurückhalten, müssen auf Liebe und Mutterglück verzichten. Doch fahre fort, Gustav."

„Ich habe nicht viel mehr hinzuzufügen. Nur noch von dem großen Tag laß mich reden, an dem ich zum ersten Male mit ihr spazieren ging. Wenn mir auch die Gabe des Sehens versagt war, so ging mir doch an jenem Tage die Schönheit der Natur auf: ich genoß sie in der Milde der Luft, im Fächeln des Windes, im Duft

der Blüten, in der Schilderung von ihren Lippen. Sie nannte mir die Namen der Blumen und Bäume und Sträucher, und ich lernte sie durch ihren Geruch und ihre äußeren Eigenschaften unterscheiden, was mir bei der außerordentlichen Ausbildung meines Gefühlssinnes nicht schwer fiel. Ich suchte zu erraten, was ich vor mir hatte, und Gertrud berichtigte meine Angaben. Zum ersten Male erlaubte ich mir an jenem Tage auch die Bitte, ihr Gesicht betrachten zu dürfen. Ich möchte sie gern, sagte ich, nach meiner Art einmal anschauen. O, wie weich, zart und glatt ihr Antlitz war! Ich fühlte so deutlich ihre Schönheit, wie ich durch meine Berührung mit Sicherheit erkenne, ob eine Rose frisch erblüht oder im Vergehen ist und ob es eine prächtige oder minder prächtige ist. Zum ersten Male ging mir damals eine Ahnung auf, wie glücklich der Mensch sein kann. — Ich versichere dir, Ewald, an jenem Tage war ich weder blind noch bedauerte ich den Mangel des Lichts, der mir ohnehin weniger fühlbar ist, weil ich seinen Reiz kaum kennen gelernt habe. Wäre ich sehend gewesen, sie hätte nie so viel zarte Rücksicht auf mich genommen, mich nicht so sorgsam geleitet, nicht so gut, so unendlich gut mit mir geredet. O Ewald, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schlau ich war, denn ich stellte mich manchmal unsicherer, als ich war, damit sie meine Hand in die ihre nehmen und mich führen mußte."

Der Erzähler lachte, und Funger lachte herzlich mit.

„Um jene Zeit starb ihre Mutter. Gertrud stand jetzt ganz allein in der Welt. Der kranken Mutter halber hatte sie keine Stellung anzunehmen vermocht — jetzt war sie dazu gezwungen. Wie unglücklich war ich da! Diese Notwendigkeit bedeutete ja für mich die Trennung von ihr, und sie war mir so sehr zum Bedürf-

nis geworden, ja, ich liebte sie im stillen so unendlich, daß ich fürchtete, ihren Verlust nicht überleben zu können. Mein Vater durchschaute mich, und eines Tages machte er mir den Vorschlag, ich solle um ihre Hand werben. Ich schüttelte traurig den Kopf. Ein armer Blinder und Gertrud! Es wäre Wahnsinn, Frevel, Vermessenheit, meinte ich. Mein Vater entgegnete, durch rechtzeitiges Wagen sei schon mancher Sieg errungen worden. Er habe unseren Verkehr beobachtet, und wenn auch Gertrud Mahr anfangs die natürliche Scheu gezeigt habe, welche der normale Mensch immer einem körperlichen Gebrechen entgegenbringt, so habe die Gewohnheit und ihr edles Herz sie doch bald dieses Vorurteil überwinden lassen. Sie sei an meinen Anblick gewöhnt, sie achte mich, bewundere meinen Geist. In jedem Mädchenherzen wurzle die stille Sehnsucht nach Liebe, nach der Betätigung ihres Naturberufes als Gattin und Mutter. Gertrud pflege keinerlei Beziehungen zu anderen Männern, habe jede Aussicht auf eine standesgemäße Verheiratung aufgegeben, nicht freiwillig entsagend, sondern der Notwendigkeit sich würdevoll fügend, der tägliche vertraute Umgang zwischen Mann und Weib aber bilde einen mächtigen Faktor der Auslösung innigerer Empfindungen. So redete mein Vater mir zu, er suchte mir Mut einzuflößen, mir, der ich solch ein Glück nicht im Traum zu erhoffen wagte. Zuletzt erklärte er, daß er Gertrud vorsichtig ausgeforscht habe, natürlich, ohne daß sie das geringste habe merken können, und er glaube, daß ich keinen Korb erhalten würde."

„Und was tatest du?" rief der Professor ergriffen.

„Ich — dir kann ich's ja sagen — ich hatte nicht den Mut, meinen Antrag mündlich auszusprechen. Ich schrieb ihr. Schade, daß du den Brief nicht lesen kannst,

allein Gertrud verwahrt ihn wie ein Heiligtum, und solche Reliquien zeigt ein Weib niemandem, wenigstens kein Weib, das Gemüt besitzt. Zwei Tage harrte ich in der Todesangst eines Verurteilten, der zwischen Hinrichtung und Begnadigung steht — endlich kam die Antwort. Nur ein paar Zeilen waren es, und sie lauteten zustimmend. Und nun sage ich dir weiter nichts mehr, Ewald. Ich hab' ein Weib, das mir um meiner selbst willen gehört. Ihr Glück ist mein Glück, ihr Leid ist mein Leid!"

Junger erhob sich, um dem Freunde die Hand zu drücken. „Mein lieber Gustav, wie mich das erquickt um deinetwillen! Ich kann es kaum erwarten, deine Gertrud kennen zu lernen."

In diesem Augenblick erklang vom Korridor her eine Frauenstimme von ungemeinem Wohllaut, und gleich darauf erschien in der Tür eine hohe schlanke Blondine mit liebreizenden Zügen und herrlichen Blauaugen, eine Gestalt, die alles bestätigte, was der Blinde dem Freunde von ihr erzählt hatte und beim ersten Anblick Sympathie und Vertrauen einflößte.

Und doch floh das Blut bei ihrem Erscheinen jäh aus den bräunlichen Wangen des Gastes, er fühlte seine Füße unter sich zittern und den Schlag seines Herzens verstummen. Er erkannte in Gertrud Petermann, der heißgeliebten Gattin des Freundes, die junge Dame, welche er oben am Wachstein mit einem anderen Manne in zärtlichem Zusammensein gesehen hatte.

3.

„Gertrud," rief der Blinde jubelnd, „das ist mein lieber alter Freund Ewald, den du schon so lieb gewonnen hast wie ich, und dem ich eben von dir erzählt habe!"

Mit herzgewinnendem Lächeln trat Gertrud auf den Besucher zu und drückte ihm die etwas zögernd ausgestreckte Hand.

„Wie freue ich mich, Sie endlich persönlich kennen zu lernen, Herr Professor!“ begrüßte sie ihn — nicht, wie man einen Fremden begrüßt, sondern wie jemanden, den man schon viele Jahre kennt. „Wie danke ich Ihnen für alles, was Sie an meinem lieben Gustav getan haben! Ohne Sie wäre er kaum geworden, was er ist, denn er bedurfte ja immer einer liebreichen Unterstützung. — Ich hoffe, Sie werden recht lange bei uns bleiben und es sich recht wohl bei uns sein lassen: es ist eine Heimat, in der Sie verweilen!‘

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau,“ begann Funger verlegen.

Aber Doktor Petermann unterbrach ihn lachend: „Gnädige Frau? Du bist wohl nicht recht gescheit, Ewald? Frau Gertrud ist sie für dich! — Oder bist du Damen gegenüber noch immer so zaghaft?“

„Ich kann es nicht leugnen,“ versetzte der Professor, sich mühsam aufraffend. Ein unbekanntes Etwas schnürte ihm den Hals zusammen, und ein krampfhafter Husten erst verschaffte ihm Luft.

Gertrud betrachtete den Gast mit erklärlicher Verwunderung, während dieser alle seine Energie zusammennahm, um zur Klarheit darüber zu gelangen, was er in dieser peinlichen Lage zu tun habe.

Tue unter allen Umständen deine Pflicht! Der Satz ist leicht ausgesprochen. Aber was ist Pflicht? Die Definition ist ebenso schwer wie die des Begriffs „Recht“. Jeder einzelne Fall erfordert seine besondere Behandlung, und man kann versichert sein, daß man auch beim besten Willen, objektiv das Richtige zu treffen, in zehn Fällen achtmal hinterher doch in Zweifel ist,

ob man nicht unrecht gehabt hat. Hätte Junger seinem ersten Impuls als Freund und Mann von strengen Grundsätzen, dem alle Falschheit ein Greuel war, folgen dürfen, so hätte er sofort seines Freundes Hand ergriffen und ihm zugerufen: Du bist betrogen und verraten! Deine über alles geliebte Gertrud ist nichts als eine elende Heuchlerin! — Allein er fühlte wohl, daß er damit eine grobe Unvorsichtigkeit, vielleicht sogar ein Unrecht begehen würde. War die vor ihm stehende junge Frau wirklich dieselbe, die er getroffen? Täuschte ihn nicht eine verhängnisvolle Ähnlichkeit?

Während sie lächelnd bemerkte: „Laß nur den Herrn Professor, Gustav,“ richtete er die Augen immer von neuem wieder auf sie, und jedesmal wieder sagte er sich: Jeder Zweifel ist ausgeschlossen!

Endlich gewann er durch den Entschluß, die Angelegenheit zunächst auf sich beruhen zu lassen, seine Unbefangenheit einigermaßen zurück. Inmitten des Zwangs, dem er in Gegenwart des Freundes und seiner Gattin unterlag, angesichts der Verpflichtung, zu sprechen und Aufmerksamkeit zu zeigen, sowie nicht aufzufallen, gab es keine Zeit für ihn, über die seltsame Lage, in die er geraten war, nachzudenken. Und doch fühlte er die Notwendigkeit, über die fürchterliche Entdeckung reiflich nachzudenken, bevor er die Konsequenzen daraus zöge — voraussichtlich würde er erst Nachts, wenn er allein war, dazu Gelegenheit erhalten.

Armer, armer Gustav!

Ein unbeschreibliches Wehgefühl, schneidend und reißend, durchzuckte ihn, wenn er den Blick auf den bedauernswerten Blinden warf, der so selig in seinem vermeintlichen Glücke, so voll Gläubigkeit und Vertrauen war. „Gertrud ist für mich wie eine Kirche,“

hatte er ihm einmal geschrieben, „wie ein heiliger, erhabener Dom, in welchem alles Wahrheit, Unschuld und Herrlichkeit ist!“ — Ach, hätte er diese Kirche, diesen Dom beobachtet von dem Platze aus, auf den ein glücklicher oder vielmehr unglücklicher Zufall seinen Freund hingeführt, so würden sie ihm erschienen sein wie das Monument einer geistigen und moralischen Lüge, die nirgends ihresgleichen besitzt. Und der edle, gute, harmlose Mann schmeichelte sich mit dem Gedanken, um seiner selbst willen erkoren worden zu sein! Er wollte kein Opfer von ihr. Du Tor, dachte der Professor, ein Opfer hat diese Frau dir nicht gebracht — du bist vielmehr ihr Opfer! Die Heirat mit dir entsprang selbstsüchtiger und erbärmlicher Berechnung! Jedes Lächeln war eine Lüge, jeder Kuß ein Judaskuß, jede Beteuerung ihrer Liebe ein Verrat! Im Herzen trug sie einen anderen, dem alle Küsse, alle Beteuerungen galten!

War so viel Falschheit nur möglich? Mußte er nicht sehen, mit eigenen, leibhaften Augen sehen, wie sie nun ihren Gatten zärtlich in die Arme schloß, ihn küßte und, ihre Wange an die seine gelegt, mit einer Stimme, die wie das Organ der Wahrheit und Innigkeit selber klang, zu ihm sagte: „Lieber Gustav, ich dachte auf dem ganzen Wege an die Freude, die dir bevorstand! Endlich hast du ihn einmal!“ Und sich wieder zu Funger wendend, fügte sie hinzu: „Vertrauen Sie mir alle Ihre Wünsche an, Herr Professor. Ich will Ihnen Ihr Zimmer so heimlich und traulich machen, wie es nur noch Ihre liebe Gattin daheim tun könnte. — Aber jetzt wollen wir in die Laube — der Herr Professor soll uns erzählen von seiner Frau und dem Kindchen und seinen Erlebnissen in der langen Zeit. Ich bin überzeugt, Gustav, daß du dich noch nicht einmal danach erkundigt hast.“

Der Doktor mußte allerdings gestehen, daß sie recht hatte, lachend geleitete er den Freund in den Garten hinaus, wo er ihn umherführte, ihm alles Bemerkenswerte zeigend. Er kannte jeden Baum, jeden Busch, selbst jede Blume.

„Daran erkennst du, wie gut ich durch ihre Augen sehe," scherzte er.

„Sie ist immer zärtlich mit dir?" forschte der Gast.

„Wir leben wie zwei Tauben, Ewald — wie zwei Turteltauben. Sie ist nie verdrossen, nie unwirsch oder verstimmt. Wenn sie es ist, so verbirgt sie es wenigstens mir, damit ich mich nicht sorgen soll. Dabei hat sie für alle Menschen ein Herz, und ihre Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit —"

Der Professor machte unwillkürlich eine Bewegung. „Ihre Aufrichtigkeit —"

„Ist mit so viel Seele gepaart, daß alle ihre Meinung gern suchen. Seitdem ich sie besitze, Ewald, kann ich auch reisen und Landpartien unternehmen, sogar ins Theater gehe ich, und zwar ins Schauspiel, nicht bloß in die Oper."

„Da mußt du dich recht einsam fühlen, wenn sie einmal ausgeht."

„O, das kommt selten vor. Dann und wann ein unvermeidlicher Weg in die Stadt —"

„Spaziergänge macht ihr immer gemeinsam?"

„Versteht sich."

Der Professor atmete auf. Vielleicht war sie es doch nicht! O, was hätte er darum gegeben, eines Irrtums überführt zu werden! Tausendmal wollte er sie in seinem Herzen um Verzeihung bitten!

Da setzte der Blinde nach kurzer Pause hinzu: „Nur heute früh war sie einmal ohne mich fort."

„Ehe ich hierher kam?"

„Jawohl. In Eisenach bei einer Jugendfreundin.“

„In — Eisenach? Da hätten wir ja einander begegnen können,“ antwortete Funger, dessen Stirn sich wieder umwölkte.

„Kann sein — aber ihr hättet euch ja nicht einmal gekannt!“ meinte der Doktor heiter.

„Allerdings nicht.“

Sie begaben sich in die von Flieder- und Jelängerjelieberduft köstlich durchwürzte Laube, wo Gertrud sie bereits erwartete. Die junge Frau hatte eine große Schüssel mit Spargel vor sich stehen, den sie für das Mittagsmahl zurechtputzte.

„Nun müssen Sie beichten, Herr Professor,“ begann sie. „Aber erst eine frische Zigarre angebrannt, dann geht es besser. — Und auch du, lieber Gustav. — So, und nun erstatten Sie pflichtschuldigst Bericht, denn Ihre liebe Frau betrachte ich im Herzen bereits als eine Freundin, obwohl ich sie noch nicht persönlich kennen gelernt habe.“

Der Professor dachte bei sich selbst, er bedanke sich für eine solche Freundin seiner Frau, doch kam er dem Wunsche nach und ward natürlicherweise auch bei der Schilderung seines Liebes- und Lebensglückes bald warm.

Mit Interesse lauschten die Zuhörer seinem Vortrag, und im Anschluß an diesen entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, bis die Hausfrau die Männer verließ, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Sobald sie gegangen war, begann Funger wiederum zu grübeln. Die offene Herzlichkeit der jungen Frau hatte ihn ganz gewonnen — ohne diese entsetzliche Wissenschaft in seinem Inneren hätte er sie verehrt, sie hätte sein Herz im Sturm erobert. Ihre Züge wiesen keineswegs die wandlungsfähigen Linien der

Heuchelei auf, ihre blauen Augen besaßen einen so klaren, edlen, liebenswürdigen Ausdruck, daß man in ihnen alles andere eher lesen konnte als Lüge und Verstellung. Ihr Benehmen gegen den Gast trug nichts Gemachtes an sich, die reinste Sympathie und Zuneigung spiegelte sich darin. So erschien sie wie ein lebendiges Geheimnis, das zu durchdringen schwer, wenn nicht unmöglich war.

An der Tatsache ihrer Untreue selbst war jedoch nicht zu zweifeln — je mehr er die junge Frau anschaute, je mehr überzeugte er sich von ihrer Identität. Außerdem bestätigte ihm die Mitteilung Gustavs ihre Abwesenheit. Es gab also keine Lösung, die das scheinbar Unmögliche in harmloser Weise aufzuklären vermocht hätte.

Eine Bemerkung seines Freundes störte ihn aus seiner Träumerei auf. „Nun, Ewald, wie gefällt dir meine Frau?" erkundigte sich der Blinde.

„O — ich —"

„Hast du dir sie so vorgestellt?"

„Sie entspricht ganz deiner Schilderung."

„Ist sie nicht schön?"

„Eine selten sympathische Erscheinung."

„Nicht wahr?" rief der Doktor. „Und diese Herzensgüte, diese Aufopferung, dieser Eifer, jedermann zu beglücken — vor allem aber ihr treues, lauteres Herz —"

„Wohl dem, der eine treue Gefährtin gefunden hat!" unterbrach Junger den Freund. „Es gibt leider Frauen genug, die ihre Männer betrügen. Da hab' ich vor einiger Zeit in der Nähe meines Ortes einen Fall mit angesehen, der mir die Doppelnatur mancher Frauen im erschreckendem Lichte gezeigt hat."

„Wirklich?"

„Ja. Es handelt sich um die Frau eines reichen

Gutsbesitzers. Ich kannte sie schon seit Jahren und hielt sie immer für eine brave und wackere Frau. Da überraschte ich sie auf einem Spaziergange bei einem Stelldichein mit einem jungen Gutsinspektor aus der Nachbarschaft. Die Frau hatte mich nicht gesehen und zeigte sich, als ich später ihren Mann besuchte, von einer Harmlosigkeit, als könne sie kein Wässerchen trüben."

„Die Frauen sollen allerdings in der Verstellungskunst den Männern überlegen sein. In meiner Lage konnte ich da natürlich keine Erfahrungen sammeln. Hast du dem betrogenen Gatten deine Wahrnehmung mitgeteilt?"

„Er war bereits hinter ihre Schliche gekommen," entgegnete der Professor ausweichend. „Sie liegen jetzt im Scheidungsprozeß. Ich wüßte übrigens nicht, was ich selbst an seiner Stelle getan hätte. Wenn man ein Weib so unendlich liebt wie ich das meine, so kann einem wohl eine solche Entdeckung das Herz brechen."

„Ich bin überzeugt, Ewald, daß eine Frau, die du erwählst, der Täuschung unfähig ist," bemerkte der Doktor lächelnd.

In diesem Augenblicke rief das Mädchen zum Essen. Unzufrieden erhob sich der Gast, denn er hatte absichtlich das Gespräch auf dieses Thema gelenkt, um zu erfahren, wie sein Freund über den Fall urteile, um danach sein eigenes Verhalten einzurichten. Nun war die Möglichkeit der Ausforschung vorbei, denn erstens durfte er, ohne Verdacht zu erregen, die Unterhaltung nicht nochmals auf das angebliche Vorkommnis lenken, und zweitens leistete ihnen jedenfalls von jetzt ab Gertrud ununterbrochen Gesellschaft, so daß sich auch deshalb eine Gelegenheit nicht mehr bieten würde.

Die Mahlzeit verlief übrigens bei bester Stimmung,

denn auch der Besucher bemühte sich, seine Erregung und Eingenommenheit abzuschütteln. Wie vorher als zärtliche Gattin lernte er jetzt Gertrud als vortreffliche Hausfrau kennen, und als man Nachmittags in der Laube Kaffee trank, gestand er sich, daß er sich nirgends wohler befinden würde als in der Gesellschaft der lieben Menschen, die ihm beide alles an den Augen absahen.

Wenn nur der verdunkelnde Schatten nicht auf jedes Wort, jedes Lächeln, jeden Scherz gefallen wäre!

Auf einem kleinen Spaziergange hatte er noch mehr als bisher Veranlassung, die geradezu aufopfernde Sorgfalt der jungen Frau für ihren blinden Gatten zu bewundern. Jeden Stein räumte sie ihm, bildlich gesprochen, aus dem Wege, ihre geübten Augen wachten unablässig über ihn; während sie einkehrten, hielt er ihre Hand in der seinen wie ein kostbares Kleinod.

Mit tiefem Mitleid betrachtete ihn der Freund. „Mein armer, armer Gustav," sagte er zu sich selbst, „wer weiß, wie bald du die Hand verfluchst, die jetzt so innig und weich in der deinen ruht!"

Es war aber auch rührend zu sehen, wie er sie liebte. Jeden ihrer Schritte, jede ihrer Bewegungen verfolgte er mit der Aufmerksamkeit eines nie nachlassenden Interesses. Er vernahm das leiseste Rauschen ihres Gewandes, er wußte genau, wo sie stand und saß. Eine seiner häufigsten Liebkosungen bestand darin, daß er einige ihrer prachtvollen hellblonden Haare leise zwischen seinen Fingern hindurchgleiten ließ.

„Wie ihr euch an der Farbe eines schönen Haares," erklärte er diese Eigentümlichkeit, „so freue ich mich an seiner Weichheit und Geschmeidigkeit. Kannst du dir denken: ich habe gelernt, obgleich ich von den Farben keinen Begriff habe, die Art der Haare nach

der äußeren Berührung zu unterscheiden. Ich weiß mit fast nie trügender Sicherheit zu bestimmen, ob jemand schwarzes, braunes oder blondes Haar besitzt."

„Woran willst du das erkennen?"

„An der verschiedenartigen Stärke und der Härte oder Weichheit. Die blonden Haare sind die feinsten und weichsten."

Funger war zu gutmütig, um Zweifel zu äußern. Der Arme entbehrte ja so viel, daß man ihn auch einer eingebildeten Freude nicht berauben durfte. Dagegen vernahm er mit Staunen eine äußerst phantasievolle Schilderung der Vorstellung des Doktors von den Sternen und dem Licht, Rätsel, über die er sich nach den Erläuterungen Gertruds ein Bild zu schaffen versucht hatte.

Abends saßen alle drei im Studierzimmer des Doktors zusammen, wo auch der kostbare Flügel aufgestellt war. Die Klänge, welche Petermann den Tasten entlockte, schienen unmittelbar aus seiner Seele zu entspringen, und auch Gertrud sang und spielte meisterhaft. Auf Wunsch ihres Gatten sang sie das Lied von der einsamen Rose, das den Blinden bei ihrem ersten Zusammentreffen so sehr entzückt hatte.

Der Wein, welchem die Freunde reichlicher als sonst zusprachen, erhöhte die Behaglichkeit, Erinnerungen aus der Kindheit stiegen auf wie Geister der Vergangenheit, einige der alten Studentenlieder, in welche Gertrud heiter mit einstimmte, flossen aus den begeisterten Kehlen.

Da, nach dem Gesange der Strophe:

„Drum, Brüder, reichet euch die Hand,
Damit es sich erneue,
Der alten Fr undschaft heilig Band,
Das alte Band der Treue —"

stand der Blinde plötzlich auf, ergriff seines Freundes Hand und legte sie in die Gertruds.

„Gedenkst du,“ begann er feierlich, „noch an die Verabredung, die wir einstmals getroffen? Nicht nur uns, sondern mit uns alles, was uns teuer ist, soll das ganze Leben hindurch die zärtlichste Freundschaft verbinden? Nun wohl, das ist mein Weib, das Liebste, was ich neben dir auf Erden besitze — auch ihr müßt Bruder und Schwester sein, keine fremden Beziehungen mehr zwischen euch dulden. Ewald und Gertrud, so soll es fortan heißen zwischen euch!“

Junger erbebte innerlich — und doch konnte, durfte er ein solches Entgegenkommen kaum zurückweisen, ohne seinen Freund bitter zu kränken. Oder er mußte sprechen, mußte den Stein von seiner Brust herunterwälzen. Das konnte aber den Tod des aus allen seinen Himmeln gestürzten Mannes zur Folge haben. „Lieber Gustav,“ warf er mit verlegener Miene hin, „du zwingst deine liebe Frau vielleicht zu etwas, was ihr noch nicht gelegen ist. Sie kennt mich noch zu wenig —“

„Du bist mein teuerster Freund. Genügt das nicht?“

„Sie wird mich erst noch prüfen, mich näher kennen lernen wollen —“

„Sie kannte dich längst so, wie ich dich kenne, bevor sie dich gesehen hat.“

„Eine junge Frau — ich kann mir lebhaft denken —“

„Gertrud ist zu großgeistig für kleinliche Bedenken. — Zeig es ihm, Gertrud, und gib ihm den Bruderkuß!“

Gertrud war aufgestanden, mit einem lieben Lächeln stand sie da, herzliche Freundschaft aus den klaren Augen strahlend und doch würdevoll wie eine Königin, jeden falschen Gedanken damit erstickend.

Der Professor erkannte, daß sie bereit war, ihm eine aufrichtig gemeinte freundschaftliche Umarmung und einen Kuß ohne Ziererei zu gönnen. Da fielen ihm die flammenden Küsse ein, mit denen sie den verlangend dargebotenen Mund des Geliebten bedeckt hatte, und eine förmliche Abneigung ergriff ihn, sie mit seinen Lippen zu berühren. Indem er seinen Arm um sie legte, und seinen Kopf dem ihren näherte, zuckte er unwillkürlich ein wenig zurück.

Die junge Frau hob wie erstaunt einen Moment ihre Augen, mit einem sinnenden, fragenden Ausdruck ruhten sie auf dem Antlitz des Gastes — dann berührte sie flüchtig, kaum wahrnehmbar mit ihren Lippen seine Stirn und trat, ihre Hand der seinigen entziehend, stolz zurück.

Der Blinde hatte das leise Geräusch vernommen, das die Erfüllung seines Wunsches verkündete, er bekundete lebhaft seine Befriedigung und meinte nur, der Abschluß des Freundschaftsbundes hätte wohl ein etwas kräftigeres Siegel vertragen.

Junger stand wie auf Kohlen. Er fühlte wohl, daß der erzwungene Kuß zwischen ihr und ihm eine Kluft aufgetan hatte, die wohl nie wieder überbrückt werden konnte. Fast empfand er Reue ob seines Verhaltens, verwirrt schaute er nach seiner Uhr und erklärte, es sei nicht fern von der Vollendung der zweiten Stunde, und er sei noch müde von seiner Wanderung.

„Was für ein Egoist bin ich!“ schalt sich Petermann ärgerlich. „Nur an mich und nicht an dich zu denken, Ewald! Natürlich mußt du müde sein — du sollst dich doch überhaupt bei uns erholen. Ins Bett also, lieber Junge — Gertrud wird dir dein Zimmer zeigen. Nicht wahr, Schatz?“

„Versteht sich.“

Ihre Worte erschienen selbstverständlich, aber es lag etwas Fremdes in ihrem Tone, das nicht nur der Professor verstand, sondern auch ihrem Gatten auffiel.

„Bist du nicht wohl, mein Herz?“ fragte er betroffen.

„Durchaus, lieber Gustav.“

Diesmal hatte ihre Stimme wieder den gewohnten Schmelz. Um ihn vollends zu beruhigen, umfaßte sie ihn und drückte ihre Lippen fest und zärtlich erst auf seinen Mund, dann auf jedes seiner beiden armen, toten Augen und rief dabei mit plötzlich heiß hervorbrechender Empfindung, die wie eine unerklärliche Wallung über sie kam: „O, deine lieben, armen Augen, Gustav, wie liebe ich sie, wie verehre ich sie! Wie Heiligtümer sind sie mir, mir anvertraut zur Behütung und Bewahrung. Jeden Tag muß ich sie mehr lieben!“

Wie ein Strom, der seinen Damm durchbrochen, so jäh und stark schoß dem Zuschauer dieser Szene das Blut nach Herz und Kopf, peitschte in stoßartigen Wellen durch seinen Körper und versetzte einige Augenblicke seine Glieder in zitternde Bewegung. Die Wirkung der plötzlichen Flut auf den Geist bestand im jähen Ausbruch eines Unwillens, wie ihn der sanftmütige Professor noch selten gefühlt: „So viel Niederträchtigkeit und Verlogenheit,“ rief es in seinem Innern, „verdient keine Schonung! Dieses Weib ist die schändlichste Lügnerin, die es gibt, und unter der Maske der Wahrheit verbirgt sie ein falsches, gewissenloses, erbärmliches Herz!“

Mit einem raschen Händedruck nahm er Abschied von dem Freunde und eilte aus dem Zimmer, von Gertrud gefolgt, die ihn begleitete. Er konnte diesen Zustand nicht mehr ertragen, nicht mehr mitwirken in dem schnöden Spiel, das mit der Hilflosigkeit des blinden Mannes getrieben wurde. Allein mußte er

sein, freie Luft atmen nach dem moralischen Zwange, den er sich auferlegt!

Einen Blick förmlichen Hasses warf er auf die schöne junge Frau, die ruhig und doch, wie es schien, traurig neben ihm her schritt, das brennende Licht in der Hand. Die schändliche Komödie, welche er zuletzt mit ansehen mußte, hatte den letzten Rest von Zurückhaltung und Scheu in ihm hinweggespült, seine Augen flammten, und seine Stirn glühte.

Schweigend gingen beide nebeneinander hin, die Treppe hinauf, bis oben im Korridor die junge Frau plötzlich begann: „Herr Professor, was haben Sie gegen mich? Wir haben uns vorher nie mit Augen gesehen — was habe ich Ihnen getan?“

„Mir?“ fragte er unruhig.

„Ja. Ich bin Ihnen mit warmer Freundschaft entgegengekommen, aber Ihr Benehmen gegen mich ist mehr als sonderbar. Vor allem war es sonderbar vorhin. Sagen Sie mir die Wahrheit, es ist notwendig um unseres beiderseitigen Verhältnisses zu dem armen Gustav willen.“

„Ja, es ist notwendig,“ wiederholte er mit einem festen Entschlusse. „Und Sie haben ein Recht darauf, den Grund meines Verhaltens zu erfahren. Jedes falsche Spiel ist mir zuwider, der Alp muß von meiner Seele.“

„Welcher Alp?“ forschte sie erstaunt.

„Sie nehmen als ganz feststehend an, daß wir einander nie mit Augen erblickt haben, Frau Doktor? Sind Sie wirklich Ihrer Sache ganz sicher?“

Gertrud schaute ihm befremdet ins Gesicht. „Wie meinen Sie das?“

„Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie vielleicht recht. Es wäre aber möglich, ich hätte Sie gesehen, ohne daß Sie mich wahrnahmen.“

„Wie meinen Sie das?“ wiederholte die junge Frau, und ihre Verblüffung begann einer seltsamen Unruhe und Verwirrung zu weichen.

Beide hatten leise, fast flüsternd gesprochen, und in derselben Weise fuhr der Professor auch fort, als er ihr jetzt mit gerunzelter Stirn eröffnete: „Ich hatte in der Tat schon Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen. Es ist noch nicht lange her — es war auf meiner Wanderung über den Wachstein —“

Er sah, wie sie erbleichte und zusammenfuhr.

„Ich sehe, daß Sie sich erinnern,“ sprach er weiter. „Sie saßen auf einer Bank, die sich ganz versteckt auf einem schmalen Waldwege befindet. Und Sie waren nicht allein —“

Alles Blut war aus den Wangen der Zuhörerin entwichen, sie ergriff mit der rechten Hand die Klinke der Tür des für ihren Gast vorbereiteten Zimmers, um sich zu stützen. „Ganz recht,“ bemerkte sie mit einer Stimme, der sie vergeblich Festigkeit und Unbefangenheit zu verleihen suchte. „Wir befanden uns mit einigen anderen Bekannten auf einer Waldpartie.“

„Von den anderen Bekannten habe ich nichts wahrgenommen,“ versetzte Funger ironisch. „Ich erblickte nur zwei —“

„Wir hatten uns im Walde zerstreut —“

„Und nur ein Herr war bei Ihnen geblieben, ein schöner junger Mann, offenbar ein Künstler. — Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen — Ihre Züge verraten alles, und so sehr ich Sie in allen Künsten der Heuchelei erprobt sah, so hat doch der erste Schrecken Sie verraten.“

„Der Herr war ein naher Verwandter —“

„Ersparen Sie sich jede derartige Bemühung!“

Gertrud bedeckte ihre Augen mit der Hand. „Ich

verstehe," hauchte sie schwer atmend. Und nach einer Pause setzte sie angstvoll und so leise, daß er sich der Worte mehr durch das Gefühl als durch das Gehör bemächtigte, hinzu: „Was wollen Sie tun?"

„Meine Pflicht. Hegen Sie etwa die Hoffnung, ich würde mich zum Mitschuldigen eines so schmählichen Betrugs machen, dessen Opfer der liebste Freund ist, den ich auf Erden besitze? Nein, Wahrheit ist das Prinzip meines Lebens — es gilt, Ihr schnödes Spiel zu entlarven und meinen Freund zu beschützen. Glauben Sie mir, es wird meinem Herzen schwer, so viel Schlechtigkeit für möglich zu halten — und wenn es schon schändlich ist, einen Mann zu hintergehen, der seine Ehre mit gesunden Organen bewachen kann, so ist es eine doppelte Niederträchtigkeit, einen unglücklichen Blinden zu betrügen, der sich arglos und vertrauend in Ihre Arme wirft und auf Sie schwört wie auf das Evangelium. Mein armer, armer Gustav! Und er schmeichelt sich, um seiner selbst willen erkoren zu sein! Mir bäumt sich das Herz auf bei dem Gedanken an solche Schändlichkeit!"

Damit nahm er der schuldigen Frau mit festem Griffe das Licht aus der Hand und trat mit einem kurzen und kalten „Gute Nacht!" in sein Zimmer. Gleich darauf hörte er sie langsam den Korridor entlang und die Treppe hinuntergehen.

4.

Bevor sich Junger zur Ruhe begab, ließ er einen trüben Blick über das für ihn ausgesuchte und zurechtgemachte Zimmer schweifen. Ein wehmütiges Lächeln glitt über seine Lippen. Gertrud hatte nicht zu viel versprochen, als sie ihm ankündigte, sie wolle ihm sein vorübergehendes Heim so behaglich ausstatten, daß er

sich wie zu Hause fühlen sollte. Mit welcher Sorgfalt war alles hergerichtet, mit welch liebevollem Eingehen auf seine Bedürfnisse! Kein Zweifel, die Hand, welche diese Anordnungen traf, war die einer Frau, die ihn schätzte.

Der Professor seufzte. Er sah sich einem Rätsel gegenüber, dessen Lösung sich für sein Denken zu schwer erwies. Tief verstimmt legte er sich ins Bett, nicht um zu schlafen, sondern um zu grübeln. Wie glücklich war sein armer Freund jetzt, und wie unglücklich würde er schon morgen sein! Sprechen mußte er, denn wer konnte wissen, welche Folgen für Gustav entstehen konnten, wenn diese Heuchlerin ihr Doppelspiel fortsetzte? Denn so seltsam sympathisch sie auf ihn wirkte — eine Heuchlerin war sie trotz alledem, mußte sie sein! Nein, sie verdiente keine Schonung, und ihm gebot die Freundespflicht, die Rechte des treuen Jugendgenossen zu wahren, um schlimmeres Unglück zu verhüten. Mußte er nicht in dem scheinbaren Zufall, der ihm zu der erschreckenden Entdeckung verholfen, einen Wink der Vorsehung erkennen? Gab es wohl einen Menschen, der geeigneter war, den Blinden aufzuklären, als er? So schonend als möglich würde er verfahren und —

Er unterbrach plötzlich seine Gedankenfolge mit der Frage: Wie wird Gustav es aufnehmen? Diese Frage führte ihn sogleich zu der anderen: Wie würde er selber es aufnehmen, wenn seine geliebte Frau ihn in dieser Weise täuschte? Der bloße Gedanke flößte ihm Entsetzen ein. Es war unmöglich, andere Konsequenzen zu ziehen als die ihm durch seine studentischen Ehrbegriffe vorgeschriebenen — den Gegner zum Zweikampf herausfordern, erschien ihm in solchem Falle als unerläßliche Bedingung, als einziger Ausweg.

Was aber sollte der Blinde beginnen? Er kannte seinen Freund als einen Mann von leidenschaftlichster Empfindung; wie er glühend war in seiner Liebe, seiner Hingebung, so war er auch leidenschaftlich in seinem Haß, seinem Zorn. Seine Aufgabe als Freund mußte es also sein, dem ersten Ausbruch zu begegnen — er mußte sich als Arzt fühlen, der dem Kranken Schmerz bereiten muß, um ihn von einem gefährlichen Übel zu heilen. Morgen früh wollte er sich der schweren Aufgabe unterziehen, der schwersten, die wohl die Pflicht einem treuen Freunde auferlegen kann. Wahrheit über alles! Die Lüge, die Ruchlosigkeit durften nicht triumphieren, das Leben des unglücklichen Blinden sich nicht aufbauen auf einem furchtbaren Verrat, der seine Seele zerrütten mußte, wenn er ihn entdeckte. Und konnte nicht, falls er selbst aus Feigheit zurückschreckte, jeden Augenblick eine andere mitleidlose, gleichgültige Hand dem betrogenen Mann die Binde von den Augen reißen?

Indem er überlegte, wie er sein Vorhaben am besten ins Werk zu setzen vermöchte, sanken ihm endlich die Augen zu. Doch selbst der Schlaf nahm die peinigende Qual seines Herzens nicht mit sich fort, unruhig wälzte er sich auf seinem Lager, murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Ein Geräusch schreckt ihn auf, der Morgen dämmert, und sein Freund steht vor ihm.

„Schon so früh, Gustav?“ fragt er betroffen.

„Ich komme, um dich zu einem Spaziergange abzuholen.“

Das erscheint ihm ein Wink der Vorsehung. „Setz dich auf den Stuhl an meinem Bett, Gustav, ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Erstaunt gehorcht der Blinde, setzt sich auf den

Stuhl, lehnt sich halb über das Bett, und der Professor ergreift teilnahmvoll seine Hand.

„Was ist es, Ewald?“

„Nichts Gutes, lieber Gustav.“

„Nichts Gutes?“

„Etwas sehr Schlimmes sogar. Das Schicksal ist grausam und brutal, lieber Gustav — und das Unglück richtet seine Pfeile am liebsten nach den Stellen, wo wir am empfindlichsten sind.“

„Ist dir etwas zugestoßen, Ewald?“ erkundigt sich der Doktor beunruhigt.

„Mir nicht, Gustav. Aber höre mich erst an. Du entsinnst dich meiner gestrigen Erzählung von der Gutsbesitzersfrau, die ihren Mann betrog?“

„Gewiß.“

„Nun wohl — ich habe dir nicht die ganze Wahrheit gesagt. Der Fall hat sich erst kürzlich zugetragen — der Mann steht mir nahe — ich quäle mich seitdem mit beständigen Zweifeln, ob ich ihm von meiner Entdeckung Mitteilung machen soll oder nicht. Was würdest du an meiner Stelle tun?“

„Ich würde nicht einen Augenblick zögern, ihm alles zu enthüllen. Es ist einfach deine Pflicht. Weißt du, was von der Wahrheit abhängt, was du auf dein Gewissen ladest, wenn du sie unterdrückst? Die Wahrheit ist stets das erste Gebot, Freund — wohl dem Mann, der in so entsetzlicher Lage einen Freund hat, der seine Ehre zur eigenen macht und ihm die Augen öffnet!“

„Und wenn die Folgen verhängnisvoll sind?“

„Das kann nicht in Frage kommen. Der Fluch der Täuschung, die ein vertrauendes Herz erfährt, ist schlimmer. Die schlechte Tat ist stets gräßlicher als ihre Sühne. Wäre ich in einer Lage, wie du sie schilderst,

ich würde den Freund verwünschen, der hilft, mich zu betrügen, statt mir die rettende Hand zu bieten. Besser den Schmerz der Enttäuschung fühlen, so fürchterlich er sein mag, als jede Stunde von neuem ein treuloses Weib lieben und küssen in dem Wahne, sie gehöre mir, während sie sich innerlich voll Hohn und Gleichgültigkeit von mir abwendet."

„Du würdest also unbedingte Wahrheit fordern?"

„Verachten würde ich dich, wenn du sie mir vorenthieltest."

„Und würdest du sie ertragen?"

„Ein Mann muß alles ertragen, vor allem die Wahrheit! Lieber ein nackter Bettler, als durch Betrug ein Krösus! Ein Mann muß die Kraft besitzen, jeden Augenblick ein Bettler zu werden: an Vergnügen, an Hoffnungen, an Geist, an Gesundheit, an Glück, an Freundschaft."

Der Professor richtet sich auf, er drückt die Hand des Freundes wärmer und fester, dann zieht er dessen Kopf langsam zu sich heran, preßt einen Kuß auf die kalte Stirn und flüstert ihm mit zitternder Stimme ins Ohr: „Du selbst bist der Mann, Gustav!"

Der Blinde faßt die Worte nicht. „Bist du krank geworden, Ewald, sprichst du im Fieber?"

„Verstehst du jetzt, warum ich deiner Frau gegenüber mich so abweisend betrug? Ich hatte sie schon gesehen —"

„Ah —"

„Mit einem fremden Manne."

„Mit einem —"

„Einem Künstler, einem Mann von glänzenden äußeren Eigenschaften. Sie küßte ihn mit verzehrendem Feuer —"

Er fühlt, daß des Blinden Hand zu Eis erstarrt.

Das ist das einzige Lebenszeichen seines Zuhörers. Nichts regt sich an ihm. Er spricht nicht ein einziges Wort.

Erst nach langer Pause lispelt er die kaum hörbare Frage: „Du kannst dich nicht irren?“

„Sie hat es mir selber zugestehen müssen.“

„Wann?“

„Gestern abend, als sie mich begleitete.“

Der Blinde steht auf und will das Zimmer verlassen.

„Gustav, bleibe hier — wir wollen alles besprechen.“

„Nein, nein — laß mich — ich muß allein mit mir sein, muß überlegen —“

„Tue nichts Unbesonnenes!“

„Sorge dich nicht. Ich — ich bin ein Mann, der die Wahrheit verträgt. Ich — ich konnte es ja kaum anders erwarten. Ich bin ein Krüppel — haha — ich bin ein Gezeichneter — haha! Vor meinem Gesicht muß der normale Mensch erschrecken. Ich kann nichts sehen, man kann mit mir spielen! Ich bin reich — haha — ich verstehe alles, Ewald! Ich danke dir — danke dir von ganzem Herzen! Du bist mein wahrer Freund, standhaft in allen Proben! Fürchte nichts — du siehst, wie ruhig ich bin!“

Bevor der Professor noch aus dem Bette ist, hat Petermann sich entfernt. Er geht langsam, leise die Treppe hinab. Trotzdem wird dem Professor bang zu Mute, sein Herz klopft, er trocknet sich den Schweiß von der Stirn, kleidet sich hastig an. Der Kopf ist ihm so benommen, alles ist so wirr und seltsam um ihn. Noch herrscht überall Halbdunkel. Die Tür sperrt sich gegen seine Bemühung, sie zu öffnen, wie ein lebendes Wesen mit Kraft und Willen. Sie will nicht aufgehen und ist doch nicht verschlossen. Sie scheint keine Klinke

zu haben. Aber er ist doch gestern abend durch sie hereingekommen, der Freund eben durch sie hinausgegangen. Plötzlich steht er draußen, kaum wissend, wie es gekommen ist. Eilig stürzt er nach der Treppe. Wo soll er den Freund suchen? Merkwürdig, wie schwer er den Weg wiederfindet. Ist er seiner Sinne nicht im vollen Umfange mehr mächtig?

Das ist die Tür zu Gustavs Zimmer! Er reißt sie auf und steht plötzlich im grellen Licht. Darin herrscht der volle Tag, die Sonne bricht eben durch die aufgezogenen Vorhänge. Mitten im Zimmer steht der Blinde, gräßlich anzuschauen wie ein Racheengel. Das braune Haar wirr und wild um den Kopf hängend, das Gesicht bleich und verstört, in den Zügen einen dämonischen, grausamen Ausdruck. Aber ruhig steht er, bewegungslos, einer Statue gleich, nur den rechten Arm hat er aufgehoben und hält einen Gegenstand in der Hand, den Ewald nicht erkennen kann.

„Um Gottes willen, Gustav — wo ist Gertrud?"

Ein Hohnlachen schrillt an sein Ohr. „Gertrud? Fragst du nach ihr? Dort ist sie!"

Er streckt die Hand nach einer Ecke des Zimmers aus. Junger schaudert, mit tödlichster Angst im Herzen wendet er den Blick nach der bezeichneten Ecke. Ein lauter, schriller Aufschrei entfährt seinem Munde. Dort liegt das junge schöne Weib, starr und still, mit zerrauftem Haar, das Morgengewand weit geöffnet — und ein purpurner Blutstrom, stark und blendend, quillt hervor aus der Brust und verbreitet sich um die Leiche wie ein schwellender gräßlicher See, dessen Fluten wie das purpurne Morgenrot funkeln ...

„Mörder, Mörder!" zischt er den Freund an.

„Du hast mir den Dolch in die Hand gedrückt!" entgegnet der Blinde wild.

Da erfaßt ihn eine namenlose Furcht. Er stürzt nach dem Fenster, reißt es auf und ruft laut um Hilfe. Der Blinde stürzt sich auf ihn, will ihn zurückzerren, sie ringen miteinander — er fällt zu Boden, die grelle Sonne blendet seine Augen — — —

— — — — — — — — — — — —

Und er öffnete sie, und es war heller Tag, und in Schweiß gebadet lag er in seinen Kissen.

„Ein entsetzlicher Traum!“ murmelte der Professor, das Gesicht vor der hereinleuchtenden Sonne bergend, die ihm gerade in die Augen schien. „Wird er zur Wahrheit werden?“

5.

Lange befand sich Funger im Bann dieses fürchterlichen Traumbildes, das zu gräßlich gewesen war, als daß es den flüchtigen Weg der meisten anderen Träume gegangen wäre. Zuletzt triumphierte aber doch das Gefühl, daß alles ja nicht wirklich gewesen sei, und mit Gewalt entrang er sich dem peinlichen Eindruck, stand auf und kleidete sich an.

Die Uhr zeigte schon die neunte Stunde an, als er endlich hinunterging; das Mädchen empfing ihn mit der Mitteilung, der Kaffee sei in der Laube für ihn bereit.

Sinnend schritt er nach der Laube. Niemand war darin, aber der Tisch war fertig gedeckt, und nachdem er sich kaum gesetzt, erschien Gertrud mit der gefüllten Kaffeekanne in der Hand.

Sie war bleicher als gestern, aber vollkommen ruhig und würdevoll. Auch der Glanz ihrer Augen war nicht getrübt, nur das heitere Lächeln war verschwunden und hatte einer ernsten Miene Platz gemacht.

„Warten Sie nicht auf Gustav,“ sagte sie, sich ihm gegenüber niederlassend. „Die freudige Aufregung

in Verbindung mit dem ungewohnten langen Aufbleiben sind schuld, daß ihn seine Migräne befallen hat. Er fühlt sich aber schon wieder besser und will den Rest durch etwas längere Ruhe vollends vertreiben. In einer Stunde wird er bei uns sein."

Verwundert hörte Funger sie an. Hatte sie alles vergessen, was er zu ihr gesprochen? War sie so gleichgültig gegen seine Verkündigung?

„Es ist mir lieb, daß es so ist," fuhr sie fort. „Wir gewinnen dadurch Zeit, zusammen zu sprechen, Herr Professor." Sie zögerte einige Sekunden, bis sie mit einem Ausdruck von Niedergeschlagenheit und Trauer, den er zum ersten Male an ihr wahrnahm, fragte, ob er noch entschlossen sei, seine Drohung von gestern abend wahrzumachen.

„Drohung?" versetzte Funger, von dem Worte peinlich berührt. „Ich drohe nicht. Man droht mit etwas Unrechtem, während ich mir nur das Richtige zu tun bewußt bin."

„Sie sind also entschlossen, mit meinem Gatten zu reden?"

„Ich halte es für meine Pflicht."

Sie neigte nur leicht das anmutige Haupt. „Wie Sie wollen, Herr Professor," bemerkte sie leise. „Sie werden aber der Stimme der Gerechtigkeit Gehör geben und mich vorher sprechen lassen. Ich hoffe es wenigstens."

„Wenn Sie etwas anzuführen haben, Frau Doktor, das zu Ihren Gunsten spricht, so wird es mir Genugtuung gewähren, es zu vernehmen."

Gertrud schenkte ihm ein. Er ließ es schweigend geschehen. Dann lehnte sie sich halb nach hinten zurück, ließ den linken Arm auf der Lehne des Sessels ruhen, auf dem sie saß, und stützte den Kopf leicht auf die erhobene Hand.

„Manches von dem, was ich Ihnen erzählen muß, sollte die Bescheidenheit in meinem Herzen zurückhalten,“ begann sie ernst. „Aber ich bin angeklagt und muß mich verteidigen. Ich plädiere nicht für Freisprechung,“ sprach sie mit etwas erhobener Stimme weiter. „Ich bin eine Schuldige, Herr Professor. Nicht so schuldig, als Sie vielleicht glauben, aber weit schuldiger, als ich es vor meinem Herzen und meinem lieben Mann“ — ihre Stimme zitterte merkbar — „verantworten kann.“

Sie wartete einen Moment, ob er etwas erwidern werde, allein er verhielt sich lautlos.

Da fragte sie hastig: „Halten Sie mich nach allem, was Sie von mir gesehen, für eine Verworfene?“

Er starrte gedankenvoll vor sich nieder. „Manchmal sind Sie mir ein Rätsel, dann wieder —“

„Halten Sie mich für eine Komödiantin, für eine Betrügerin! Nun, vielleicht haben Sie recht, ich erhebe selbst seit ein paar Tagen die schwersten Vorwürfe gegen mich, und doch kann, darf ich nicht anders handeln. — Gustav hat Ihnen die Geschichte unserer Bekanntschaft und Heirat erzählt?“

„Jawohl.“

„Er hat Ihnen nur erzählt, was er selber wußte, der edle, gute Mann! Aber die Wahrheit ist ihm unbekannt. Ihnen, meinem Ankläger, darf ich sie nicht vorenthalten. Ich habe Gustav nicht um seiner selbst willen geheiratet —“

„Das ahnte ich.“

Sie wies seine Bemerkung mit einer fast majestätischen Gebärde zurück.

„— sondern auf das dringende Flehen seines Vaters. Damals war es, wie Sie wohl verstehen werden, ein Opfer für mich, obgleich ich dem Leben gegenüber im großen ganzen entsagt hatte.“

Befremdet schaute Funger sie an. „Auf den Wunsch seines Vaters?“

„So ist es. Er hatte mich erst nur gebeten, durch öftere Besuche in das Dunkel des Lebens seines armen Sohnes etwas Licht zu bringen. Wie ich aber später erfuhr, ging seine Absicht von vornherein viel weiter. Er wußte, daß er keine allzulange Lebenszeit mehr vor sich habe, seine einzige unausgesetzte Sorge war der blinde Sohn. Was sollte aus dem werden, wenn kein treues Auge über ihn wachte? Hilflos war der junge Mann trotz seiner hohen Kenntnisse bei seiner Unfähigkeit, zu sehen, dem guten oder bösen Willen fremder Menschen überantwortet. Sein einziger Wunsch, sein einziges Gebet war das um eine Kraft, die seinem Sohne den sorgenden Vater dereinst zu ersetzen vermochte. Verstehen Sie mich?“

„Gewiß.“

„Auf mich hatte er von Anfang an, ohne daß ich es ahnte, sein Augenmerk gerichtet. Nachdem ich Gustav kennen, bemitleiden und schätzen gelernt, trat der Vater mit seinen eigentlichen Absichten hervor. Ich empfing eines Tages seinen Besuch. Er schilderte mir in beweglichen Worten seine Sorge und legte mir die einzige Möglichkeit dar, dem Unglücklichen zu helfen. Damals war kurz vorher meine Mutter gestorben. Meine Verhältnisse zwangen mich, mir eine Unterkunft zu suchen, und innere Neigung ließ mir den Beruf einer barmherzigen Schwester als den für mich geeignetsten erscheinen. Den alten Herrn hatte ich um seine Vermittlung gebeten, er kannte also meinen Entschluß. ‚Wenn Sie Ihr Leben einmal der Wohltätigkeit weihen wollen,‘ erklärte er mir plötzlich, ‚so übernehmen Sie die Pflege meines armen Sohnes! Nehmen Sie die schwere Sorge von meiner Brust!

Ob Sie nun Ihre Barmherzigkeit anderen oder ihm widmen, bleibt sich doch gleich. Und er steht Ihnen bereits als Freund nahe. Erfüllen Sie meine Bitte, Fräulein Gertrud — Sie sind es, die ich lange schon im Auge habe für ihn, Sie mit Ihrem edlen, großen Herzen, Ihrer liebevollen Selbstlosigkeit, Ihrer Energie und Entschlossenheit, Ihrer Bildung, Ihrem scharfen Verstand, Ihrer ausgeprägten Gerechtigkeitsliebe — ich habe Sie genau beobachtet seit langer Zeit, immer mit dem einzigen Ziel im Auge! Ja, mein Fräulein, zu Ihnen habe ich das große, heilige Vertrauen, welches mich über die Zukunft Gustavs beruhigen würde! Übernehmen Sie diese wahrlich nicht leichte, eines hohen Sinnes würdige Aufgabe, und Sie werden nicht nur das Herz eines Vaters seiner bittersten Sorge entlasten, sondern auch das sonst vielleicht in Verzweiflung zerfließende Dasein eines Unglücklichen verklären und ein edles Werk herrlicher Menschenliebe erfüllen! Sie werden mit mildem, versöhnendem Licht die undurchdringliche Nacht einer traurigen Existenz durchleuchten, die physische sowohl als die geistige; Sie werden das liebevoll sorgende Auge des Erblindeten sein, unter Ihrem treuen Schutz wird er über die Klippen des irdischen Lebens wandeln, ohne zu straucheln. Sie werden seinen Hausstand leiten, ihn führen, werden ihn vor dem Schicksal, zuletzt in einer Anstalt trauervoll hinzusiechen, bewahren. Und auch Sie selbst werden reichen Lohn empfangen, indem Sie nicht nur für Ihr ganzes Leben eine sorgenfreie Existenz gewinnen, eine Stellung, in welcher Sie an dem Ihnen gebührenden Platze stehen, sondern auch in Ihrem inneren Bewußtsein und durch die befruchtenden Spenden des Geistes dieses außerordentlichen Menschen.‘

So beweglich, erschütternd, überzeugend sprach der alte Mann zu mir, und es gelang ihm, meine Bedenken zu beschwichtigen bis auf eines. Konnte ein junges Mädchen eine solche Stellung im Hause eines jungen Mannes annehmen? Ich war von meiner Mutter in strenger Zurückhaltung erzogen, ich hatte fast nie mit Männern verkehrt. Doch der alte Mann wußte hierfür Rat. ‚Jedes Bedenken,‘ erklärte er mir, ‚ist beseitigt, wenn Sie sich entschließen können, meines Sohnes Gattin zu werden. Ich weiß, daß er Sie im stillen liebt und daß es der heiligste Wunsch seines Herzens ist, wiewohl er mir nie etwas davon gesagt hat. Er würde lieber sterben, als seine Neigung verraten, weil er sie für so ganz aussichtslos und einen Einfluß seiner Persönlichkeit für die Entscheidung einer Frau zu seinen Gunsten für ausgeschlossen hält.‘ — Ich will mich kurz fassen und nur erwähnen, daß der Vorschlag des wackeren Mannes mich zuerst entsetzte. Sie werden dieses Gefühl nicht falsch deuten. Schwere innere Kämpfe hat der Entschluß mich gekostet, aber Mitleid und Wertschätzung trugen endlich den Sieg davon. Ich willigte ein, zuzusagen, wenn Gustav um mich werben würde — doch legten wir beide, der Vater und ich, uns das feierliche Gelöbnis ab, daß der junge Mann von unserer Vereinbarung nie etwas erfahren sollte. Er hätte ja niemals ein solches Opfer angenommen, es hätte ihn verletzt in seinen heiligsten Empfindungen. — So, und nicht anders, Herr Professor, kam der Bund zwischen uns zu stande. Aber ich darf hinzusetzen: mein Vorurteil wurde bald überwunden, und wenn ich meinem Gatten das Geschenk der Liebe nicht hatte auf den Altar legen können, so fühlte ich doch, daß meine Empfindungen für ihn mit jedem Tag unserer Ehe inniger sich gestalteten, meine Hoch-

achtung für ihn stieg bis zur Verehrung. Ich bin jetzt gern sein Weib, ich bin stolz auf meinen Gatten und glücklich an seiner Seite, und ich denke, er ist auch glücklich an der meinen. Oder haben Sie es anders gefunden?“

„Nein. Aber um so härter wird der Schlag ihn treffen, um so weniger kann ich hoffen —“

„Warten Sie noch einen Augenblick. Ich habe in meinem Bericht eines Umstandes noch nicht gedacht. Als ich mich nach langem Kampfe für die Annahme des Antrags entschied, war mein Herz nicht frei: ich trug eine andere Liebe oder vielmehr den Rest einer solchen im Herzen. Sie werden erraten, zu wem. Zu dem Manne, mit dem Sie mich zusammen erblickten. Es ist der Maler Adolf Hilmar. Wir waren Nachbarskinder, spielten zusammen, und die gegenseitige Neigung erwachte schon frühzeitig in unseren Herzen. Doch ich war arm, Adolf brauchte Mittel, um sein Talent auszubilden. Ich erkannte die Torheit einer Verbindung zwischen uns, ich nahm auch wahr, daß er selber das Bewußtsein der Ketten hatte, in die sich zu schmieden er im Begriffe stand. Ich löste endlich das Verhältnis, und ich fürchte, er nahm meinen Abschiedsbrief damals als eine Art Freibrief. Er tat zwar alles, was ein Ehrenmann in solchem Falle zu tun pflegt, er erklärte sich unter allen Umständen bereit, sein Wort einzulösen. Um seiner selbst willen verzichtete ich darauf. Nun verließ er die Stadt, ich hörte nichts mehr von ihm. Jahrelang nicht. Nur ein paarmal las ich von Bildern, die er ausgestellt. Ich glaubte ihn längst vermählt, und meine Gefühle für ihn schienen verblaßt zu einer stillen Resignation. In meiner Ehe trat sein Bild weiter und weiter zurück. Da —“

Die junge Frau unterbrach sich und senkte das Haupt

noch tiefer, wohl um eine Träne in ihren Augen zu verbergen.

Erst nach einer längeren Pause fuhr sie fort: „Da empfing ich vor zwei Monaten plötzlich einen Brief von ihm. Er war im Ausland gewesen, es war ihm gelungen, sich emporzuarbeiten. Man hatte ihm eine Professur an einer hochangesehenen Akademie übertragen, eine Stellung, die ihn außerhalb des Bereichs jeder kleinlichen Sorge brachte und ihm ermöglichte, die Verantwortung für ein anderes teures Wesen zu übernehmen. Er schrieb mir, er habe keinen Augenblick vergessen, und jetzt sei er so weit, daß er aufs neue um mich werben könne. Bei der Lektüre dieses Briefes erkannte ich nur zu wohl, daß die alte Wunde noch nicht vernarbt war. Meinem Mann durfte ich den Brief nicht zeigen, denn er hätte darauf bestanden, daß ich mein Glück nicht verscherzen solle, er hätte alles erraten, was wir ihm verbargen. Ich konnte mich daher nur mit mir selbst beraten. Und ich fand meinen Entschluß, er wurde gefaßt ohne Kampf und augenblicklich. Ich schrieb Hilmar, daß ich seit zwei Jahren verheiratet sei und warum, und daß ich mit meinem Lose zufrieden sei. Weiter durfte ich ihm nichts sagen. Nun hielt ich die Angelegenheit für abgetan, hoffte auch in meinem Inneren bald mit ihr fertig zu werden, und wäre es auch geworden, wenn er nicht plötzlich selber aufgetaucht wäre. Er war zurückgekehrt und schrieb mir von Eisenach, er sei durch meine Mitteilung tief getroffen und hege nur den einzigen Wunsch, mich noch einmal zu sehen. Nur eine einzige Stunde meines Lebens solle ich ihm noch gönnen. Er wolle sich nur überzeugen, ob ich glücklich sei, nur noch einmal mein Antlitz schauen; er habe bereits alle seine Angelegenheiten geordnet und stehe im Begriff, sofort und für

immer ins Ausland zurückzukehren. — Erst jetzt, Herr Professor, beginnt meine Schuld. Ich konnte mich nicht überwinden, ihm diese Bitte abzuschlagen. Er hatte mir so nahe gestanden, wir hatten unser Leben von Jugend auf als ein gemeinschaftliches betrachtet. Gott weiß, daß ich selber nicht zu sagen vermag, ob mich lediglich Mitleid bestimmte, oder ob noch eine andere Empfindung sich damit mischte. Die Wahrheit durfte ich Gustav jedenfalls nicht sagen — so griff ich zur ersten Lüge meines Lebens. Unter dem Vorwand des Besuches einer Freundin fuhr ich nach Eisenach. Ich teilte Hilmar schriftlich meine Ankunft mit, wir verabredeten eine Zusammenkunft in der Nähe des Wachsteins. Es war der Tag seiner Abreise. In derselben Stunde, wo wir uns begegneten, sollten sich unsere Wege für immer trennen. Wir ließen uns auf der Bank nieder, wo Sie uns belauschten. Er war wie verzweifelt und schilderte mir seinen Seelenzustand in erschütternden Worten, fragte, ob es keine Möglichkeit gäbe, die Fesseln zu sprengen, die mich bänden. Keine, erwiderte ich. Nie würde ich die heiligen Pflichten brechen, die ich übernommen, doppelt heilig in meinem Falle und gegen einen Unglücklichen. Er sah auch ein, daß ich recht hatte. O wie bedauerte ich ihn — und vielleicht auch mich! Unsere Tränen vereinigten sich. Nur noch einmal küssen wollte er mich zum Abschied. Ich widerstand lange — aber unsere Herzen waren heiß geworden, die alten Erinnerungen, so lange zurückgedrängt, loderten wie Flammen auf. Da, unter dem versengenden Einfluß der Glut seiner Leidenschaft, überkam es mich einen Augenblick wie eine Verblendung. Nur einmal im Leben wahrhaft glücklich sein, nur einen Moment, rief eine Stimme in mir, so glücklich, wie ein Weib ist, das Liebe um Liebe tauscht! Ich

warf mich an seine Brust, erst lächelnd in Wonne, dann überströmend in Tränen. — Es war nur eine kurze Minute, dann riß ich mich los. Er hatte mir geloben müssen, nie wieder eine Zeile an mich zu richten, nie wieder Kunde von sich zu geben."

Tief ergriffen saß Funger auf seinem Platze. Der Kaffee vor ihm war kalt geworden, die angebrochene Semmel lag auf dem Teller. Er wollte sprechen, aber er fand nicht die Worte, die er suchte, auch ließ sie ihm keine Zeit dazu.

Hastig, ängstlich, wenn auch mit gewaltiger Anstrengung und dabei stets mit unterdrückter, zitternder Stimme, sprach sie weiter: „Sprechen Sie jetzt nicht mit mir, denn Gustav kann jeden Augenblick erscheinen. Jede Sekunde ist kostbar, und ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Denken Sie nicht, daß ich meine Schuld damit rechtfertigen will. Sie ist da, ich trage sie in mir wie eine zentnerschwere Last, ich werde sie immer tragen. Ich empfand ihren Fluch vom Augenblicke des Begehens an. Quälende Reue im Herzen kehrte ich zurück zu Gustav, den ich schon tausendmal um Verzeihung gefleht, bevor ich ihn wiedersah, und den ich mit jedem Kuß, mit jeder Liebkosung, mit jedem Blick von neuem darum bitte. — Ich täusche ihn nicht mit meiner Zärtlichkeit, ich heuchle sie nicht: ich fühle sie wirklich für ihn. Ich liebe ihn um so mehr, weil ich jene Schuld fühle, und immer mehr, seit ich sie fühle. Ich liebe seine Augen um so mehr, seit ich ihnen Unrecht zugefügt, sie erscheinen meinen gesunden Augen seitdem wie zwei erhabene, heilige Vermächtnisse, wie zwei erloschene Sterne, die trotzdem Welten bedeuten. Deshalb prallen Ihre Vorwürfe, Ihre Verdächtigungen an mir ab, Herr Professor. Mein Wesen ist Wahrheit — trotz meiner Verfehlung! Im Gegenteil, wenn ich

wieder um ihn bin, begreife ich meine Verblendung nicht mehr. Meine Gefühle für Adolf Hilmar verblassen von Stunde zu Stunde, so daß ich kaum mehr jenen Wahnsinn fasse, den die verhängnisvolle Stunde in mir entfacht. Wie ein Rausch, wie ein Feuer überraschte es mich, das letzte Aufwallen einer Flamme, die eben zu verlöschen im Begriffe war. Und sie wird verlöschen! Und dann werde ich vollkommen glücklich und ohne Rest Gustavs Gattin sein! Für ihn bin ich es schon heute, er hat nie verspürt und wird nie verspüren, daß meine Einwilligung ein Opfer war und daß ich sein Weib nur nach und nach geworden bin. Ich weiß, daß ich ihn in nicht allzu ferner Zeit so innig lieben werde, daß auch nicht der Schatten eines Wunsches, der über das Glück an seiner Seite hinausgeht, in meiner Seele mehr Raum finden kann.

Und nun, Herr Professor, entscheiden Sie sich, wie Sie wollen. Ich spreche nicht für mich zu Ihnen, sondern für ihn. Wenn Sie ihm meinen Fehltritt enthüllen, so machen Sie mich unglücklich, aber ihn noch unglücklicher. Ich verdiene mein Los durch meine Schuld, er aber wird schuldlos noch schwerer leiden als ich. Fürchten Sie nicht, daß er eine Gewalttat gegen mich begeht. Sein Edelmut wird mir verzeihen. ‚Die Arme kann mich eben nicht lieben,‘ wird er sagen, ‚es ist ja auch nur erklärlich! Sie brachte mir ein Opfer, und es war zu schwer für sie!‘ Er wird mir die Freiheit der Wahl sichern wollen und womöglich die Hand gegen das eigene Leben erheben, um mein Glück zu begründen. Ich fürchte, seine große Liebe tut es. Oder er versucht es, mich nach dem Gesetz freizumachen — aber auch daran stirbt er. Er liebt mich zu sehr, ich bin die Grundbedingung seines Daseins. Er würde in Verzweiflung dahinsiechen — und das wäre Ihr Werk,

Herr Professor, und das Ihres Wahrheitsdranges. Wenn Sie aber schweigen, so wird er fortfahren, glücklich zu sein wie bisher. Sie müssen mir wohl zugestehen, daß ich ihm eine treue, sorgsame Gefährtin bin. Er wird nie etwas erfahren, denn jene Zusammenkunft hatte nur Sie zum Zeugen, die Briefe verbarg ich ihm im Interesse seiner Ruhe, sie sind längst vernichtet. Für mich selber kann ich stehen. Mein ehemaliger Bräutigam wird nie wieder in mein Leben treten — ich bin fertig mit ihm und werde es bald auch innerlich mit mir selbst sein.

Nun wählen Sie! Falls Sie reden wollen, so wird die Wahrheit allerdings einen Triumph feiern; falls Sie schweigen, so werden Sie freilich Ihr Gewissen belasten, aber Sie werden den Zusammenbruch eines Daseins verhindern."

Gertrud schwieg und blickte mit fragendem Ausdruck zu ihm herüber.

Funger war zurückgesunken. Sein Kopf lehnte sich gegen die linke Hand, sein Ellbogen stützte sich auf den Tisch. Er hatte nicht eine Silbe ihrer Darstellung verloren und schien doch tot und verschlossen für seine Umgebung. Eine Flut von Gedanken jagte sich in seinem Geiste: die schrecklichen Bilder seines Traumes wachten von neuem in ihm auf, schaudernd suchte er sie zurückzudrängen, damit sie die Kraft der Logik und Vernunft nicht in ihm verwirrten.

Die junge Frau vor ihm war keine Verbrecherin, sondern ein Opfer. Und ihr Wesen war Wahrheit, davon war er überzeugt, das Rätsel ihres Charakters hatte sich ihm gelöst. Er war überzeugt, daß sie recht hatte in allem, was sie gesagt, daß er den Freund in Verzweiflung stürzen, vielleicht zum Selbstmord treiben würde, während derselbe anderseits vielleicht nie etwas

ahnte von dem Geschehnis, denn Gertruds Erklärung, ihrem Versprechen durfte er unbedingt vertrauen.

Aber konnte es denn eine Wahrheit geben, die Unheil auslöste, und eine Lüge, die heilbringend und moralisch war? Kann Wahrheit überhaupt verderblich sein? Wahrheit, deren Zweck Wahrheit und deren Mittel Wahrheit war, sollte zurückweichen müssen vor der verhaßten Lüge, die er als das Prinzip alles Unglücks, alles Schlechten in der Welt anzusehen gewohnt war?

Der strenge Wahrheitsfanatiker kämpfte einen schweren Kampf. Wie auf einer Wage wog er Wahrheit und Lüge ab, bald legte er ein Für auf diese, bald ein Wider auf jene Wagschale.

Endlich atmete er tief auf. Kein Zweifel: die junge Frau hatte recht! In diesem seltsamen Falle war die Wahrheit das Verbrechen, die Lüge das Heil, die Wahrheit das Unrecht, die Lüge das Recht! Es gab also wirklich Fälle, wo es Pflicht wurde, die Wahrheit zu unterdrücken.

Ernst schaute sie nach ihm hin. Er regte sich nicht.

Plötzlich fuhr er aus seinem Hinbrüten auf. Auf dem Kies erklangen Schritte, und schon von weitem ließ sich die helle Stimme des Blinden vernehmen: „Ewald — Gertrud — wo seid ihr?“

Da richtete er den Kopf empor, stand schnell auf und ergriff über den Tisch hinüber die Hand Gertruds, die er mit warmem, innigem Drucke gefaßt hielt.

„Ich werde schweigen,“ sprach er leise, und Seite an Seite gingen sie dem sich nähernden Gatten und Freunde entgegen.





Blitzbehandlung und Röntgenbad.

Von Dr. Robert Fürstenau.

Mit 5 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wider den Krebs! — So hallt der Schlachtruf der modernen Medizin. Gegen jene furchtbare, von den verheerendsten Wirkungen am menschlichen Körper begleitete Krankheit gilt es ins Feld zu ziehen. Hunderte der Tüchtigsten arbeiten seit Jahren, ja seit Jahrzehnten daran, ein Krebsserum zu finden, das den Erreger der heimtückischen Krankheit abzutöten vermöchte. Bis heute harrt die Aufgabe noch der Lösung.

Auf anderem Wege jedoch scheint man sich in neuester Zeit dem Ziele, dessen Erreichung für die Menschheit von nicht abzusehendem Gewinn wäre, zu nähern. Die Elektrizität ist es, die sich immer mehr zu einem mächtigen Heilfaktor in der Medizin herausbildet, und die man jetzt auch gegen den Krebs ins Feld führt. Fast gewinnt es den Anschein, als ob die hartnäckigste aller Krankheiten diesen mächtigen Waffen nicht zu widerstehen vermag. Schon hat sich in mehrjährigen Versuchen eine Technik der Behandlung des Krebses mittels des elektrischen Funkens — Blitzbehandlung oder Fulguration nennt man sie — herausgebildet.

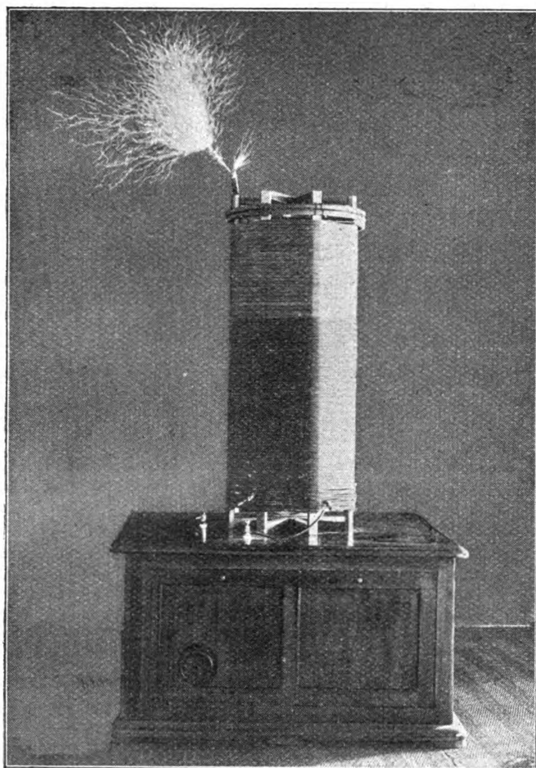
Der französische Forscher Keating-Hart in Marseille ist der Erfinder der Methode, in zweijähriger

Arbeit ist es ihm gelungen, dieselbe so weit durchzubilden, daß er sie vor kurzem der Öffentlichkeit zur weiteren allgemeinen Erprobung und Anwendung übergeben konnte. Nach ihm hat zunächst in Deutschland der bekannte Chirurg Professor Czerny sich eingehend mit der Methode beschäftigt und so günstige Resultate erzielt, daß er schon auf dem jüngst in Berlin abgehaltenen Chirurgenkongreß eine Fulguration am Lebenden vor den versammelten Kongreßteilnehmern ausführen konnte.

Das Prinzip der Blitzbehandlung ist ein sehr einfaches: es besteht darin, daß man in das krebskranke Gewebe mächtige elektrische Funken einschlagen läßt. Die Gewalt dieser elektrischen Entladungen hat eine Zerstörung und Zertrümmerung der kranken Zellen zur Folge, so daß nach kurzer Fulguration das durchseuchte Gewebe bis auf den Grund ausgerottet ist.

Um elektrische Entladungen der nötigen Stärke zu erregen, bedarf es besonderer Apparate. Man benützt zu ihrem Betriebe Wechselströme, das heißt also elektrische Ströme, die fortwährend ihre Richtung wechseln — beispielsweise in der Sekunde fünfzigmal nach der einen Richtung hin den Draht durchfließen und fünfzigmal nach der entgegengesetzten Richtung. Sie pendeln oder schwingen also in dem Draht, in welchem sie fließen, hin und her: es sind elektrische Schwingungen. Mit diesen Strömen füllt man „Elektrizitätsreservoire", Leidener Flaschen, jene bekannten Glasgefäße, die innen und außen mit Stanniol belegt sind. In diese Reservoire hinein füllt die stromerzeugende Maschine fortwährend die Elektrizität, und zwar stets gerade so viel, wie in einer Drahtspule verbraucht wird, die mit den Leidener Flaschen in Verbindung steht.

Diese Drahtspule ist die Erzeugerin der hochgespannten elektrischen Ströme, die bei der Fulguration in An-



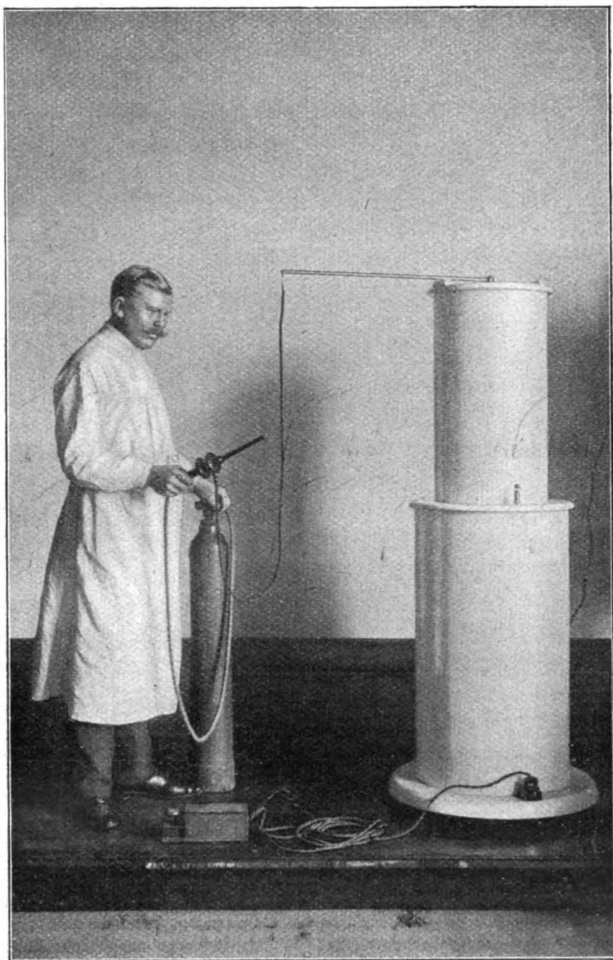
Hochspannungsentladung
eines Resonanzinstrumentariums.

wendung kommen, und zwar auf folgende Weise. Mit der Spule steht eine zweite Spule von viel größeren Dimensionen in Verbindung, und nun spielt sich in diesen beiden Drahtspulen ein Vorgang ab, den man

mit dem Namen „Resonanz“ zu bezeichnen pflegt. Die beiden Spulen sind, genau wie zwei Stimmgabeln gleicher Tonhöhe, aufeinander „elektrisch“ abgestimmt. Beginnt die eine zu schwingen infolge der sie durchfließenden elektrischen Schwingungen, so gerät die zweite ebenfalls, infolge der Abstimmung, in Schwingungen. Durch geeignete Dimensionierung erreicht man es dann, daß die durch Resonanz erregten Schwingungen von so großer Schwingungszahl, die elektrischen Ströme von so hoher Spannung sind, daß sie aus der Resonanzspule in mächtigen, baumartig verästelten, armdicken Lichtbündeln in die Luft hinaustreten. Eine derartige mächtige Entladung von etwa anderthalb Meter Länge erblickt man in der ersten Abbildung, welche ein Resonanzinstrumentarium, wie es eben beschrieben wurde, darstellt.

Diese aus der Spitze der Resonanzspule heraustretenden elektrischen Entladungen werden nun in der Weise, wie es unser zweites Bild zeigt, auf die kranken Gewebspartien geleitet. Man kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie diese mächtigen Funkenbündel überall dort, wo sie auftreffen, das Gewebe verbrennen und zerstören, alle Wucherungen und Geschwülste vernichten müssen. Ebenso einleuchtend ist die Tatsache, daß eine solche Fulguration nur in tiefster Narkose vorgenommen werden kann, da ohne sie die Schmerzen für den Patienten unerträglich sein würden.

Der in der Abbildung dargestellte Apparat ist ein „Fulgurator“, dessen Konstruktion von dem Berliner Ingenieur Heinz Bauer stammt. Alle einzelnen Apparate, Leidener Flaschen, Drahtspulen und so weiter sind in einem weiß angestrichenen Gehäuse, das auf Rollen beweglich ist, verdeckt untergebracht. Dadurch ist den aseptischen Forderungen Genüge geleistet, was



Der Fulgurator.

deshalb von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, weil der Apparat seine Aufstellung im Operationssaal findet.

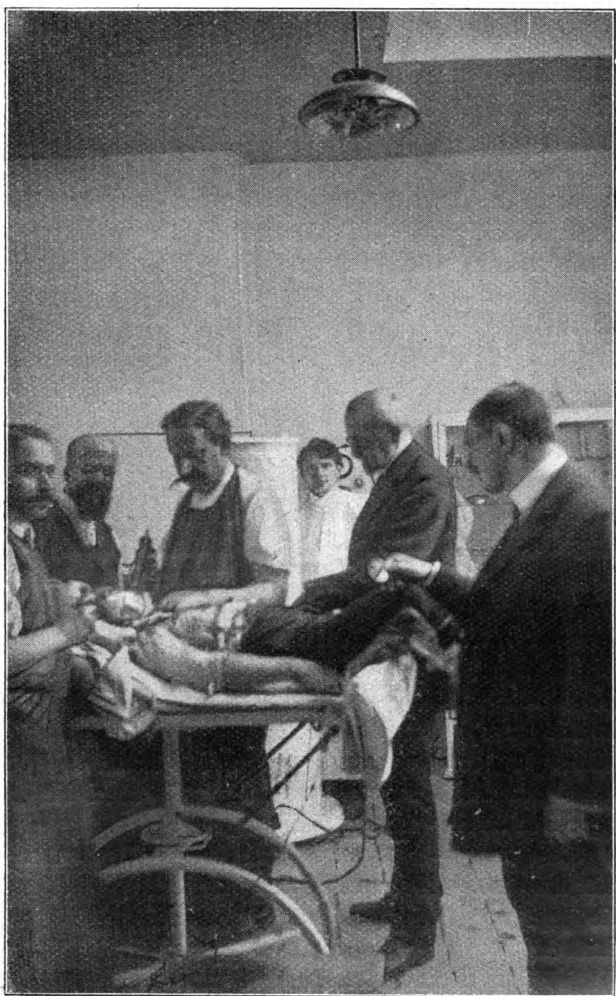
Die Hochspannung entströmt, wie man erkennt, einer Elektrode, die aus einem vorn mit Löchern versehenen Metallrohr mit Hartgummiumhüllung besteht. Durch das hohle Elektrodeninnere wird aus einer Bombe, die durch einen Schlauch mit der Elektrode in Verbindung steht, Kohlensäure auf die behandelte Körperstelle zum Zwecke der Kühlung geleitet. Es stellte sich nämlich bei der Behandlung bald heraus, daß durch die Gewalt der elektrischen Entladungen an den betreffenden Körperstellen so starke Verbrennungen bei der Fulguration entstehen, daß es nötig wird, dieselben durch einen Kohlensäurestrom zu kühlen.

Bei einer Krebsoperation, wie sie in der dritten Abbildung dargestellt ist — es ist die Fulguration eines schweren Hautkrebses — wird gewöhnlich zuerst fulguriert, dann operiert und endlich wieder fulguriert, um auch die Zellen des Bodens, in welchem die Wurzeln der Geschwulst sich befunden haben, nach Möglichkeit zu zertrümmern.

Die überraschenden Heilerfolge, die man mit dieser verhältnismäßig einfachen Methode bisher erzielt hat, beziehen sich natürlich nur auf Fälle, in denen die krebsartigen Geschwülste und so weiter an zugänglichen Körperstellen liegen. Sobald die Wucherungen im Körperinnern vorhanden sind, und man nicht an sie herangelangen kann, versagt die Methode.

Für diese Fälle scheint jedoch eine neue Behandlungsmethode Erfolge zu versprechen, deren Prinzip auf dem diesjährigen Röntgenkongreß von dem bekannten Wiener Röntgenologen Guido Holzknecht vorgetragen wurde.

Bekanntlich ist es möglich, mit Hilfe der Röntgenstrahlen den menschlichen Körper zu durchdringen, wenn man Strahlen genügender Menge zur Verfügung hat.



Eine Krebsoperation.

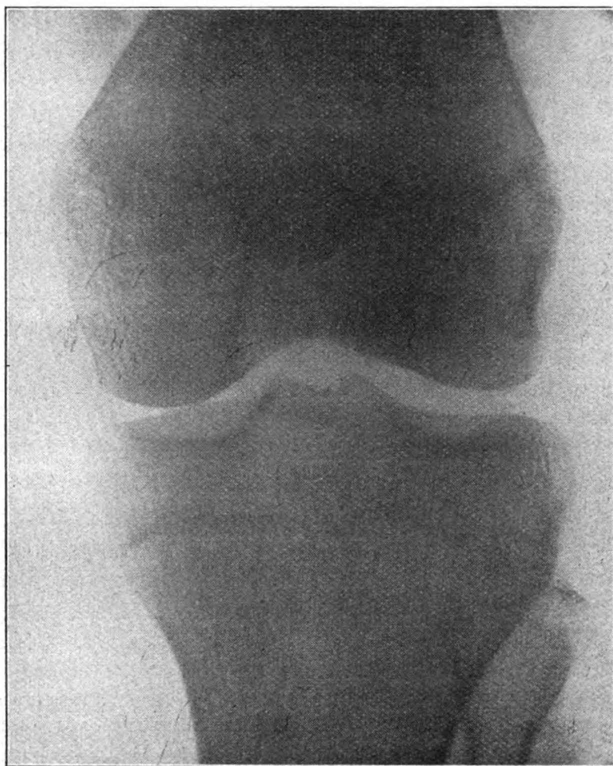
Die Hilfsmittel zur Erzeugung der geheimnisvollen Strahlenart sind nun gerade in den allerletzten Jahren derart ausgebildet und vervollkommnet worden, daß man heute schon fähig ist, Röntgenaufnahmen wie gewöhnliche photographische Aufnahmen, das heißt in ganz kurzen Zeiten herzustellen. Während man noch vor wenigen Jahren viele Minuten brauchte, um eine Hand (das leichteste Objekt) zu „röntgenographieren“, erhält man heute die wunderbarsten Bilder der schwierigsten Objekte in Sekunden und Bruchteilen derselben.

So ist zum Beispiel unser viertes Bild die Röntgenmomentaufnahme eines Kniegelenkes; die Expositionszeit hat nicht mehr als eine fünftel Sekunde betragen. Man betrachte das Bild, wie es jede Einzelheit in absoluter Schärfe aufweist, wie es in prachtvoller Deutlichkeit die Knochenkonstruktion erkennen läßt, und vergleiche es mit älteren Bildern, bei deren Anfertigung man froh war, die Knochenschatten von den Weichteilen sich abheben zu sehen.

Eine der wichtigsten Anwendungen der Röntgenstrahlen ist jedoch ihre Ausnützung zur Erzielung von Heilwirkungen. Ähnlich wie mit dem Finsenlicht ist es mit ihrer Hilfe möglich, eine Reihe von Hautkrankheiten zur Heilung zu bringen. Ihrer Verwendung für die Bestrahlung innerer Organe stand aber bisher folgender Umstand entgegen.

Man unterscheidet die Röntgenstrahlen ihrer Qualität nach und spricht von „harten Strahlen“ als solchen, die sehr durchdringungsfähig sind, also noch durch starke Objekte hindurchgehen, und von „weichen Strahlen“ als solchen, die schon von schwächeren Objekten vollkommen verschluckt werden. Will man nun durch Röntgenstrahlen krankhafte Prozesse im Innern des

menschlichen Körpers beeinflussen, so muß man natürlich Strahlen von nicht zu geringer Stärke verwenden, da sie anderenfalls schon von der Haut und den darunter-



Röntgenmomentaufnahme eines Kniegelenkes.

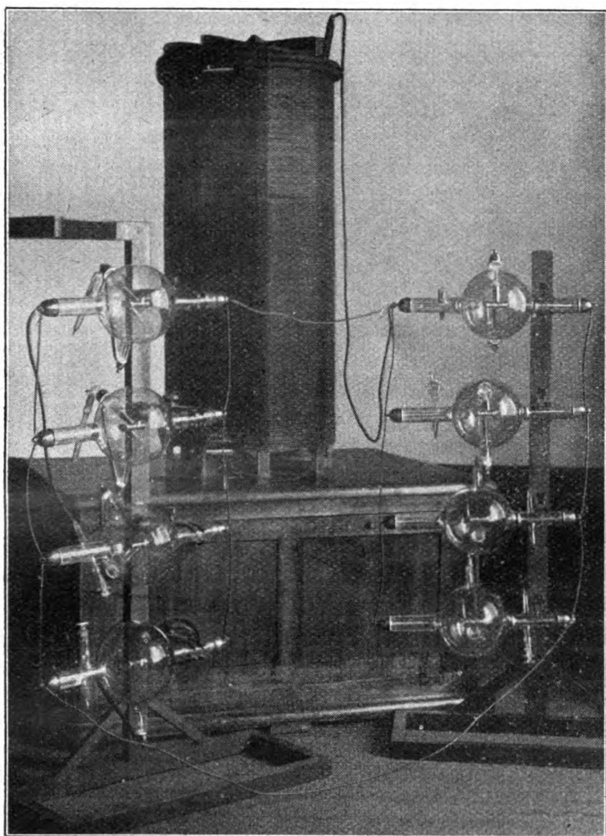
liegenden oberflächlichen Schichten vollkommen absorbiert werden. Die Röntgenröhre sendet aber nie Strahlen nur einer einzigen Härte aus, sondern stets ein Bündel, das Strahlen der verschiedensten Härten

enthält. Unterwirft man daher ein inneres Organ einer länger andauernden Bestrahlung in der üblichen Weise, so wirken wohl die von der Röhre ausgehenden harten Strahlen auf das betreffende Organ ein; ehe es jedoch zu einer Heilwirkung kommt, macht sich auf der Hautoberfläche schon die verbrennende Wirkung der hier verschluckten weichen Strahlen geltend. Nun erzeugt jedoch eine Röntgenröhre in etwa zwei Meter Abstand ein „homogenes Feld“, das heißt ein Feld, das aus Strahlen gleicher Härte gebildet wird, da alle weichen Strahlen schon in geringerer Entfernung von der Röhre durch die Luft verschluckt werden.

Ein solches homogenes Feld ist nun zur Behandlung innerer Organe geeignet. Die Röntgenstrahlen üben nämlich eine „elektive“ — auswählende — Wirkung aus, sie beeinflussen krankhaft verändertes Gewebe schneller nach der guten Seite hin als das gesunde in ungünstiger Weise. Da aber die im homogenen Felde befindlichen Strahlen den ganzen Körper gleichmäßig durchsetzen, so müssen sie notwendigerweise die zu bestrahlenden krankhaften Prozesse schneller zur Abheilung bringen, als sich ihre nachteiligen Wirkungen an gesunden Organen bemerkbar machen.

Auf diesem Prinzip fußend, wäre es mithin möglich, innere Organe ohne weiteres wirksam zu bestrahlen, wenn nicht das homogene, von nur einer Röntgenröhre erzeugte Strahlungsfeld viel zu schwach wäre. Man muß vielmehr das homogene Feld mit Hilfe einer großen Anzahl von Röhren erzeugen, was aber mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln der Röntgentechnik nicht möglich ist. Bei den Versuchen, die Strahlen einer großen Anzahl von Röntgenröhren gleichzeitig nutzbar zu machen, hat es sich nun herausgestellt, daß

es möglich ist, mit Hilfe eines Hochspannungsinstrumentariums, wie es oben beschrieben worden ist, einen



Das Röntgenbad.

einwandfreien Massenbetrieb zu erzielen. Dadurch wurde es ermöglicht, ein Röntgenbad, wie es unser letztes Bild zeigt, zu konstruieren; auf der Abbil-

dung erblickt man im Hintergrunde die mächtigen Spulen des Hochspannungsapparates, mit ihnen in Verbindung stehen acht Röntgenröhren besonderer Konstruktion. Jede von ihnen sendet nämlich zwei Strahlenbündel aus, so daß also das homogene Feld im ganzen aus sechzehn einzelnen Strahlenbündeln besteht, die zusammen eine Energie besitzen, die mächtig genug ist, an inneren Organen therapeutische Wirkungen hervorzurufen.

Das Röntgenbad der Zukunft dürfte sich danach als ein großer Raum darstellen, in welchem, vielleicht in kreisförmiger Anordnung ähnlich den elektrischen Lichtbädern, ringsherum Röntgenröhren angeordnet sind, die alle ihre Strahlen auf den mittleren Teil des Zimmers konzentrieren. Hier nehmen die Patienten Platz und bleiben während der vom Arzt bestimmten Zeit dem heilenden Einfluß der durchdringenden Strahlen ausgesetzt. Wenn die Erwartungen nicht getäuscht werden, darf man sich von dieser Art der Röntgenbehandlung für die Zukunft recht viel versprechen — vielleicht gibt sie dem Arzt nicht nur die Möglichkeit in die Hand, den Krebs zur Abheilung zu bringen, sondern erweist sich ebenso als erfolgreiche Waffe gegen die mächtigste Volkskrankheit, die Tuberkulose.





Königssohn und Gänsemädchen.

Novellette von A. v. Heydeck-Crone.

(Nachdruck verboten.)

Minchen Müller brachte dasselbe kecke Stumpfnäschen mit auf die Welt, wie es schon vorher sieben andere kleine Müller getan hatten. Sie unterschied sich äußerlich überhaupt fast nicht von ihren Geschwistern, sondern guckte mit ebensolch blauen Augen wie diese ins Leben hinein und hatte die gleichen roten Backen und semmelblonden Haare.

Da bei einer Taglöhnerfamilie mit acht Kindern die irdischen Güter nicht gehäuft zu sein pflegen, so bekam Minchen als Jüngste immer die ausgewachsenen Sachen der anderen. Selbst ihr Konfirmationsanzug war kein eigenes, neues Stück, sondern ein abgelegtes Kleid der Gutsmamsell, das zu diesem feierlichen Tage neu hergerichtet wurde.

Minchen hatte also weder ein eigenes Aussehen noch eigene Kleider, dafür aber um so mehr ein eigenes Wesen. Die Geschwister waren schwerfällige, jedem Lernen abgeneigte Bauernkinder, während Minchen leicht faßte und lernte, beweglich und ehrgeizig war. Auch trug sie sich seit ihren jüngsten Kindertagen mit einem ganz bestimmten Zukunftsideal.

Der Herr Pfarrer hatte ihr einmal als Belohnung für Fleiß in der Religionsstunde ein Märchenbuch geliehen, und darin hatte nichts sie so ergriffen wie die Geschichte von dem kleinen Gänsemädchen das der

Königssohn mit sich aufs Schloß nimmt und zu seiner Frau Königin macht. Seitdem stand es bei Minchen fest, Gänsehirtin zu werden und sich auch von einem schönen Königssohn zu seiner Frau Königin machen zu lassen.

Sie wußte auch ganz genau, wie der Königssohn und sein Märchenschloß beschaffen sein mußten, sie hatte das Vorbild dazu ja ganz in der Nähe, denn ein schöneres Schloß als das ihres Gutsherrn konnte es in der Welt nicht geben, und sein Sohn sah genau wie ein Märchenprinz aus, wenn er auf seinem kleinen weißen Pferdchen einhersprengte, und wenn seine braunen Locken im Winde flatterten.

Als Frau Königin würde sie dann auch auf einem Schimmel reiten oder in der feinen Glaskutsche mit den goldbraunen Pferden fahren, wie die Mutter ihres Prinzen es tat.

So machte Minchen mit diesem festen Zukunftsideal fröhlich und fleißig ihre Schulzeit durch. Als sie konfirmiert war, ging sie sofort ernsthaft daran, ihr Ideal zur Wirklichkeit zu machen.

Das ist aber ein gar schweres Ding und gelingt in den seltensten Fällen. Minchen sollte diese Erfahrung durch ihren Vater machen. Der lebenskluge Mann hatte anders über die Zukunft seiner Jüngsten beschlossen.

Als sie ihm feierlich erklärte, daß sie Gänsehirtin werden wollte, lachte er dröhnend auf. „Eine Gans bist du selber, wenn du Hirtin werden willst,“ sagte er. „Das ist eine Beschäftigung für Kinder, aber nicht für solch ein kräftiges, frisches Mädel, wie du eines bist. Ich habe schon mit dem Krugwirt gesprochen, daß er dich von morgen ab als Spülmädchen in die Küche nimmt. Dann kannst du sehen, wie du dabei vorwärts kommst.“

Minchen schluchzte und weinte herzbrechend, aber sie hatte nicht den Mut, dem Vater zu sagen, wie er damit ihre ganze Zukunft zertrümmerte. Schließlich biß sie die Zähne zusammen und fügte sich in ihr Schicksal.

Sie kam also am Tage nach der Konfirmation zum Krugwirt, wo sie Teller und Gläser spülen mußte und dabei manchmal das Bierglas ihres Königssohnes in Händen hatte, wenn der nach heißen Ritten ein Viertelstündchen im Wirtsgarten rastete. Eines Tages durfte sie ihm sogar ein Glas Bier bringen, und er sprach ein paar scherzende Worte mit ihr.

In diesem Moment schoß der alte Kindertraum wieder mächtig empor, und den Nickel, den sie als Trinkgeld erhielt, bewahrte sie als einen Talisman auf.

Dann kam der junge Herr nach der Stadt, und Minchen mußte tüchtig schaffen und hatte keine Zeit zum Träumen. Da sie überhaupt ein kluges und tapferes Mädel war, so packte sie vorläufig ihr Zukunftsideal vom Königssohn in den tiefsten Herzensschrein und rechnete nur mit der Wirklichkeit. Den erhaltenen Nickel aber legte sie als Grundstock in eine Sparbüchse und arbeitete auf diesem realen Boden mit solch gutem Erfolg weiter, daß bald zahlreiche Nachfolger kamen, denn sie war mittlerweile vom Spülmädchen zur Aushilfskellnerin aufgestiegen.

Zwei Jahre vergingen so im Fluge, und der Dorfkrug wurde ihr zu klein und unbedeutend. Minchen zog deshalb nach der nächsten Stadt und fand da in einer Bierhalle einen größeren Wirkungskreis. Aber dort wurde es ihr nach Jahr und Tag auch zu enge, und sie nahm eine Stellung in Hamburg an.

Sie war jetzt längst ein Mädchen, das außer seinen eigenen Gedanken auch eigene Kleider und einen

eigenen Gesichtsausdruck besaß. Während die Geschwister teils draußen im Dorf geblieben, teils in Fabriken untergekommen waren und nur Arbeit und Vergnügen kannten, ging Minchen ganz allein ihren eigenen Weg.

Der Vater hatte ihr damals, als sie Gänsehirtin werden wollte, energisch die Hirtin gestrichen, die Gans aber gelassen. Jetzt sah sie ein, daß der verständige Mann bei dieser Teilung recht gehabt hatte. Nun wollte sie aber diese eine Hälfte ihres einst heißersehnten Berufes abstreifen und zeigen, daß sie keine dumme Gans geblieben war. Ihr Ehrgeiz spornte sie mächtig an, höher und immer höher zu streben, und es genügte ihr nicht, auf eigenen Füßen zu stehen und ihr gutes Brot zu haben, sie wollte auch geistig vorwärts kommen. Denn ab und zu tauchte immer wieder der Traum vom Königssohn aus ihrem tiefsten Herzensschrein auf, umstrickte das kluge Minchen mit goldenen Hoffnungsfäden und gaukelte ihr vor, daß er doch noch Wirklichkeit werden könnte, daß Sonntagskinder manchmal ihre Ideale erreichen.

Selbst als sie hörte, daß ihr alter Gutsherr gestorben sei, und der Sohn das Gut schuldenhalber hatte verkaufen müssen, blieb der Traum vom Märchenprinzen noch bestehen und hielt sie von vielem zurück, was sonst jungen Mädchen ihres Standes Freude und Vergnügen macht.

Sie war schon ein paar Jahre in Hamburg, da fiel ihr eines Morgens beim Ordnen der Zeitungen eine Anzeige in den „Nachrichten“ in die Augen. Ein Hotelwirt in Swakopmund suchte eine tüchtige Büfettdame mit zweihundert Mark Monatsgehalt. Das paßte für sie. Drüben im schwarzen Erdteil kann man es schneller zu etwas bringen, da die Konkurrenz noch kleiner ist.

Kurz entschlossen meldete sich Minchen und erhielt auch nach einigen Wochen eine zusagende Antwort.

Sie fuhr mit dem nächsten Schiff hinüber und nahm die Hälfte ihrer Ersparnisse mit. Man konnte nie wissen, wozu sie dort drüben Bargeld brauchte, aber es war auch gut, einen Sparpfennig in der alten Heimat zu behalten.

Und nun saß das blonde Minchen Müller mit dem kecken Stumpfnäschen drüben in dem schwarzen Afrika.

In der ersten Zeit fühlte sie sich etwas trübselig und bänglich so weit von Heimat und Familie. Dazu war die Gegend so kahl und öde, die saftigen Wiesen und goldgelben Felder fehlten ihr sehr, ebenso die grünen Bäume und das fließende Wasser. Sie sah nur das unendliche Meer, weißen Sand und am Horizont nackte, graue Felsen. Alles lag farblos und staubig da, nur der Himmel hatte ein sattes leuchtendes Blau, viel schöner und strahlender als daheim.

Minchen gewöhnte sich aber bald daran, und das fremdartige Leben fesselte sie. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, und sie hörte manch merkwürdiges Lebensschicksal, sah viele hoffnungsvoll ausziehen, viele müde und voll Heimweh wieder nach Deutschland zurückkehren. Am meisten Spaß machten ihr die eingeborenen Schwarzen, die im Hotel angestellt waren. Zuerst hatte sie eine gewisse Scheu vor ihnen empfunden, aber da sie Deutsch wie andere ehrliche Christenmenschen sprachen, verlor sie die Scheu bald, und sie fand den richtigen Ton für sie. Oft dachte sie, wie ihre Eltern und das ganze Dorf wohl staunen würden, wenn sie Müllers Jüngste mit ihren schwarzen Untergebenen sähen.

So verging die Zeit wieder mit Arbeit, aber auch mit Vergnügen, denn dem schmucken blonden Mädchen wurde viel der Hof gemacht, und Minchen ließ sich das

gern gefallen, wenngleich sie sehr wohl verstand, sich die Männer in einer gewissen Entfernung zu halten.

Sie lachte und scherzte mit jedem, steckte ihre guten Trinkgelder ein und war für mehr nicht zu haben. Der Wirt freute sich, solch guten Griff mit ihr getan zu haben.

Aber diese Freude sollte nicht lange dauern. Minchen strebte schon wieder weiter und wollte sich selbständig machen. Sie hatte von den Kolonisten und Soldaten oft gehört, daß in Karibib ein anständiges Wirtshaus fehle. Dort ging die Eisenbahn durch, und die großen Landstraßen nach den Farmen ins Innere des Landes kreuzten sich, es lag also auf der Hand, daß sich dort eine gute Schenkwirtschaft lohnen müßte. Das junge Mädchen schlug nun dem Wirt vor, in Karibib ein Lokal zu mieten und sie als Pächterin einzusetzen.

Zuerst machte der ein etwas saures Gesicht, dann leuchtete ihm aber der Vorschlag ein, und als ein Ersatz für Minchen beschafft war, dampfte diese mit der Bahn ins Innere des Landes ab.

Dort war es freundlicher und grüner als an der Küste, und es gefiel der blonden Pächterin besser. Sie fand außer dem Schenkgeschäft noch Zeit, ihre alten landwirtschaftlichen Kenntnisse als gewesenes Dorfkind aufzufrischen. Sie legte sich ein Gemüse- und Blumengärtchen an und schaffte sich Hühner, Enten und Gänse an.

Als die ersten goldgelben jungen Gänschen an einem hellen Septembermorgen von Minchen nach der großen Pfütze hinter dem Hause getrieben wurden, stieg plötzlich aus ihrem tiefsten Herzensschrein wieder der alte Kindertraum auf.

Sie mußte lächeln. Nun war sie wirklich das Gänsemädchen, nur der Königssohn fehlte, um sie aufs Schloß zu führen und zur Frau Königin zu machen. Sie

seufzte ein wenig. Ach, es war ja auch so alles über Erwarten gut geworden, aber —

Sie hob horchend den Kopf, tönte da nicht Pferdegetrappel?

Und nun kam es richtig, wie es im Märchen gestanden. Der Königssohn sprengte daher auf einem Schimmel und mit braunen Locken, wie sie ihn als Kind sich vorgestellt hatte. Und es war ihr ganz richtiger Märchenprinz, der Sohn ihres früheren Gutsherrn, der jetzt in der Nähe eine Farm bewirtschaftete mit dem Reste des Vermögens, das ihm nach dem Tode des Vaters noch verblieben war.

Er trank wieder nur ein Glas Bier, wie er es damals im kühlen Wirtsgarten getan hatte, und sprach ein paar Scherzworte mit der schmucken blonden Wirtin.

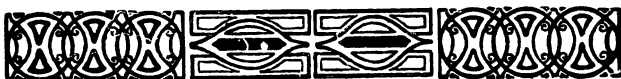
Allmählich kam er aber häufiger. Aus den Scherzworten wurden lange, ernsthafte Reden; die gemeinsame Heimat und die Kindheitserinnerungen woben ein festes Band um die beiden, und schließlich wob die Liebe das festeste.

Es kam, wie Minchen das schon seit ihren jüngsten Jugendtagen her genau wußte. Der Königssohn nahm das Gänsemädchen und machte es zur Frau Königin in seinem Schloß.

Das war nun freilich nur ein schmuckloser Steinbau, und die Glaskutsche mit den goldbraunen Pferden bestand in Wirklichkeit aus einem leinenbespannten Planwagen mit zwölf braunen Ochsen, aber Schimmel und Königssohn waren ganz echt, und das blieb doch die Hauptsache.

So erreichte Minchen Müller drüben in Afrika doch noch ihr Kindheitsideal.





Die Bäreninsel.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuschner.



Mit 9 Abbildungen nach Photographien des Verfassers.

(Nachdruck verboten.)

In der kurzen Zeit, seit der sich der alljährliche Strom der Sommerreisenden dank den günstigen Fahrgelegenheiten nach dem hohen Norden ergießt, hat die Reihe der dort lockenden Reiseziele eine große Bereicherung erfahren. Wer früher schon als hoffnungsvoller Anwärter auf den Titel eines Globetrotters galt, weil er die Fjorde des südlichen Norwegens bis Drontheim gesehen hatte, muß heute den Genuß, vor der Meridiansäule von Hammerfest gestanden, den Digermulkollen bestiegen oder hoch oben auf dem Nordkap den üblichen Champagner mit zwanzig Mark die Flasche bezahlt zu haben, mit vielen Tausenden anderer Touristen teilen, die alljährlich denselben Zielen zustreben.

Man verlangt eben immer aufs neue nach anderen selteneren Reisegenüssen, nach unausgetretenen Pfaden, nach Ländern mit unberührten Einsamkeiten. Island genügt, wenn man sich nicht eine sehr kostspielige Karawane nach dem Innern der Insel ausrüstet, diesen Ansprüchen nicht mehr. An der Westküste Grönlands ist wenig zu holen. An seiner Ostküste setzt ebenso wie an den Gestaden von Franz-Josephs-Land die Eisumpanzerung der Schiffahrt so große Schwierigkeiten entgegen, daß kein moderner großer Passagierdampfer mit seinen dünnen Eisenwänden es wagen

darf, sich ohne größte Gefahr dem Kampf mit dem Eise auszusetzen. Die Küstenfahrt östlich vom Nordkap durch das Weiße und Karische Meer gegen Sibirien hin ist aber so tödlich langweilig, daß kein Tourist sein gutes Geld für diesen zweifelhaften Genuß ausgeben wird, wenn ihn nicht wissenschaftliche Zwecke mit besonderen



In der Eistrift.

Fahrgelegenheiten nach diesen trostlosen Ländern treiben.

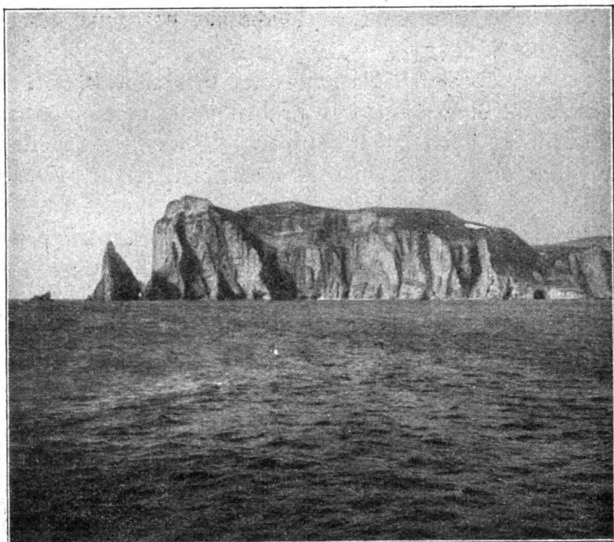
Bleibt also als echt polares Land nur Spitzbergen und, wenn der Reisende die Fähigkeit zu haben glaubt, sich einen Haupttreffer in der nietenreichen Wetterlotterie herbeihexen zu können, die Bäreninsel übrig, von der die meisten nach dem ewigen Eise Reisenden nur den Wolken- und Nebelvorhang zu sehen

bekommen, hinter dem sich eines der seltsamsten polaren Eilande recht häufig verborgen hält.

Dem Verfasser dieser Zeilen war es vergönnt, die Insel, die nahezu in der Mitte zwischen dem Nordkap Europas und dem Südkap Spitzbergens liegt, im August 1907 an einem Tage zu besuchen, an dem sich blendender Sonnenschein auf das dort sonst von wallenden Nebeln bedeckte Eismeer ergoß. Zum ersten Male hatte der Österreichische Lloyd in Triest seinen glänzend eingerichteten Luxusdampfer „Thalia", der vom Beginn des Herbstes bis in den Spätfrühling hinein im Dienste der Vergnügungsfahrten an den Küsten des Mittelländischen Meeres fährt, um Europa herum nach Kiel geschickt, um ein internationales Publikum von Deutschen, Österreichern, Franzosen und Amerikanern aufzunehmen, das das Spitzbergenmeer bis zum höchsten erreichbaren Norden befahren wollte. Auch Rita und Ruth Wellmann, die Töchter des vielgenannten amerikanischen Reklameluftschiffers, waren an Bord, um an der Virgobai von ihrem Vater Abschied zu nehmen, der glücklicherweise ja kein Abschied fürs Leben werden sollte.

Die Tage an der Däneninsel, fast überreich an Eindrücken, waren vorbei. Die wilden Sonntagsjäger, die hier weder Jagdschein noch Waffenpaß vorweisen müssen, hatten vergeblich nach Renntieren, Walrossen und Eisbären gepirscht und ihren Eifer dafür an dem armseligen Getier von Möwen, Tauchern und Lummen ausgelassen. Ein wolkenverhangener, trüber Morgen mit starkem Schneefall hatte die Reisenden mit den frostigen Überraschungen bekannt gemacht, die der Polarsommer zu bieten liebt. Die Felshalden und Berge in der Umgebung der Wellmannstation waren ausgekundschaftet, als ob wir alle amerikanische Prospekter wären, die in einem arktischen Lande nach

glitzernden Adern voll gelben Metalles suchten. Auch bis an die Kante des Packeises war vorgedrungen worden, jenseits dessen die Polarsphinx in glänzendem Schneegewande verborgen thront. Dann ging es wieder südwärts. Bald dicht entlang der Westküste Spitzbergens mit ihren charakteristischen steilen und



Südkap der Bäreninsel.

pyramidenförmigen Bergen, zwischen denen, wie zwischen Riesenpfeilern eingekeilt, mächtige Gletscherströme bis zum Meere hinabsteigen, bald weiter draußen im offenen Meere, wo nur die meilenlangen, fächerförmig wie ein Kometenschwanz sich ausbreitenden Eistriften mit Millionen von Blöcken die Nähe des Landes verraten.

Unter Schnee und Regen wird um die Mitter-

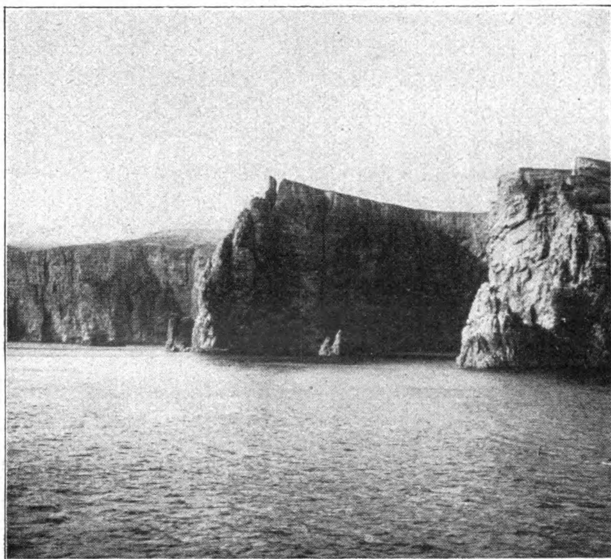
nachtstunde, die trübe und grämlich wie ein deutscher Novembermorgen über das Meer dämmerte, das Südkap Spitzbergens passiert, und die Reisenden finden sich je nach Temperament darein, daß es in den nächsten anderthalb Tagen, bis das Schiff am Nordkap stoppen wird, nichts zu sehen geben soll wie Himmel und Wasser, als der nächste Vormittag plötzlich die große, bisher von uns nicht in Rechnung gezogene Überraschung bringt.

Die Bäreninsel, die nach alter Gewohnheit wieder einmal in Nebelbänken vergraben liegt, ist am späten Vormittag schon längst passiert, als das Westwetter plötzlich einer aus Nordost wehenden frischen Brise Platz macht, die es fertig bringt, binnen einer halben Stunde den Himmel von Wolken und Dünsten vollständig freizufegen und alles in blinkenden Sonnenschein zu tauchen. Das Wetter ist also so günstig wie nur denkbar für den nur selten unternommenen Besuch der Bäreninsel, die, nachdem das Schiff in weitem Halbkreise gewendet hat, nach zweistündiger Fahrt am nördlichen Horizonte auftaucht.

Je näher wir dem bohnenförmig von Südost nach Nordwest gestreiften Eilande kommen, das sich als ein in der Mitte deutlich eingesattelteѕ Hochplateau darstellt, um so brennender wird der Wunsch, zu landen. Allmählich beginnen sich die wildschönen Einzelheiten der Steilküste aus dem bis dahin nur flächenhaft erschienenen Gesamtbilde körperhaft herauszuheben. Furchtbar kahl und öde stürzt fast senkrecht mit seinem graugrünen Gestein das Südkap in das Meer. Dicht davor strebt eine entsetzlich steile Felsnadel, ein Gegenstück zu den Faraglioni der Zauberinsel Capri, in des Äthers Blau, und vor ihr liegt, noch etwas weiter in das Meer hinausgeschoben, eine gigantische, fast genau recht-

winklig geschnittene Felsplatte, düster und monumental wie ein von Riesen geformter Grabstein eines Wikingerhelden, der tief drunten im Reiche der Midgardschlange Jormungand der Auffahrt nach Walhalla entgegenträumt.

Von größter malerischer Wirkung sind die tiefen



Felsbuchten.

Schluchten und Rinnen, die Wetter, Wind und Wogen in die fast vegetationslosen Wände der dauernd von Menschen nicht bewohnten Insel gefressen haben. Scharfe Runsen, wie mit Säge und Meißel des Bildhauers hineingearbeitet, wechseln mit Säulenportalen, Pyramiden, Strebepfeilern und Steingebilden, die, bis man ganz nahe herankommt, täuschend dem ver-

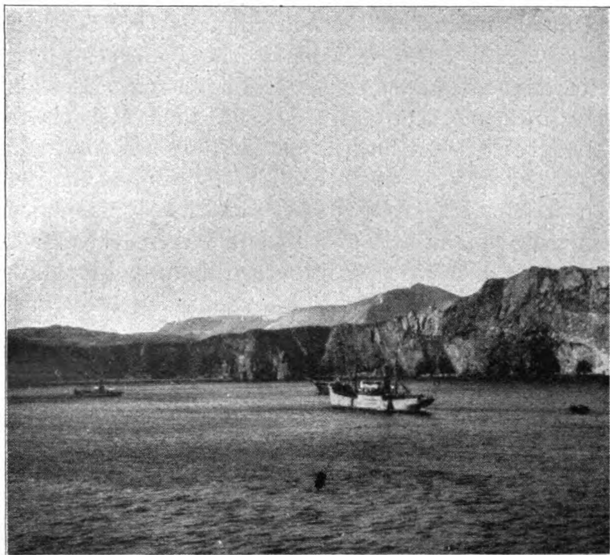
fallenen Gemäuer alter Burgruinen gleichen. Dazwischen, tief eingebuchtet, großartige Felsbuchten mit tiefem, ruhigem Wasser, und über all dem die nur hie und da mit kümmerlichem Moose bewachsene, mit Schneefeldern übersäte Hochebene, die im Durchschnitt zwischen 60 und 120 Meter hoch ist, in ihrem höchsten Punkte, dem Mount Misery (Jammerberg), aber bis zu 455 Meter ansteigt.

Die Lage der Insel ist ein förmliches Schulbeispiel für die Eigenartigkeit der Meeresströmungen, der Temperaturen und Witterungsverhältnisse im nördlichen Eismeer. Nirgendwo anders als in ihren Gewässern kann man sich so deutlich von den gewaltigen Wirkungen des Golfstromes, jener ungeheuren Wassermasse, überzeugen, die, aus dem amerikanischen Tropenmeere quer über den Atlantischen Ozean kommend, für das nördliche Europa nichts anderes ist als eine gigantische Warmwasserheizung und erst nördlich von Spitzbergen gegen Franz-Josephs-Land zu von einer kalten Polarströmung überwältigt wird. An keiner anderen Stelle des Erdballs ist das Polarmeer bis zu so hohen Breiten eisfrei wie hier. Wo aber unter häufiger Verschiebung ihrer Grenzen eiskalte Meeresströmungen mit warmen ringen, entstehen in den darüber lagernden oder streichenden, ebenfalls verschieden temperierten Luftschichten jene gefährlichen, unberechenbaren Nebel, wie sie auch die Umgebung der Neufundlandsbank nachteilig auszeichnen.

An der Bäreninsel gabelt sich der von der norwegischen Küste kommende Golfstrom vor dem unterseeischen Massiv der Insel in zwei Äste, in den von diesen Armen umschlossenen Winkel aber strömt ein eiskalter Polarstrom und verursacht es, daß viele Reisende, die hart an der Insel vorbeifahren, vor

wallenden Nebeln nichts von ihr gewahren, während wenige Fahrstunden davor und dahinter wolkenloser Himmel herrscht.

Die Namen der Insel und ihres Berges erzählen ein Stück aus ihrer Entdeckungsgeschichte. Seit der Zeit des Portugiesen Cortereal, der im Jahre 1500



Mount Misery.

das seit der Vernichtung der Normannenansiedlungen für Europa völlig verschollene Grönland wieder aufsuchte, hatte sich die Polarforschung an den großen Festlandsküsten von Labrador und im Karischen Meere vorsichtig weiter getastet, den breiten offenen Weg direkt gegen Norden aber ängstlich vermieden. Nicht einmal die Insel Jan Mayen, deren 2545 Meter hoher erloschener Vulkan Beerenberg wie ein weithin

sichtbarer Wegweiser mitten im Eismeer steht, war gefunden worden. Erst am 9. Juni 1596, also noch immer elf Jahre früher, als Hudson Jan Mayen sichtete, entdeckte der berühmte holländische Seefahrer Barents gelegentlich seiner letzten Reise, die der Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt nach China gewidmet war, das Eiland.

Nachdem die überlebenden Mitglieder der Barentsschen Expedition nach Holland zurückgekehrt waren, unternahmen es verschiedene Walfischfänger vergeblich, die Insel wiederzufinden, bis sie 1603 von einem Engländer gesehen wurde, der ihr nach sich selbst den Namen Cherry Island gab. Zu ihrem heutigen Namen, den sie seit 1607 trägt, soll sie aber dadurch gekommen sein, daß damals dort von Walfischfängern ein Eisbär von ungeheuerlicher Größe erlegt wurde, der durch seinen Tod der unfreiwillige Taufpate der Insel wurde.

Schnell bemächtigten sich die damals von Holland und England in großer Zahl aussegelnden Walfischfänger des willkommenen Stützpunktes. Einen der ersten von ihnen, einen englischen Kapitän, lockte es, den Berg zu besteigen, dessen flacher Kegel übrigens auch dem ungeübtesten Touristen keine Schwierigkeiten bietet. Als er oben angelangt war, trat ein plötzlicher Wetterumschlag ein, so daß er untätig und voll Angst um sein Schiff zusehen mußte, wie das Fahrzeug von einem plötzlich entstandenen Sturme erfaßt wurde und stundenlang in Gefahr war, an den zackigen Felsenriffen zu zerschellen, während ihm das Schicksal drohte, allein und hilflos auf der Insel zurückzubleiben.

Auf solche unerwartete Überraschungen muß sich unter Umständen auch der moderne Tourist gefaßt



Walfischhafen.

machen, wenngleich er auch wegen der im Sommer beständigen Anwesenheit von Robbenfangschiffen und Walfängern und einer kleinen Trankocherei an der Ostseite der Insel nicht Gefahr läuft, durch Hunger und Kälte zu Grunde zu gehen.

Als Kapitän W. Bade, der zweite Offizier der „Hansa“ auf der deutschen Nordpolarexpedition von 1869, bei seiner Spitzbergenreise des Jahres 1895 die Insel besuchte, war ein großer Teil der Reisenden bei gutem Wetter mit der Dampfbarkasse und einigen Anhängern an Land gegangen. Grade in dem Augenblick, als man wieder einbootete, fiel dichter Nebel ein, bei dem das nur wenige hundert Meter entfernte Schiff nicht mehr zu sehen war. Vergeblich suchte man durch Kreuz- und Querfahren den Dampfer wieder aufzufinden, dann ging der kleine Kohlenvorrat der Barkasse aus, und es mußte, um nicht durch Strömungen in die hohe See abgetrieben zu werden, stundenlang gerudert werden, bis die durchnäßten und durchkälteten Touristen nach vierzehnstündigem Umherirren endlich wieder an Bord gelangten. Hier wie überhaupt im hohen Norden ist es deshalb üblich, die Touristen bei drohendem Wetterumschlag zur schleunigsten Rückkehr an Bord durch einen Kanonenschuß aufzufordern, dessen Nichtbeachtung den Schiffsführer von jeder weiteren Verantwortung befreit.

Nach kurzweiliger Fahrt entlang der Ostküste tut sich ein mächtiges, von ernsten Felswänden umrandetes Becken, der „Walfischhafen“, auf, dessen zweiter nach Nordosten führender Ausgang, das sogenannte „Bürgermeistertor“, wegen seiner zackigen Riffe nur für ganz kleine Boote passierbar ist. In dem verlassenen Erdenwinkel herrscht lebhaftes Treiben, ein Walfischfänger dampft eben zur Jagd hinaus, und zwei andere

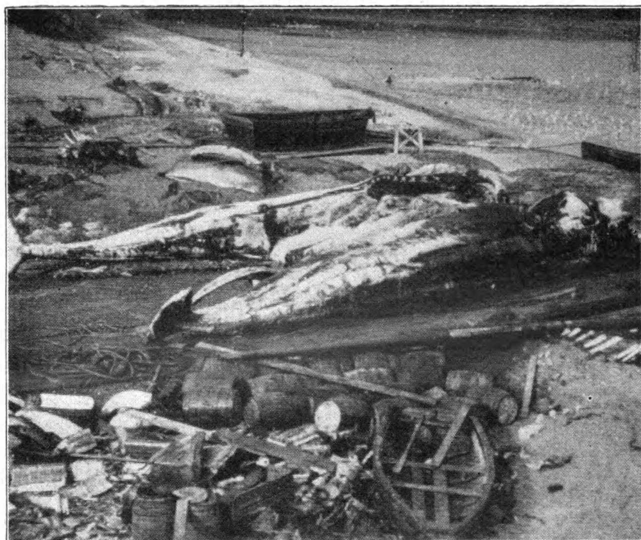


Möwenkolonie.

sowie ein Robbenfangschiff mit dem für diese Fahrzeuge charakteristischen hohen Bugspriet liegen vor Anker, umschwirrt von Tausenden von Möwen, während ungezählte andere Vogelscharen am nahen Saum des schmalen Strandes auf die Abfälle lauern, die ihnen die Fischer von ihrer Beute übrig lassen. Ein unsagbar widerlicher Mischgeruch von Tran und Fäulnis, trotz des ihn verteilenden frischen Windes noch durchdringend genug, verrät auch dem Unkundigen, daß irgendwo tote Wale am Strande liegen. Bald sind wir an der Stelle, wo zwei riesige Finnlandwale, jeder an 20 Meter lang, der Verarbeitung harren. Aus dem weit geöffneten Rumpf, aus dessen Rändern die gewaltigen weißen Rippen hervorstarren, ist die Leber, die den feinsten Tran liefert, bereits herausgenommen, auch der Unterkiefer ist behufs Gewinnung der Barten schon zerstört, und an dem teilweise enthäuteten Körper ist die Abspeckung weit vorgeschritten, so daß das gänzlich entblutete weiße Muskelfleisch zu Tage tritt. Ringsumher aber breitet sich ein wirres Durcheinander aus von Hanfseilen und Stahldrahttrossen, neuen und unbrauchbaren Booten, leeren und gefüllten Tranfässern, brüchigem Bretterwerk und Eisenteilen und vor allem Walfischgebein jeder Art, Rippen, Rückenwirbel, die vielleicht, zu Spieltischen verarbeitet, später das Raritätenkabinett eines Liebhabers bereichern werden, und vielmeterlange Unterkiefer, die den vierten Teil der Gesamtlänge des Wales einnehmen.

Obwohl es die norwegischen Fangleute nicht recht gelten lassen wollen, sind die Ergebnisse der Walfischjagd entgegen der allgemein verbreiteten Annahme auch heute noch nicht unbedeutend. Die Blütezeit des Fangs in der Zeit vor zwei Jahrhunderten, als die Holländer in 46 Jahren mit 5886 Schiffen 32,900 Wale

im damaligen Werte von mindestens 400 Millionen Mark erbeuteten, ist freilich längst vorüber, denn der Grönlandwal, der größte und wertvollste seiner Sippe, ist beinahe ausgerottet. In größerer Zahl kommen nur noch der Finnwal, Potwal (Kaschelot), der Buckelwal und die artenreiche Familie der Zahnwale vor, denen



Tote Wale vor der Trankocherei.

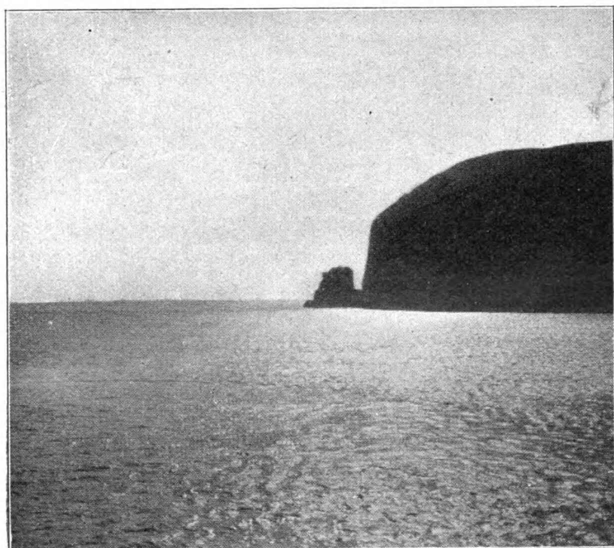
von kleinen und schnellen, eigens zu diesem Zwecke erbauten Dampfern mit Erfolg nachgestellt wird.

Am Rande eines Treibeisstromes zwischen Spitzbergen und der Bäreninsel taucht plötzlich einige hundert Meter seitwärts von unserer „Thalia“ ein stattlicher Finnwal auf, gefolgt von dem hurtig hinterdrein jagenden Fangschiff, das den Namen „Mathilde“ trägt. Das winzige Fahrzeug ist ein Dampfer ähnlich

den Schleppern mit sehr starker Maschine; nur seine Geschwindigkeit gibt ihm die Fähigkeit, im offenen Wasser dem Wale überall zu folgen, bis es gelingt, dem ermüdeten Tiere so nahe zu kommen, daß ihm ein sicherer Schuß beigebracht werden kann, worauf der verendete Wal von einem Transportschiff, das sich stets in der Nähe der eigentlichen Fangschiffe aufhält, angeseilt und nach der nächsten Walfischstation geschleppt wird. Wir sehen durch das Fernglas deutlich am einzigen Maste des Schiffes die allen Walfängern charakteristische Trantonne, die dem Manne als Ausguck dient, der, stets den Wal im Auge behaltend, die Richtung des einzuschlagenden Kurses angibt. Wir sehen die am Vordersteven stehende, fertig geladene Walfischkanone und daneben den Mann, der im günstigen Augenblick die mit Nitroglyzerin und Sprenggelatine geladene Harpune abschießen soll. Der mit atemloser Spannung erwartete Schuß fällt aber nicht. Als ob er seine Todfeinde narren wollte, taucht der Wal im Zickzackkurse bald hier bald da auf und ist plötzlich so nahe, daß es den Anschein hat, als ob die „Thalia“ ihn und das Fangschiff überrennen müsse. Dann entfernt sich die Jagd, der Wal schwimmt luvwärts ins Treibeis, wohin ihm das Fangschiff nicht folgen kann.

Die Geschichte der Bäreninsel ist während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nur eine Kette von blutigen Raufhändeln zwischen den Walfischfängern und Robbenschlägern der verschiedenen Nationen. Allerdings scheint es hier, wo das steile Hochplateau der Insel überall ohne vorgelagerten Flachstrand jäh ins Meer abstürzt und nirgends die auch nur vorübergehende Ansiedlung einer größeren Menschenzahl gestattet, nicht so fürchterlich zugegangen

zu sein wie an der Smeerenburg und an der Adventbai auf Spitzbergen, wo in der Blütezeit des Walfanges Tausende von wilden Gesellen, denen es auf einen Messerstich nicht ankam, mit demjenigen Abhub der Menschheit versammelt waren, der sich überall einfindet, wo ungezügelte Jugend Geld und



Walfischkap.

Lebenskraft mit vollen Händen vergeudet. Förmliche Friedhöfe wie auf Spitzbergen habe ich daher auf der Bäreninsel nicht gefunden. Dafür wissen aber alte Schiffsbücher von manchem Fangschiff zu berichten, das nie in seinen Heimatshafen zurückkehrte, weil die gesamte Mannschaft durch Menschenhand gefallen war. Besonders arg trieben es die Fangschiffe der „Russischen Kompanie“ in London, welche holländische Schiffe ein-

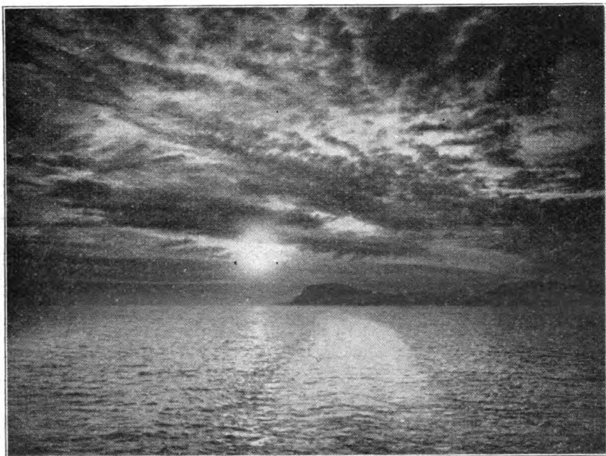
fach als „gute Prise“ wegnahmen und nach der Themse schleppten.

Allmählich kam es hier wie in Spitzbergen zu Vergleichen zwischen den im Wettbewerb stehenden Nationen, und 1822 konnten Norweger die erste feste Walfangstation anlegen, die am Nordende der Insel liegt und vor wenigen Jahren durch einen modernen Neubau ersetzt wurde. Fünf Jahre später erfolgte eine gründliche geognostische Erforschung der Insel durch Balthasar Keilhau, die das Vorhandensein von nicht unerheblichen Phosphatlagern und Kohlenlagern ergab. Als man sich dieser wieder ziemlich in Vergessenheit geratenen Tatsachen erinnerte, schien es, als ob die Insel zu einem Zankapfel werden sollte. Eine ganze Reihe von Nationen machten ihre Ansprüche geltend, die Amerikaner wegen ihres Walfangs im Grönlandmeer, die Norweger wegen ihrer fast auf Gewohnheitsrecht beruhenden dortigen Stellung, Schweden wegen Entsendung mehrerer Forschungsexpeditionen, Rußland wegen seines großen Interesses an der Versorgung seiner Eismeerhäfen mit Kohlen, England, weil es eben England ist, und auch in Deutschland scheint man dem Erwerb der Insel nicht abgeneigt gewesen zu sein. Der gegenseitige Neid hat dazu geführt, daß die Frage der Oberhoheit über die Bäreninsel heute noch ebenso offen ist wie hinsichtlich Spitzbergens, wo die zunehmende Besiedlung durch die im Steinkohlenbetrieb beschäftigten Arbeiter schließlich auf eine endgültige Lösung drängt.

Beim Promenieren auf der Hochebene, beim Klettern im steilen Felsgewände, dessen zahlreiche Versteinerungen zum Sammeln locken, verfließen blitzschnell die Stunden. Gerade als ein eifriger Botaniker sich

anschickt, ein Süßwasserbecken der Hochfläche auf seinen Gehalt an Algen und anderen Pflanzen mit einem feinmaschigen Netze zu untersuchen, ruft uns die Dampfsirene mit durchdringenden, heulenden Tönen an Bord zurück.

Noch einmal rollt, nachdem das mit schwarzer Silhouette sich effektvoll vom Himmel abhebende Walfisch-



Mitternachtsonne im Sörösund.

kap passiert ist, das groteske Wandelpanorama der Küste an uns vorbei. Dann geht es wieder hinaus in das offene Meer, schnurgerade im Kurse auf das europäische Festland zu.

Um die Mittagstunde des nächsten Tages tauchen im Süden die Berge der Küste Finnmarkens östlich vom Nordkap auf. Es ist das Bild, von dem Longfellow singt:

Und über dem Flutensaume
Stieg auf, zerrissen und steil,

Die ungekannte Gestalt
Des Nordkaps, schwarz und kalt,
Ein ungeheurer Keil.

Zu kurzem Landaufenthalt entsendet die „Thalia" ihre Gäste von Bord. Die Abschiedsstunde von den überwältigenden Herrlichkeiten des höchsten Nordens scheint gekommen zu sein. Indes gegen alles Erwarten bietet die Natur dank einer günstigen Änderung der Witterung noch einmal alle Farbeneffekte zu einem Mitternachtsonnenbild auf, wie ich es großartiger nie gesehen habe.

Man findet in nordischen Reiseberichten über dieses Schauspiel so viel des geradezu Erlogenen oder wenigstens von einer allzu willfährigen Phantasie des Schildernden, mit dem seine Sprache durchgeht, Übertriebenen. Dabei ist es unleugbar, daß bei wolkenlosem oder nur wenig bedecktem Himmel der Anblick der Mitternachtsonne keinen wesentlich anderen Eindruck macht, als wenn anderswo das Tagesgestirn über einer ernsten vegetationslosen Landschaft mit Wasserflächen dicht über dem Horizont steht. Befindet man sich auf offenem Meere, so ist es vollends nur die Einbildung, die uns in dem leuchtend beschienenen Bilde von Himmel und Wasser zur mitternächtigen Stunde etwas Besonderes erblicken läßt.

Von Grund aus aber ändert sich das Bild, wenn die im Norden so häufigen, seltsam zerrissenen Wolkenbildungen in die Szenerie eintreten.

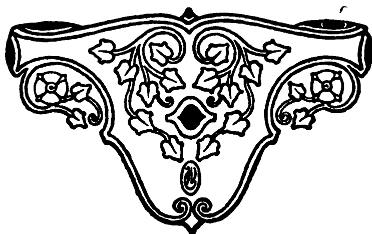
Unser Schiff ist in den Söröſund eingefahren. Keine Ansiedlung auf den tiefdunklen Eilanden zu beiden Seiten des Kurses verrät die Spuren menschlichen Lebens. Auf der „Thalia" ist die Mannschaft und auch die sonst die Bar bevölkernde Schar der nächtlichen Schwarmgeister zur Ruhe gegangen, und nur im Steuerhäuschen halten der Navigationsoffizier

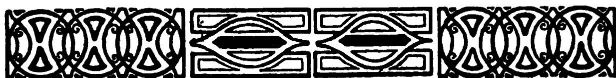
und der am Steuer stehende Matrose die sogenannte „Hundswache“, als plötzlich, just um Mitternacht, die hinter einer Wolkenbank bis dahin verborgene Sonne wieder zu steigen beginnt. Mit rötlich bleichem Licht ergießen sich ihre Strahlen über das Meer, dessen kurze Wellen wie geschmolzenes Blei glänzen, während seitwärts die Fluten tief dunkel wie die schwärzlichen Gestalten der Schären erscheinen. Es ist eine Welt der erhabensten Einsamkeit, in der der Empfindsame sich von den Gespenstern der nordischen Geister umschwebt fühlen könnte, eine Umgebung, von der Tegnérs Verse gelten:

Mitternachtsonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein seltsam Grauen.

Von Minute zu Minute nimmt die Helligkeit zu. Ein Viertelstündchen später ist alles vorbei; denn die Geister meiden das klare Licht des Tages.

Unaufhaltsam aber eilt der Dampfer gen Süden, dorthin, wo uns wieder der erste Atem europäischer Kultur anweht.





Bienenzucht im Kaukasus.

Von Th. v. Wittembergk.

Mit 12 Bildern.

Seit alters ist Rußland berühmt durch seinen Reichtum an vorzüglichem Honig. Ist auch im mittleren und nördlichen Rußland der Winter grimmig kalt, so ist dafür der kurze Sommer um so wärmer, der im Fluge die weiten Wiesenflächen und die Steppengebiete mit zahllosen Blüten schmückt, die den Bienen eine vortreffliche Nahrung und fast unerschöpfliche Honigvorräte zum Eintragen in ihre Stöcke und Zellen darbieten. Dazu kommt noch, daß die in Rußland heimischen Bienen zu den besten dieser an sich schon so fleißigen Insektenfamilien gehören.

Die Bienenzucht wird daher in fast jedem Teil des russischen Reiches ausgedehnt gepflegt, aber die Hauptbeschäftigung eines großen Teiles der Bevölkerung bildet sie besonders im südlichen Kaukasus. Dieses Gebiet mit seinen hochaufgetürmten Bergen und seinen fruchtbaren Tälern ist im Frühling und Frühsommer ein wahres Blumenparadies. Verschiedene Völkerschaften des Kaukasus widmen beinahe ihre ganze Zeit dem Betrieb der Bienenstöcke, deren Wachs und Honig sie im Herbst einsammeln. Namentlich aber suchen sie unablässig in den Wäldern und Bergen die wilden Bienenschwärme ab, durch die der Kaukasus berühmt ist. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß dieses begünstigte Land ein ideales Gebiet für die



Abchasische Landleute.

Bienenzucht ist. Denn oftmals kann man auf einem Raum von nur wenigen Kilometern über die Bergabhänge hinauf fast jedes Klima vertreten finden. Während in den Niederungen Orangen und Zitronen und andere halbtropische Pflanzen, wie Tee und Baumwolle, üppig wachsen, gedeihen in größerer Höhe Sträucher und Blumen, die sonst nur der ferne Norden aufweist, und an der Grenze der Schneelinie trifft man auf eine Flora, die sonst in den Tundren Russisch-Sibiriens heimisch ist. Die Hügelflanken des Unterlandes dagegen sind bedeckt mit dichten Weinmassen, die hier in verschwenderischer Fülle wachsen, obgleich sie von keiner Menschenhand gepflegt werden, und die Gemeindewälder der weniger bevorzugten Landschaften sind durchsetzt von wilden Beständen von Apfel-, Birn-, Pflaumenbäumen und Aprikosen.

Nicht weniger verschieden als Flora und Klima des Kaukasus sind die mancherlei Menschenrassen, die seit unvordenklicher Zeit ihre besonderen Nationalitäten bewahrt haben. Die altgriechischen Schriftsteller versichern, daß die Händler, die den Kaukasus besuchten, gezwungen waren, dreihundert Dolmetscher mitzubringen, die ihnen bei den Handelsgeschäften Hilfe leisten mußten. So groß war die Zahl der verschiedenen Völkerschaften, mit denen sie auf ihren Expeditionen zusammentrafen. Noch jetzt schätzt der wohlbekannte russische Schriftsteller Semenoff die Zahl der verschiedenen Nationalitäten auf über vierzig, von denen eine jede ihre Sonderexistenz seit Tausenden von Jahren in diesen mehr oder weniger unzugänglichen Berggegenden behauptet hat. In keinem anderen Teil des Reiches ist die Bevölkerung von so verschiedenen und sich gegenseitig so feindlichen Elementen zusammengesetzt. Kosaken, Tataren, Zir-

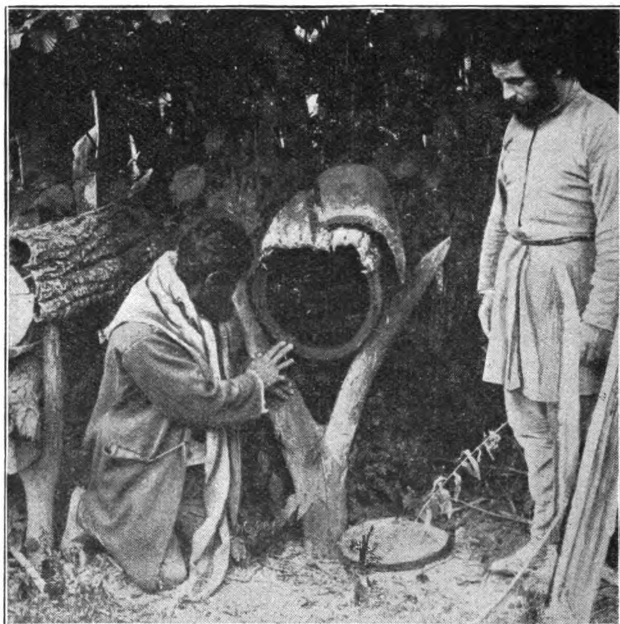
kassier und Armenier, sie alle zerfallen in zahllose Stämme, von denen ein jeder seine besondere Lebensweise führt und sich mit seinen nächsten Nachbarn möglichst wenig vermischt.



Eine „Bezdonka".

Zwei der interessantesten von diesen Nationalitäten des Kaukasus sind die Abchasen und die Osseten. Beide haben sich seit Generationen der verwandten Beschäftigung der Räuberei und des Ausraubens der wilden Bienenstöcke ergeben, deren unzählige Schwärme sich von selbst in den weiten Wäldern und den Felsenfesten ansiedeln. Die Abchasen bewohnen

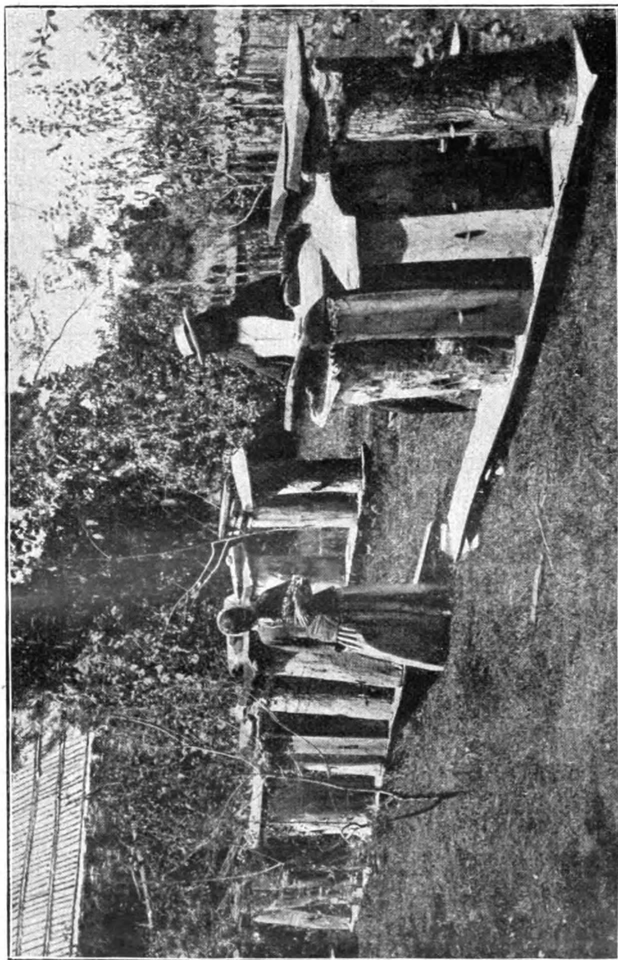
eine wilde Gegend an der Küste des Schwarzen Meeres, die an die alte Provinz Mingrelien angrenzt, während die Osseten mit den Heffuren, Phtchaven und Tuschinen, alles nahe miteinander verwandte Völkerschaften, in



Dörfler entleeren den „Bochechnoi“.

den fast unzugänglichen Berggegenden westlich vom Tarekfluß sitzen.

Die Abchasen sind sicher zirkassischen Ursprungs. Dagegen haben die Osseten für die Ethnologen lange ein fast unlösbares Problem dargestellt. Fraglos sind sie der älteste Teil der Bevölkerung des Kaukasus. Sie gehören zur arischen Rasse, und von manchen Ge-



Bienenstand mit den gewöhnlich gebrauchten Bienenstöcken.

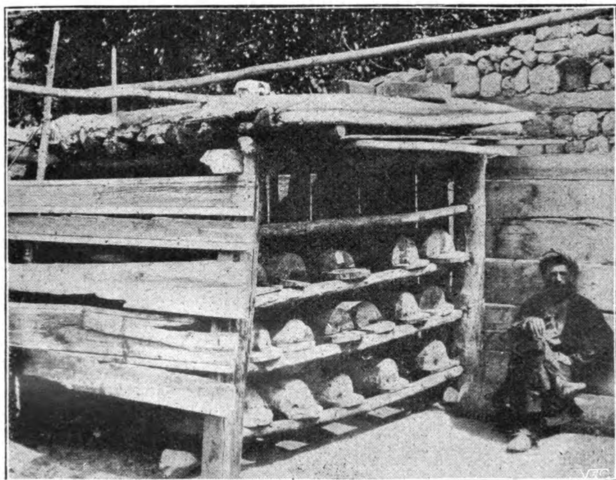
lehrten ist behauptet worden, daß sie dem germanischen Zweig eng verwandt sind.

Die teilweise Unterdrückung des Räuberunwesens,

die von der russischen Eroberung des Kaukasus ausging, so daß diese gesetzlosen Stämme gezwungen wurden, eine friedlichere Lebensweise anzunehmen, hat indirekt zu einer beträchtlichen Steigerung der Bienenzucht und der Ausbeutung der wilden Bienenstöcke geführt, einer Beschäftigung, die diesem Menschenschlag weit angenehmer ist als die Arbeit der Bodenbestellung. Das Honigrauben ist indessen ein Unternehmen, das zwar einträglich, aber ebenso schwierig und oftmals gefahrvoller ist als die Jagd auf Großwild. Denn die wilden Bienen des Kaukasus haben aus der Verfolgung, der sie seit Jahrhunderten unterworfen sind, ihre Lehren gezogen und legen deshalb ihre Baue gewöhnlich an fast unzugänglichen Örtern an: entweder in den Höhlungen hoher Waldbäume oder zwischen Felsklippen, die ein tüchtiger Bergsteiger allein dadurch erreichen kann, daß er sich an einem Seil über den gähnenden Abgrund herabläßt.

Bei der Entdeckung einer Ansiedlung von wilden Bienen ist es die erste Sorge eines Bienenjägers, seine Eigentumsrechte sofort durch die Befestigung eines Abzeichens an dem betreffenden Platz zu sichern. Denn trotz der unausrottbaren Leidenschaft dieser wilden Bergbewohner für die Räuberei beobachten sie doch genaue Rechtsbräuche bei allem, was zum Bienenausrauben gehört, wenigstens soweit ihre eigenen Stammesmitglieder in Betracht kommen, und nach den Stammesbräuchen, in die sich die Beamten der russischen Regierung nur selten einmischen, wird die strengste Bestrafung über jeden verhängt, der einen Bienenstock raubt, welcher das Abzeichen des ersten Entdeckers trägt. Das Einbringen des Honigs und Wachses, wenn ein Bienenstock gefunden worden ist, ist eine Arbeit, die oft nicht wenig Geschicklichkeit und

Erfahrung in den Lebensgewohnheiten der wilden Bienen erfordert. Zunächst muß der Bienenschwarm unfähig gemacht werden, seine Festung zu verteidigen. Dies wird gewöhnlich erreicht durch die Einführung von Rauch schmauchender Lappen oder trockener Zweige eines gewissen aromatischen Strauches. Diese



Bienenstöcke der Abchasen.

erste Einleitung zum Angriff des Honigjägers ist oft eine keineswegs leichte Arbeit, besonders, wenn die Bienen ihren Bau in der Höhle eines verwitterten Felsens angelegt haben, zu der der Zugang meist so schmal ist, daß man kaum in sie eindringen kann. Oft haben die Bienen auch mehr als einen Ausgang in ihrem Bau. Werden nun die Bienen ausgeräuchert, so stürzen sie aus dem zweiten Ausgang heraus. Daher hat schon mancher Honigräuber, der an einer schmalen Felsenleiste hing, bei dem Angriff der Bienen

auf ihn, die er wütend gemacht, aber nicht betäubt hatte, sein Leben bei diesem Zusammentreffen verloren.

Die Methode des Honigsammelns ist äußerst roh.

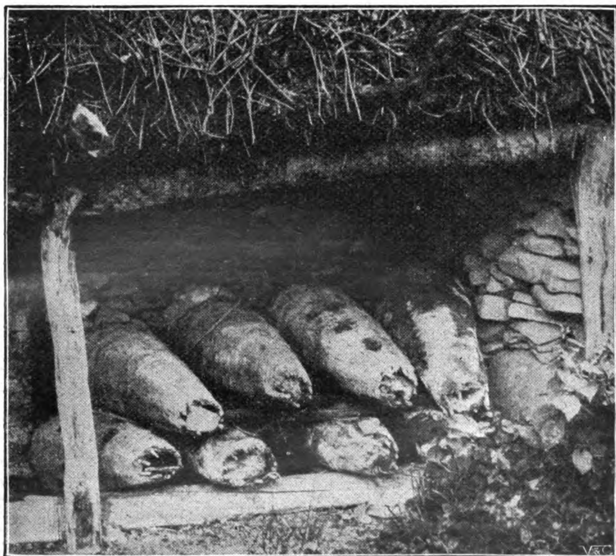


Bienenstöcke der Osseten.

Das Ausräuchern wird so lange fortgesetzt, bis der ganze Schwarm vollständig erstickt ist. Darauf wird die Wabe mit dem Honig und den toten Bienen zusammen mittels eines Eisenhakens, der an einem elastischen Rohrhandgriff befestigt ist, herausgeharkt. Nur mit diesem Werkzeug kann der Honigsammler allen Honig und Wachs von den unregelmäßig gebauten Wänden des Wildbienenstockes zusammenscharren, da er anders keinen Zugang zu ihm erhält. Die ganze Masse, die „Bochechnoi" genannt wird, wird in Eimer

gelegt, die die Frauen und Mädchen forttragen, denn ein Gebirgler des Kaukasus ist eine viel zu hohe Persönlichkeit, als daß er sich selbst durch die Fortschaffung einer Last erniedrigen sollte. Der Bochechnoi wird später an Händler verkauft, gewöhnlich Armenier, die den Honig vom Wachs abscheiden. Der Rest wird dann geschmolzen und durchgeseiht, um die Körper der toten Bienen abzutrennen.

Die mannigfachen Schwierigkeiten, die mit der Aus-



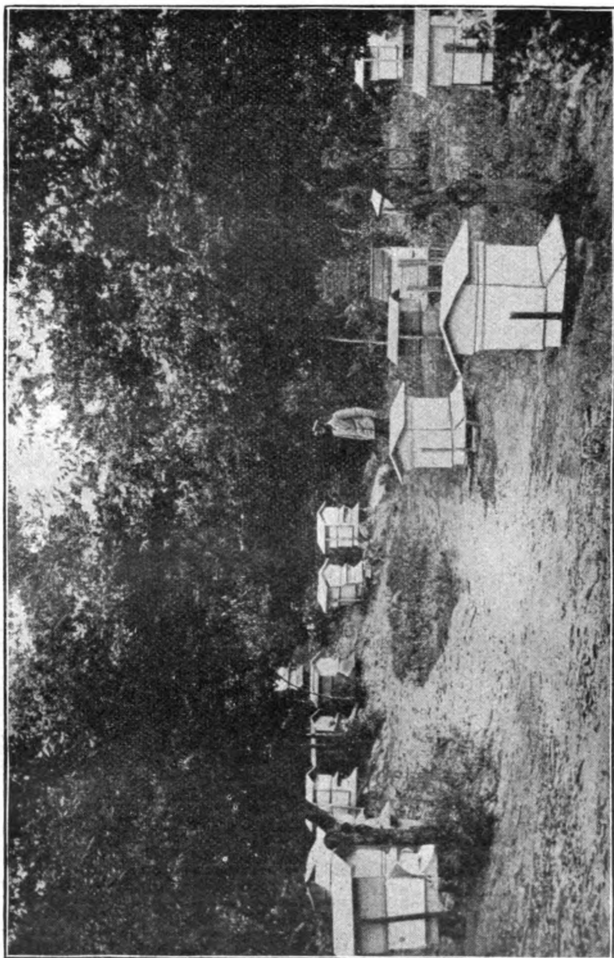
Kürbisse als Bienenstöcke.

raubung der Wildbienenbaue verbunden sind, werden durch die Aufstellung von besonders konstruierten Bienenstöcken an solchen Punkten vermieden, welche anlockend, aber leichter zugänglich sind. Man bringt

diese Stöcke an Waldbäumen und zwischen den Felsen an. Diese Stöcke, die „Bezdonkas“ genannt werden, werden aus einem Stück Baumstamm hergestellt und sind wie eine große Röhre ausgehöhlt. Der untere Teil ist meist auf einem Brett aufgenagelt, während die Öffnung am anderen Ende durch einen Holzdeckel verschlossen ist, der abgehoben werden kann. Die Ritzen sind sorgfältig mit weißem Ton ausgefüllt. An der Seite ist ein Loch als Eingang für die Bienen angebracht. Endlich ist noch im Innern des Stockes eine Anzahl von Querhölzern eingelegt, um die Waben zu tragen.

Aber die Bewohner des Kaukasus sind hinsichtlich des Honigs und Wachses nicht allein von den Wildbienenstöcken abhängig. Große Mengen von zahmen Bienen werden vielmehr auch in den Dörfern gehalten. Bis vor kurzem war ihre Pflege das besondere Geschäft der Frauen. Seit einigen Jahren sind aber auch die Männer dazu übergegangen, die Bienenzucht regelrecht zu betreiben. Teils ist dies dadurch geschehen, daß die Zahl der wilden Bienen abnahm, teils aber haben auch die Maßregeln dazu beigetragen, die darauf abzielten, diesen unruhigen Stämmen eine friedlichere Beschäftigung zu verschaffen als Räuberei und Viehdiebstahl.

Diese Reform verdankt man hauptsächlich den unermüdlichen Bemühungen des großen russischen Chemikers Professor Buteroff, der vor etwa zwanzig Jahren die berühmte Landwirtschaftsschule von Buraschewsk im Gouvernement Jwer gegründet hat. Diese Anstalt, die eine der vollkommensten ihrer Art in der Welt ist, hat als Muster für andere Teile des Reiches gedient. Mit Unterstützung der Kaiserlich Russischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft sind mehrere Bienen-



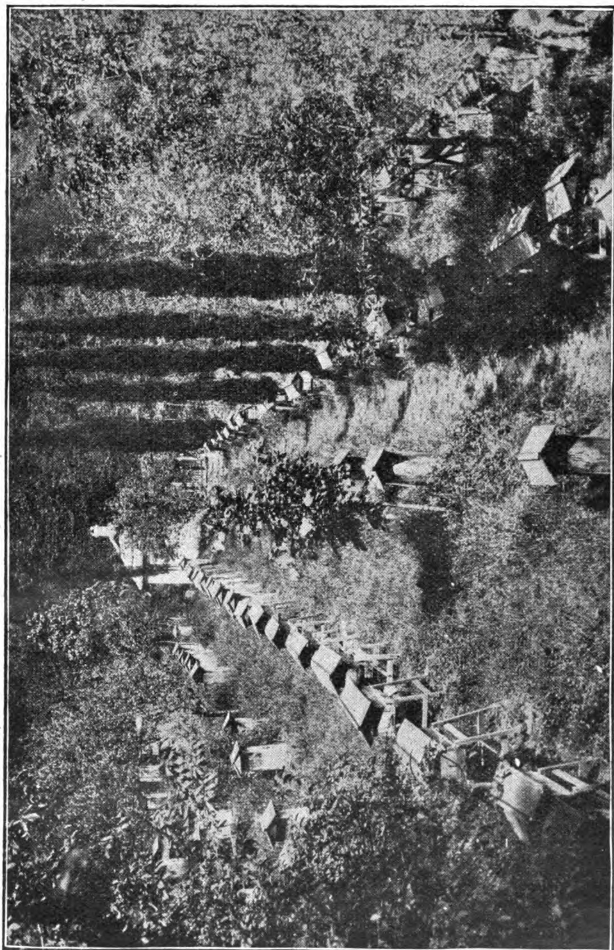
Musterbienenstand in einer landwirtschaftlichen Schule.

zuchtanstalten in verschiedenen Teilen des Kaukasus eingerichtet, sind von Zeit zu Zeit Ausstellungen abgehalten und zahlreiche Anstrengungen gemacht worden, um

die Bienenzucht in allen Gebieten zur Entwicklung zu bringen, in welchen sie wegen des Blütenüberflusses einer unbegrenzten Ausdehnung fähig ist. Diese Musterbienenanstalten sind im allgemeinen Zweiganstalten von Gartenbau- und Obstkulturschulen. Sie sind vielfach von Privatpersonen oder Vereinen gegründet worden, empfangen aber von der Regierung einen kleinen Zuschuß. Die Zöglinge können ihr Studium auf einen jeden Gegenstand beschränken, den sie sich auswählen. Ein Diplom wird aber nur denen ausgestellt, welche den ganzen Kurs innerhalb drei Jahren durchgemacht haben.

Eine bestimmte Zahl der erfolgreicheren Schüler wird später als Lehrer verwendet, indem man sie als Wanderlehrer von Dorf zu Dorf sendet, um die träge Bauernschaft des Kaukasus im Gartenbau, Weinbau und anderen verwandten Fächern, wie der Bienenzucht, zu unterrichten. Das Ziel aller dieser Bemühungen ist, die natürlichen Hilfsquellen dieses fruchtbaren Landes zu erschließen und so indirekt zur Zivilisierung der wilden Volksstämme beizutragen.

Der Versuch, Verbesserungen einzuführen, ist keine leichte Sache. Namentlich bei der Bienenzucht zeigt ein großer Teil der Landbevölkerung das größte Widerstreben, die veralteten Methoden zu verlassen. Hohle Kürbisse und Bezdonkas, gleich denen, wie sie im Wald zur Anlockung der Wildbienen aufgestellt werden, werden hartnäckig den modernen Bienenstöcken vorgezogen, die von den Sendlingen der Landwirtschaftlichen Gesellschaft empfohlen werden. Bisher ist es fast unmöglich gewesen, die Praxis der Bienenvernichtung beim Herausholen des Honigs zu beseitigen. Denn obgleich dadurch ein doppelter Verlust entsteht, erstens, indem die Bienen getötet



Musterbienenstand im Gouvernement Kutais.

werden, und zweitens, indem von den Händlern für den Bochechnoi, diese gräßliche Mischung von toten Bienen, Wachs und Honig, ein weit niedrigerer Preis

bezahlt wird, verharrt man doch bei dem altgewohnten System. In manchen Bezirken des Gouvernements Kutais sind die unglücklichen, von der Landwirtschaftlichen Gesellschaft ausgesandten Lehrer verschiedentlich

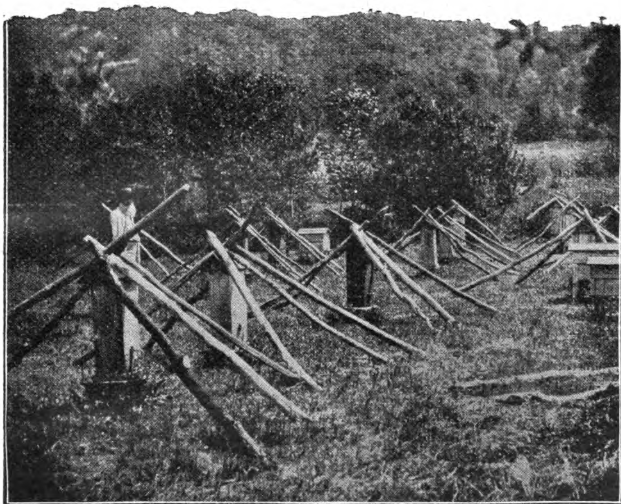


Wanderlehrer in einem kaukasischen Dorf.

gemißhandelt worden, und die mitgebrachten Musterbienenstöcke wurden zerstört. Man argwöhnte nämlich, daß das Reformsystem der Bienenzucht eine Schlinge seitens der Beamten wäre, um den genauen Betrag des erzeugten Honigs festzustellen und daraufhin den Bienenzüchtern eine drückende Steuer aufzuerlegen. Trotz aller dieser Entmutigungen hat die Landwirtschaftliche Gesellschaft doch, da sie auch im Verein mit anderen auf eine zweckmäßigere Kultur der Seidenwürmer und die Akklimatisation halbtropischer Pflanzen hingearbeitet hat, eine sehr merk-

liche Besserung in der Lage eines großen Teiles der Bevölkerung hervorgebracht.

Ein merkwürdiges Ergebnis aus der Vereinigung von Versuchsbienenständen und Versuchsgärten für die Einführung neuer Pflanzen ist die Entdeckung von der wertvollen Beihilfe der Bienen bei der Fruchtbildung. Das ist ja schon seit langem wohlbekannt, daß der Fruchtansatz einer langen Reihe von Pflanzen gänzlich von den Insekten abhängig ist, die den befruchtenden Blütenstaub von Blüte zu Blüte tragen. Nun hat sich aber herausgestellt, daß die Fruchtbarkeit



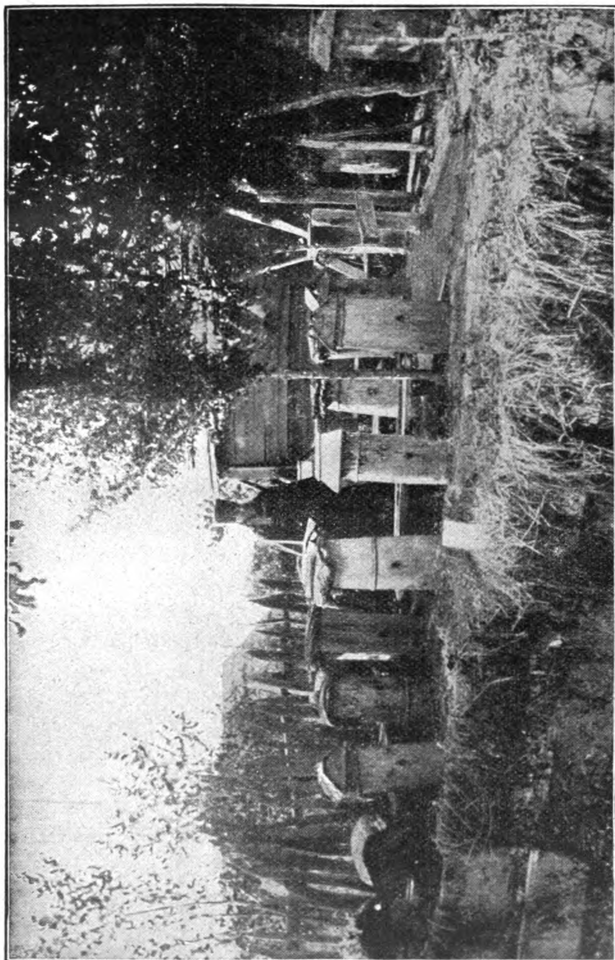
Bienenstöcke, die vor der Sonne geschützt werden.

von manchen der neuakklimatisierten Pflanzen in den Versuchsgärten des Kaukasus, in welchen auch die Bienenzucht betrieben wird, häufig viel größer ist als in dem Gebiet, aus dem die Pflanzen ursprünglich

kamen. Diese verwunderliche Erscheinung wird von den russischen Gartenbaugelehrten der besonderen Eigentümlichkeit zugeschrieben, mit der die Bienenart des Kaukasus den Honig aus den Blüten aussaugt.

Gemäß der Aufeinanderfolge der einzelnen Blütenklassen auf den Bergabhängen mit ihren verschiedenen Höhen ist der Jahresabschnitt, in dem Honig produziert wird, im Kaukasus weit länger als in jedem anderen Teil des Reiches. Auch ergibt sich ein beträchtlicher Unterschied in der Natur des Honigs selbst, der von den Blüten abhängt, von welchen er eingetragen wird. So wird der Honig vom Kirschlorbeer und der Azalie von mehreren Volksstämmen des Kaukasus mit Vorliebe zur Herstellung ihres Mets verwendet, der Sbitene genannt wird. Man stellt den Met her aus Honig, der mit gekochter Milch und Wasser gemischt und durch verschiedene würzige und aromatische Kräuter schmackhaft gemacht wird. Eine Lieblingsmetart, die von den Abchasen viel getrunken wird, wird aus einer Mischung von Honig und ungekochter Milch hergestellt. Man läßt die Milch zwei bis drei Tage stehen, bis sie sich in Quark und Molke verwandelt. Nachdem die Milch vom Quark geschieden worden ist, wird sie in derselben Weise in Gärung gesetzt, wie es bei dem allbekannten Kumys der Fall ist. Das Getränk ist in der Sommerhitze prächtig erfrischend und stärkend.

Noch mag ein anderer Zweck erwähnt werden, zu dem die Bienen von dem erfinderischen Geist der Bergbewohner des Kaukasus verwendet werden. Vor einigen Jahren wurde eine Bande von Räubern und Viehdieben, die lange vergeblich von den Behörden

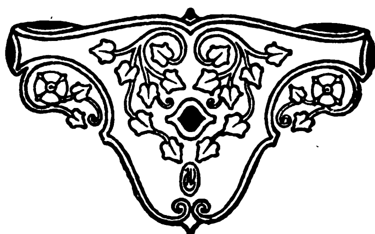


Dorfbienenstand mit verbesserten Bienenstöcken.

verfolgt worden war, von einer kleinen Kosaken-abteilung gezwungen, auf einer Felskuppe Zuflucht zu suchen. Sie wurden dort eingekreist und aufgefordert,

sich zu ergeben. Anstatt zu gehorchen, schleuderte der Anführer der Bande drei Bezdonkabienenstöcke, die er vor einiger Zeit dort aufgestellt hatte, und die stark mit wilden Bienen bevölkert waren, auf die Kosaken herab. Wenige Augenblicke später mußten die Kosaken, halb blind durch die Bienenstiche, fliehen, da die Bienen sie offenbar als den Feind betrachteten, der ihr Heim zerstört hatte.

Die Räuber aber vermochten sich durch diese List zu retten, die, wie ein alter Schriftsteller berichtet, mit dem gleichen Erfolg schon auf dem Schlachtfeld in den Tagen des Mithridates geübt wurde. Sie ist übrigens auch in dem langwierigen Feldzug gegen die russischen Truppen angewendet worden, den diese in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen Schamyl, den berühmten Tscherkessenfürsten, führten.





Mannigfaltiges.



Hermann Schönlein †. — Der in Stuttgart verstorbene frühere Verlagsbuchhändler Hermann Schönlein, in dessen Verlag unsere „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, die er 1876 ins Leben rief, bis zum Jahre 1888 erschien, war im wahren Sinne des Wortes ein „selbstgemachter Mann“, der sich von unten herauf emporgearbeitet hat und seine Erfolge allein seinem Fleiß, seiner Gewissenhaftigkeit und Begabung verdankte. Er wurde am 2. Dezember 1833 in Leipzig als Sohn eines Schuhmachermeisters geboren, erlernte den Buchhandel und kam als dreiundzwanzigjähriger junger Mann in den Hallbergerschen Verlag in Stuttgart, wo er sich bald eine angesehene Stellung errang. Im Jahre 1865 machte er sich selbständig und eröffnete einen eigenen Verlag, der von vornherein die Herstellung guter Unterhaltungsschriften für weite Volkskreise zum Ziele hatte.



Hermann Schönlein †.

Gleich der Beginn mit dem bekannten Familienjournal „Das Buch für Alle“ zeigte die glückliche Hand des Verlegers, denn die neue Zeitschrift eroberte sich schnell einen ausgedehnten und treuen Leserkreis, vergrößerte und verschönerte sich im Laufe der Jahre, dem fortschreitenden Zeitgeschmack Rechnung tragend, und gehört bis heute zu den beliebtesten und verbreitetsten deutschen Familienblättern. Ähnliche Erfolge wurden mit der 1871 begonnenen „Illustrierten Chronik der Zeit“ erzielt. Das „Illustrierte Unterhaltungsblatt“ (1873) und „Illustrierte Sonntagsblatt“ (1874), Verlagsunternehmungen, die als Unterhaltungsbeilagen für Tageszeitungen bestimmt sind, haben ebenfalls ihren Gründer überlebt. Im Jahre 1888 setzte sich Schönlein zur Ruhe und trat sein Geschäft an die Gebrüder Kröner käuflich ab, die es später mit der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ in Stuttgart vereinigten.

Der letzte Ausweg. — Im Kriege des Königs Karl VII. von Frankreich gegen die Engländer waren ums Jahr 1456 fast alle Häfen und Festungen des Landes in die Hände der Engländer gefallen. Karl befand sich gerade in Bourges und saß dort mit seinem Schatzmeister, dem Marquis v. Giac, beim Würfelspiel, als ein Offizier die Nachricht überbrachte, daß der Rest seines Heeres, das unter dem Kommando des Connetable von Frankreich stand, zum Feind übergegangen sei. Diese Nachricht würde jeden anderen Monarchen tief erschüttert haben, der leichtsinnige Karl aber lachte und sagte zu seinem Schatzmeister: „Giac, ist das nicht ein guter Witz?“

Giac antwortete: „Sire, das Unglück ist zugleich ein Glück für die Kasse, denn die Leute hatten Soldrückstände zu fordern, und der Schatz ist leer.“

In diesem Augenblick ward der Connetable, Graf v. Richmont, gemeldet, welcher kam, um mit seinem Schwert dem König den anvertrauten Dienst zurückzugeben, weil ihn der König vollständig im Stiche gelassen und ihm die versprochenen Löhnungsgelder nicht geschickt habe. Vier Monate lang habe er darauf vergeblich gewartet; die Truppen hätten sich schließlich geweigert, ohne Sold weiter zu dienen, und seien trotz seines Bittens und Flehens zum Feind übergegangen. Dieses Unglück

wäre aber nicht geschehen, wenn der König sein Wort gehalten und das versprochene Geld geschickt hätte.

Wütend sprang der König von seinem Stuhle auf und sagte: „Wie? Ich sollte das Geld nicht geschickt haben? Giac, wo ist das Geld hingekommen?“

„Sire,“ entgegnete dieser, „von den hunderttausend Talern mußte ich die Wette, die Eure Majestät gegen den Kavalier d'Ange verloren hatten, bezahlen, und den Rest der Summe mußte ich auf Ihren Befehl für die Pferde verwenden, die ich aus Burgund mitgebracht habe.“

„Das Geld ist also für Wetten und Pferde aufgegangen!“ rief der Connetable zornig. „Sie sind in der Tat ein vortrefflicher Schatzmeister!“

Auf Zureden des Königs behielt der Connetable seine Ämter, jedoch nur unter Bedingungen.

„Als Connetable von Frankreich,“ sprach er zum König, „habe ich in den Provinzen sowohl, die mir anvertraut sind, als in dem Umkreise der Stadt Bourges die höchste Gerichtsbarkeit zu üben. Gestatten Sie mir also, Sire, von meiner Gewalt Gebrauch zu machen, und erlauben Sie, daß mir derselbe Gehorsam wie Ihnen selbst geleistet werde.“

Der König, welcher für Giac fürchtete, zumal ihm bekannt war, daß der Connetable diesem feindlich gesinnt sei, sagte: „Es soll so sein, unter der ausdrücklichen Voraussetzung jedoch, daß Sie mir für die Sicherheit des Kopfes des Marquis v. Giac haften.“

„Ich stehe für sein Leben, Sire,“ antwortete der Connetable, worauf er sich sofort mit den Worten an den Marquis wandte: „Herr Marquis, Sie sind mein Gefangener!“

In jener Zeit war kein langwieriger Prozeß notwendig. So erschien denn auch schon an demselben Abend noch der Maire von Bourges mit zwei Schöffen im Gefängnisse des Marquis und las ihm das Urteil vor, welches dahin lautete, daß der Marquis v. Giac schuldig erkannt sei, auf unpassende und betrügerische Weise den königlichen Schatz verschleudert zu haben, daß er sich deshalb des Hochverrats schuldig gemacht und dafür durch das Schwert zum Tode gebracht werden solle. In Betracht

jedoch, daß es Seiner Majestät gefallen habe, dem Marquis sein Leben zu gewährleisten, solle der über ihn gefällte Spruch in eine Buße verwandelt werden, die darin zu bestehen habe, daß der Marquis v. Giac sich verbindlich mache, morgen vor Sonnenaufgang auf offenem Marktplatze von Bourges einen wegen Mordes verurteilten Verbrecher mit dem Schwerte hinzurichten.

Mit einem Wutschrei vernahm der Marquis diesen Spruch. Vergegenwärtigt man sich die Schmach, die im Mittelalter auf dem Henker haftete, die Verachtung, die ihm zu teil wurde, so kann man sich einen Begriff von der raffinierten Grausamkeit machen, welche in der über den Marquis verhängten Buße lag.

— — — — — — — — — — — — —

Am 4. Juni 1456 in der Morgenfrühe hatte sich die Bevölkerung von Bourges zahlreich auf dem Marktplatze eingestellt, wo eine Abteilung Soldaten einen Kreis bildete und ein Schafott bewachte, das sein Opfer erwartete. Es war bereits bekannt geworden, daß es sich diesmal um ein unerhörtes Beispiel der Rechtspflege handle, daß Marquis v. Giac, der vom Volke zwar nicht geliebt, aber doch stets mit einem gewissen Respekt angesehen worden war, als Buße für angeblich begangenen Hochverrat das Scharfrichteramt an einem Mörder vollziehen werde.

Durch einen von der Menge offen gelassenen Weg marschierte eine Abteilung Soldaten auf den verhängnisvollen Kreis zu; in ihrer Mitte bemerkte man einen Karren, auf dem der Nachrichter und neben ihm ein verstört aussehender Mann saß, welcher offenbar den Tod auf dem Schafott zu erleiden hatte. Nicht weit hinter dem Karren folgte ein Geistlicher in Begleitung eines Mannes, dessen Gesicht leichenblaß war, dessen Benehmen aber fest und stolz sich zeigte. Sein reich mit Gold verbrämtes Kleid, an welchem jedoch die Wappenverzierungen fehlten, machten seinen hohen Rang kenntlich. Es war der Marquis v. Giac.

Zu gleicher Zeit hatten sich fünf Mitglieder der richterlichen Behörde von Bourges von entgegengesetzter Seite her dem Schafott genähert und erwarteten, nachdem sie mehrere Papier-

rollen auf den Tisch niedergelegt, ernst und schweigend die Ankunft der Verurteilten.

Der Priester trat hart an den verurteilten Mörder heran, welcher die Todesstrafe erleiden sollte, betete eine kurze Zeit mit ihm und führte ihn dann zu dem verhängnisvollen Sitz. Hierauf schickte sich unter dem atemlosen Stillschweigen, welches allgemein herrschte, der älteste der Justizbeamten an, zuerst das Urteil gegen den Mörder und dann das Urteil gegen den Marquis v. Giac laut vorzulesen. Letzteres Urteil schloß mit den Worten: „Ich frage Sie, Artur Phöbus Karl Marquis v. Giac, ob Sie gewillt sind, mit Ihrer eigenen Unterschrift der königlichen Gnade sich zu begeben und das über Sie verhängte Todesurteil an sich vollstrecken zu lassen?“

„Nein!“ erwiderte der Marquis mit fester Stimme.

„Dann,“ fuhr der Justizbeamte fort, „haben Sie sich der Ihnen auferlegten Buße zu unterwerfen und das Nachrichteramt zu übernehmen.“

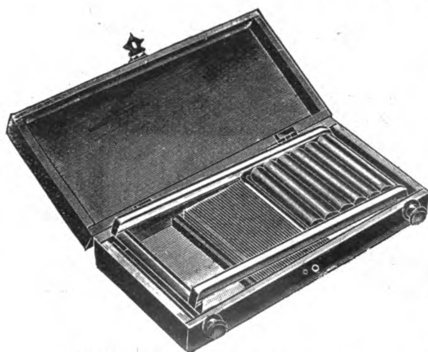
Mit diesen Worten gab der Beamte dem Nachrichter einen Wink, der unter seinem Mantel ein Schwert hervorzog, welches er dem Marquis v. Giac überreichte.

Nach einer kurzen Pause ergriff der Marquis, blaß wie der Tod, mit fester Hand das Schwert, nahm es in die Linke und — ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte — hieb sich die rechte Hand ab. Hierauf gab er das Schwert dem Nachrichter zurück und wandte sich, während das Blut aus seinem Arm sich ergoß, mit den Worten an die Gerichtsbeamten: „Sehen Sie, meine Herren, und sagen Sie dem Connetable, daß der Marquis v. Giac keine Hand hat, mit der er das Nachrichteramt versehen kann.“

Mehr vermochte er nicht zu sprechen; vom großen Blutverlust erschöpft, sank er ohnmächtig nieder. C. T.

Neue Erfindungen: I. Einfärbeapparat für Stempel. — Eine einfache, aber technisch wertvolle Erfindung, welche jüngst auf dem Gebiete der Stempelindustrie gemacht wurde, wird non der Firma Albert Walther in Dresden-A. 9 in den Handel gebracht. Die Erfindung betrifft einen kleinen Apparat in Größe eines Stempelfarbkissens zum

Einfärben von Handstempeln. Die innere Einrichtung des sauber gearbeiteten Apparates besteht aus einem kleinen Farbkissen, über welchem elastische Walzen, die in einen Schlitten gelagert sind, sich hin und her bewegen lassen, zum Zwecke, die Farbe vom Kissen zu entnehmen, um sie in richtiger Verteilung indirekt dem über die Walzen hin und her geführten Stempel zuzuführen. Durch diese Art Einfärbung werden nur die wirklichen Druckflächen der Stempel getroffen, wogegen bisher beim Aufpochen der Stempel auf das Farbkissen naturgemäß stets mehr Farbe in die Zwischenräume der Typen hineingezwängt wurde, als sich auf die wirkliche Druckfläche verteilte. Beim Gebrauche dieses Einfärbeapparates für Handstempel bleiben letztere fortan sauber und scharf, und selbst bildliche Stempel und schraffierte zarte Schriften werden vorzüglich eingefärbt und geben einen sonst nicht erreichbaren Abdruck. Ein weiterer technischer Vorteil ist, daß man die Walzen durch eine einfache Stellvorrichtung über das Farbkissen heben kann, wodurch auch der längste Stempel mit dem kleinen Apparat sauber eingefärbt wird.



Einfärbeapparat für Stempel.

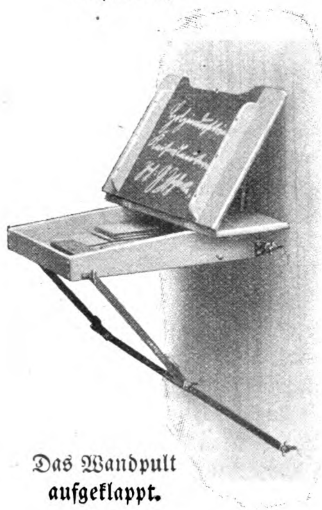
II. Zschockes Wandpult. — Die Erledigung schriftlicher Arbeiten, besonders die der Schularbeiten der Kinder, findet meist im Familienkreise am Eßtische statt, obgleich die Eltern wissen sollten, daß ein gerader und in dieser Richtung unbequemer Tisch für die Schreibarbeiten der Kinder absolut unbrauchbar ist. Für Erwachsene ist dies ebenso der Fall, deshalb werden in den kaufmännischen Geschäften, wie in den Kanzleien der Behörden

auch überall Tische mit schräger Fläche verwendet, um so ein bequemes Arbeiten zu ermöglichen. Weshalb findet nun die Verwendung eines solchen Tisches mit schräger Fläche nicht auch in der Familie statt? Es ist der Platzmangel in den meisten Wohnungen, welcher die Hausfrau verhindert,



Das Wandpult im Gebrauch.

eine derartige Schreibgelegenheit für die Kinder zu schaffen, und auch der Hausherr findet nicht immer Raum hierzu, da zum Beispiel ein nur einfenstriges Zimmer die Aufstellung eines bequemen Stehpultes verhindert. Wie unsere Abbildungen zeigen, hat hier die Firma G. Zschocke, Maschinenfabrik in Kaiserslautern, etwas sehr hübsches Neues geschaffen, denn Zschockes Wandpult kann an jeder Wand angebracht werden, die Pultplatte ist 36 × 37 Zentimeter groß, mit Bücherbrett 56 Zentimeter tief und dient aufgeklappt



Das Wandpult aufgeklappt.

als Schreibtafel. Die Pulte sind aus bestem Buchenholze gearbeitet, besitzen großen Bücherkasten, Federbehälter und Lesepult. Sie werden auch ohne Kasten und Federbehälter geliefert, so daß jedem Wunsche Rechnung getragen werden kann. Das Pult ist in einer Sekunde gebrauchsfähig und ebenso schnell wieder zusammengeklappt.

Ein finanzielles Genie. — Einer der reichsten Industriellen Londons, Mr. Charles T. Yerkes, ging als elfjähriger Junge an einem Auktionslokal vorbei. Er trat ein und sah sich das Getreibe ein wenig mit an. Dabei fiel sein Blick auf einen Haufen aufgestapelter Seifenkartons von derselben Marke, die er schon öfters für seine Mutter vom Drogisten an der nächsten Ecke hatte kaufen müssen. Ei, dachte er, da hier alles zu solchen Schleuderpreisen weggeht, werden diese Kartons Seife auch halb verschenkt werden. Damit könnte man ein gutes Stück Geld verdienen. Und unverzüglich lief er zu dem Drogisten, der ihn kannte, und erkundigte sich, wieviel er ihm für den Karton Seife der bewußten Sorte zahlen würde, und ob er ihm so viele Kartons abnehmen wolle, wie er ihm verschaffen könne.

Der Kaufmann hielt des Jungen Anfrage für einen Spaß, zeigte sich aber dem fleißigen Käufer gegenüber entgegenkommend und nannte nicht nur einen Preis, sondern versicherte ihm auch, er werde ihm abnehmen, soviel er auch von jener Seife bringe.

Ohne sich mit Erklärungen aufzuhalten, rannte der kleine Bursche jetzt nach Hause, zertrümmerte seine Sparbüchse und stürmte mit allem, was sie enthielt, nach dem Auktionslokal zurück. Zu seiner Freude war der Seifenvorrat noch nicht an die Reihe gekommen. Er stellte sich also auf und wartete. Als endlich der Auktionator den ersten Karton Seife vornahm, war unser kleiner Charles der erste, der ein Gebot dafür abgab. Die Umstehenden belustigte der jugendliche Schwärmer für Toilettenseife, sie lachten und überließen ihm das Feld. Für ein Lumpengeld erstand er also seinen Karton.

Nun aber versuchte der Auktionator, den ganzen Stapel auf einmal zu versteigern. Zu nicht geringer Verwunderung

der übrigen Kauflustigen war wiederum der kleine Knirps der erste Bieter. Lachend überbot ihn ein Mann um eine Kleinigkeit; als aber der Junge den Preis um einen weiteren Penny hinauftrieb, machte es den anderen solchen Spaß, daß sie nicht weiter mitboten. Der gesamte Vorrat wurde demgemäß für einen Spottpreis dem kleinen Bieter zugesprochen. „Wie heißt du?“ fragte der Schreiber, der jeden Käufer zu notieren hatte.

„Charles T. Yerkes junior,“ hieß es richtig, worüber alle Anwesenden in helles Gelächter ausbrachen.

Der kleine Finanzmann ließ sich das aber nicht anfechten. Kaltblütig holte er den Inhalt seiner Sparbüchse hervor, zahlte den Kaufpreis und belud sich mit der erstandenen Beute, die er sofort zu seinem Drogisten schleppte.

Der war nun nicht wenig erstaunt, als ihm sein Lieferant ganze zweiundzwanzig Kartons mit Seife auf den Ladentisch legte. „Wie in aller Welt bist du dazu gekommen?“ fragte er ihn.

„Ich habe den ganzen Posten auf einer Auktion gekauft.“

Halb geärgert, halb erheitert äußerte der Drogist: „Höre mal, Junge, das Geschäft hätte ich auch schließlich selber machen können!“

„Sie hätten es gekonnt. Aber ich hab's schon gemacht,“ lautete die treffende Antwort des gewitzten Jungen.

Der vorher ausgemachte Preis wurde ihm ohne Umstände ausgezahlt, und glückstrahlend lief der Elfjährige zu seiner Mutter, um ihr mitzuteilen, auf welch schlaue Weise er sein erstes Geschäft gemacht und den Inhalt seiner Sparbüchse verzehnfacht hatte. C. D.

Totgesagte. — Nicht vielen Sterblichen ist es vergönnt, zu lesen oder zu hören, wie nach ihrem Tode über sie geurteilt wird. Zuweilen ist das aber doch vorgekommen, wenn Leute irrtümlich totgesagt wurden, wie es zum Beispiel einem Vicomte Milton geschah, der bei der Jagd einen Todessturz erlitten haben sollte, in Wirklichkeit aber nur kurze Zeit bewußtlos gewesen war, und nun mit lebhaftem Vergnügen in den Zeitungen las, welche Teilnahme sein scheinbarer Tod erweckte, und wieviel seine Landsleute von ihm gehalten hatten.

Auch der Romanschriftsteller Robert Louis Stevenson wurde vor seinem Ableben schon totgesagt und mit ehrenden Nekrologen bedacht, die der etwas bissige Humorist sorgsam aufbewahrte und im engeren Freundeskreise mit entsprechenden Randglossen zum besten gab.

Manchmal aber haben die Totgesagten selbst das falsche Gerücht ausgesprengt, um den eigentümlichen Genuß haben zu können, Zeugen ihrer Totenklage zu sein. Das tat zu der Zeit, als es ihm noch in Deutschland recht schlecht ging, nichts ihm glücken wollte, weder Anstellung noch Anerkennung ihm blühte, Händel, der berühmte Komponist. „Es ist das einzige Mittel," sagte er sich, „um die Welt auf mich und mein Können aufmerksam zu machen; haben die Menschen aus meinen Nekrologen erfahren, was sie an mir hatten, haben sie genug bedauert, daß sie meinem Talent zur Zeit meines Erdenwallens so wenig gerecht geworden sind, so werden sie es dankbar aufnehmen, wenn meine Todesnachricht als verfrüht widerrufen wird, und werden ihr Unrecht an mir gutzumachen suchen." Und so ließ er durch einen Freund und Vertrauten die Nachricht von seinem Tode in die Zeitschriften bringen. Der Freund brachte ihm dann auch treulich alles, was darüber gedruckt wurde, in sein Versteck, und es wird erzählt, daß Händel Tränen vergossen habe, als er so viel rührende Teilnahme schwarz auf weiß zu lesen bekam. Das gefährliche Manöver verfehlte auch seinen praktischen Zweck nicht. Als der Totgesagte in einer Zeitschrift die Nachricht von seinem allzu frühen Heimgange für nicht zutreffend erklärte, beeilten sich seine nunmehrigen Verehrer, ihm ein besseres Leben zu bereiten. 1710 machte man ihn zum Hofkapellmeister in Hannover, 1712 berief man ihn zu noch größeren Ehren und Würden nach London, wo er bis an seinen Tod blieb.

Das nämliche gewagte Spiel trieb der große Staatsmann Lord Brougham. Als er 1834 durch einen Kabinettwechsel gezwungen wurde, seinen Posten als Lordkanzler niederzulegen, zog er sich in die Stille zurück. Hier ärgerte er sich über den Undank der Welt, und dabei kam ihm das wunderliche Gelüst, zu sehen, was die Zeitungen im Falle seines Todes über

ihn sagen würden. Er veranlaßte also die Nachricht von seinem plötzlich erfolgten Tode. Am 22. Oktober 1839 wollte er infolge eines Unfalls beim Ausfahren gestorben sein. Die Nachrufe, die danach in allen Zeitungen erschienen und seinen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, befriedigten ihn so, daß er von seiner Verbitterung kuriert wurde, und, gleichsam zur Bewahrheitung des Wortes, daß ein Totgesagter um so länger lebe, weilte er nach dieser Geschichte noch nahezu dreißig Jahre unter den Lebendigen. C. D.

Freie Kanarienvögel. — Es ist ein eigenartiges Schauspiel, Kanarienvögel auf Zaun und Strauch, Dachfirsten und Strohfeimen zu beobachten, und überall schmettern sie dem Vorübergehenden ihr fröhliches, fremdartiges und doch so allbekanntes Liedchen entgegen.

Fällt dieses schon im Sommer angenehm ins Ohr, so wird zu kalter Winterszeit dem munteren Vögelchen selbst vom stumpfen Alltagsmenschen die Anerkennung selten versagt. Wie mancher blieb schon stehen und lauschte, verwundert sich die kalten Ohren reibend — ja, der Kanarienvogel, der Allerweltsfreund und Stubengenosse, erfreut sich in voller Freiheit seines Daseins. Er mischt sich unter die anderen körnerfressenden Vögel auf dem Futterplatz des Hofgeflügels. An Wegrändern, auf Gemüsebeeten und auf Erdhaufen trifft man ihn mit seinesgleichen beim eifrigen Nahrungserwerb für die Nachkommenschaft.

Auf seinem Gute Sohland hat nämlich der Freiherr v. Prosch diese Einbürgerungsversuche mit Kanarienvögeln angestellt, und zwar mit dem Erfolge, daß diese jetzt zu den regelmäßigen Bewohnern der Gegend gehören. Er begann damit, die Vögel an freies Ein- und Ausfliegen zu gewöhnen. Zu diesen Versuchen wurden graugrüne Vögel gewählt, die als widerstandsfähiger gelten als die gelben, und denen die Gefiederfärbung einen besseren Schutz gewährt.

Man überläßt den Vögeln alles selbst, beschickt nur im Winter den Futtertisch reichlich. Bei bester Gesundheit treten die „freien“ Vögel in die Brutsaison ein und entsprechen ohne menschliches Eingreifen reichlich ihrem Lebenszweck. Schon

Ende April verlassen in der Regel die ersten Jungen die Nester, welche in Hecken, Spalieren, zwischen Bretterstößen und oft recht ungewöhnlichen Örtlichkeiten hänflingsartig gebaut sind. K. A. Sch.

Eine hartnäckige Sängerin. — Adelina Patti, die berühmte Sängerin, welche jetzt nach ihrer beendigten Künstlerlaufbahn auf ihrem Schloß bei Brecknock in England lebt, ist von jeher eine äußerst praktisch denkende und mehr als sparsame Dame gewesen. Ein Beispiel hierfür bietet ein Erlebnis, das die Sängerin auf einer ihrer Kunstreisen in Italien hatte.

Die Patti erhielt auf dieser Kunstreise laut Kontrakt von ihrem Impresario für jedes Auftreten 1000 Lire Honorar, das vor Beginn jeder Vorstellung der Sängerin ausgezahlt werden mußte. Eines Abends war Verdis Oper „Traviata" mit der Patti als Violetta angesetzt. Der Impresario übermittelte der Künstlerin im Laufe des Tages 800 Lire mit der Bitte, den Rest von 200 Lire nach der Vorstellung entgegenzunehmen. Jedoch der Impresario hatte nicht mit der praktischen Denkungsart der Künstlerin gerechnet, die auf diese Art jedenfalls schon öfters betrogen worden war, und ihm mitteilte: „Entweder ich erhalte die rückständige Summe vor Beginn der Vorstellung oder — ich singe heute abend auch nicht eine einzige Note!"

Der Impresario wußte, daß der Besuch der Vorstellung hauptsächlich der Patti gelten würde, und so übermittelte er der Sängerin eine Stunde nach Eröffnung der Abendkasse im Theater den Betrag von 160 Lire und bat die Künstlerin, die restlichen 40 Lire nach Schluß der Vorstellung in Empfang zu nehmen.

Madame Patti quittierte über die empfangenen 160 Lire, sagte aber dem Impresario folgendes: „Ich bin, wie Sie sehen, bereits in meinem Bühnenkostüm — bis auf die Schuhe." Dabei zeigte sie ihm ihre in der Tat nur bestrumpften Füßchen. „Einen Schuh ziehe ich jetzt nach Empfang der 160 Lire an. Der andere Schuh kommt jedoch nicht eher auf meinen Fuß, als bis mir die fehlenden 40 Lire ausgezahlt sind."

Das Publikum wurde bereits ungeduldig, man wartete auf

den Beginn der Vorstellung, jedoch die Patti blieb trotz aller Bitten des Impresarios auf ihrem Entschluß bestehen.

Endlich war es dem Impresario nach einer bangen Viertelstunde durch weiteren Billettverkauf möglich, die restlichen 40 Lire zu zahlen. Und nun zog die Künstlerin eiligst den zweiten Schuh auf das noch unbedeckte Füßchen, die Vorstellung nahm ihren Anfang, und die Patti entflammte in ihrer Rolle als Violetta die kunstbegeisterten Italiener durch ihre herrlichen Stimmmittel zu stürmischem Beifall. A. M.

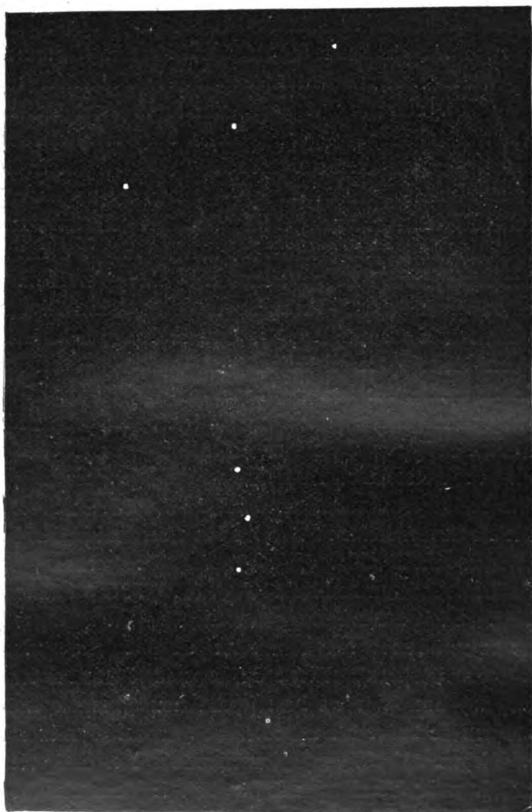
Warum ist der Himmel blau? — Die Frage nach dem Ursprung der Himmelsbläue hat die Forscher seit langem beschäftigt, und je nach dem Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis sind darauf sehr verschiedene Antworten gegeben worden. In dem einen Punkt hat indessen von vornherein Übereinstimmung geherrscht, nämlich darin, daß der Grund für die Blaufärbung in unserer Atmosphäre zu suchen sei.

Die Lufthülle, die den Erdkörper umgibt, ist nicht immer gleichmäßig durchsichtig. Ihre Durchsichtigkeit wird beeinträchtigt durch einen größeren Gehalt an Staubteilchen und durch die Mischung verschieden warmer und verschieden feuchter Luft, wodurch ein Teil der Luftmoleküle verdichtet wird. Die Staubteilchen nun wie die Luftmoleküle reflektieren das Sonnenlicht, das heißt, sie werfen es zurück. Die Höhe der Atmosphäre hat man, soweit sie eine lichtreflektierende Kraft besitzt, auf 60 bis 80 Kilometer berechnet. Diese Reflektierung der Lichtstrahlen ist es, welche unsere Augen blendet und damit die Sehschärfe vermindert.

So stehen selbstverständlich die Sterne nicht nur des Nachts, sondern auch am Tage an dem scheinbaren Himmelsgewölbe. Wir müßten sie daher bei unbedecktem Himmel eigentlich auch am Tage sehen. Die Lichtreflexion aber bringt es durch die aus ihr entspringende Blendung mit sich, daß sie für uns unsichtbar werden. Fällt die Blendung weg, so können wir auch am Tage die Sterne sehen. Das tritt beispielsweise ein, wenn man aus einem tiefen Schacht den Blick nach dem Himmel richtet.

Dieselbe Lichtreflexion bewirkt es aber auch im Verein mit der Trübung der Luft durch die in ihr schwebenden Staubteilchen, daß wir des Nachts nur einen kleinen Teil der

am Himmel stehenden Sterne sehen, obgleich die Reflexion des Sternlichtes bedeutend schwächer ist als die des Sonnen-



Der Gürtel des Orion, mit bloßem Auge gesehen.

lichtes. Wie stark die Schärfe unserer Augen dadurch beeinträchtigt wird, zeigt die Betrachtung eines Sternbildes mit bloßem Auge und die photographische Aufnahme mittels einer kräftigen Linse. So sehen wir, wie unsere Bilder zeigen, mit

unbewaffnetem Auge vom „Gürtel des Orion“ nur sieben Sterne, während die photographische Platte beweist, daß er von einer Unzahl von Sternen gebildet wird.



Der Gürtel des Orion nach einer photographischen Aufnahme.

Dieser Unterschied läßt ahnen, wie unendlich groß die Menge der Teilchen ist, die das Licht reflektieren. An diese Teilchen hat nun der englische Forscher Lord Rayleigh seine Erklärung

über die Entstehung der Himmelsbläue geknüpft. Seine Theorie findet gegenwärtig in der wissenschaftlichen Welt allgemeine Anerkennung. Wenn die Sonnenstrahlen, die sich bekanntlich in Wellenbewegung fortpflanzen, auf die kleinsten Teile treffen, die die Trübung der Atmosphäre bedingen, so werden diese Teilchen in Schwingungen versetzt und dadurch zu Ausgangspunkten neuer, von ihnen reflektierter Wellen. Nun besteht aber das weiße Sonnenlicht aus einer Mischung farbiger Strahlen, und diese farbigen Strahlen besitzen je nach der Farbe eine verschiedene Wellenlänge. Die mathematische Berechnung lehrt, daß das reflektierte Licht um so stärker wirkt, je kleiner seine Wellenlänge ist, oder, mit anderen Worten, daß das blaue Licht wegen seiner Kurzwelligkeit am stärksten reflektiert werden muß. In dem von den kleinsten Teilen reflektierten Licht ist das blaue vier- bis fünfmal stärker als das gelbe, das blaue sechs- bis siebenmal stärker als das rote, das violette sechs- bis achtmal stärker als das gelbe, das violette neun- bis zehnmal stärker als das rote. Daher muß die blaue Farbe überwiegen. Rayleigh hat weiterhin gezeigt, daß für diese Reflexion nur solche kleinste Teilchen in Betracht kommen, welche kleiner sind als die kleinste Wellenlänge, das heißt, kleiner als 0,00035 Millimeter. Als reflektierende Teilchen haben deshalb nicht nur staubförmige Körperchen, sondern auch die Luftmoleküle zu gelten. Th. S.

Ein kostbarer Halsschmuck. — Auf einem Balle in einem der vornehmsten Pariser Paläste erregte der Halsschmuck der russischen Gräfin B. wegen seiner Kostbarkeit allgemeines Aufsehen. Eine ihrer Freundinnen bemerkte, als man davon sprach: „Er hat aber auch einen seltenen Preis gekostet!“

„Und welchen Preis?“

„Vierzigtausend Rubel und vier Monate Gefängnis!“

Man drang nun in sie, sich über diese vier Monate Gefängnis näher zu erklären, und sie erzählte folgendes. Eines Morgens kam zu der Gräfin B. ihr Juwelier, als sie eben beschlossen hatte, in ihren Ausgaben größere Sparsamkeit eintreten zu lassen. Sie hielt sich für stark genug, jeder Versuchung zu widerstehen, und ließ trotz jenes Vorsatzes den Juwelier

vor sich kommen. Er legte ihr einen Halsschmuck von außerordentlicher Kostbarkeit vor. Sollte sie ihn kaufen? Er war schön, aber wie viel vergab sie sich dabei ihrem eben gefaßten Vorsatze gegenüber, wie hätte sie vor ihrem Spiegel erröten müssen! Und noch dazu besaß sie nicht einmal die vierzigtausend Rubel, welche der Schmuck kosten sollte. Um aus dieser schwierigen Lage zu kommen, bedurfte es eines jener heroischen und unerwarteten Entschlüsse, welche die Liebe zum Schönen allein einer Weltdame einflößen kann.

„Können Sie," sagte sie zum Juwelier, „mir diesen Schmuck aufheben? In vier Monaten werde ich den Preis dafür zahlen."

Der Juwelier ließ sich nicht lange bitten. Vier Monate sind bald vergangen, dachte er, und die Gräfin wird nichts abhandeln.

Kaum hatte der Juwelier seinen Schmuck wieder mit fortgenommen, als die junge Gräfin ihrem Haushofmeister klingelte.

„Ich verreise," sagte sie, „auf längere Zeit; verabschieden Sie meine Leute, verkaufen Sie meine Pferde, denn ich schließe das Haus."

In der Tat ging sie noch an demselben Abend in ein Kloster und entsagte der Welt — auf vier Monate. Nach Verlauf dieser Zeit trat die freiwillige Gefangene in die Welt zurück; sie hatte vierzigtausend Rubel erspart und besaß nun den schönsten Schmuck. C. T.

Treibende Wracke. — Von allen Tragödien des Meeres ist keine so ergreifend, so packend wie die des treibenden Wracks, des von der Mannschaft verlassenen beschädigten Schiffes. Ein tief im Wasser liegender Schiffsrumpf ist es, der sich in den meisten Fällen nur wenig über die Wellen erhebt. Jahrelang kann das hölzerne geborstene Schiff im Wasser treiben; die grünen Wellen brausen mit weißem Schaum über seinen moosbewachsenen Rumpf.

Diese Wracke bilden eine der größten Gefahren für die Schiffahrt. Lautlos und fast unsichtbar treibt das Wrack durch die Meere. Lichter und Schallsignale, Bojen und Zeichen künden dem Schiffer selbst bei Nebel die Nähe des Landes; Eisberge machen sich schon durch ihren geisterhaften Schimmer,

durch das Sinken der Temperatur lange vorher bemerkbar; Schiffe künden ihr Kommen durch mannigfache Signale. Das Wrack aber treibt leise in den hohen Wogen. Das erste Zeichen, das es gibt, ist ein Krachen und Splittern, ein Zittern und Beben des Schiffes, das mit ihm zusammenrennt.

Was könnte solch ein Wrack erzählen! Wie viel Kämpfe, Leiden, Heldenmut und Verzweiflung hat es erlebt! Wie lange hielten die Schiffer an ihrem geliebten Schiff fest! Erst in der letzten Stunde der Not haben sie es in dem Rettungsboot verlassen. Oder auch die Boote selbst waren vom Orkan, von den peitschenden Wellen zerschlagen, und die Mannschaft wurde über Bord gespült.

In den meisten Fällen sind es hölzerne Schiffe, die im Kampf mit den Elementen zu Wracken werden. Eiserne Schiffe brechen auf und sinken bald. Und ferner ist es meistens Holzladung, die das geborstene und verlassene Schiff nicht sinken läßt. Gerade Schiffe mit dieser Ladung werden nach dem Zusammenbruch lange Zeit noch als Wracke im Meere treiben. Und manche eigenartige Fahrt solcher Holzwracke ist aufgezeichnet. So hat der amerikanische Schoner „Alma Cummings“ im Atlantischen Ozean in 587 Tagen 5000 Seemeilen zurückgelegt. Im Januar 1895 verließ er mit einer Ladung Holz Port Royal, um nach Boston zu segeln. Im Februar geriet das Schiff bei Kap Henry in den fürchterlichen Orkan, der noch jetzt in der Erinnerung manches amerikanischen Schiffers ist. Die Masten und Boote wurden über Bord geschlagen; von dem Schwingen und Schleudern brach das steuerlose Schiff auf; es lief voll Wasser und neigte sich zur Seite. Allmählich sank das Schiff bis zur Wasseroberfläche und war bald mit einer zwei Fuß starken Eiskruste bedeckt. Unter unsagbaren Entbehrungen hielt sich die aus zehn Köpfen bestehende Mannschaft aufrecht. Drei erfroren jedoch am nächsten Tag, und am dritten Tag wurden weitere drei der kampfesmüden Menschen über Bord gespült. Am fünften Tage wurden die vier Überlebenden 100 Meilen von New Jersey von dem englischen Dampfer „Queensmore“ gerettet. Das Wrack trieb weiter und wurde im Laufe der Zeit von fünf Schiffen gesichtet.

Nach einigen Monaten berichtete ein Dampfer über das Wrack, das er in der Nähe des Äquators gesehen hatte. Man hörte lange Zeit nichts mehr von dem Wrack. Am 21. September 1896 wurde es jedoch wieder in der Nähe von Colon gesehen, eingeschleppt und abgebrochen.

Die Reise des Wracks des Schoners „Fannie F. Wolsten“ ist noch eigenartiger. Es trieb vier Jahre lang und legte in dieser Zeit 9115 Meilen zurück. Das Schiff wurde am 15. Oktober 1891 bei Kap Hatteras von der Mannschaft verlassen. Es trieb in den Golfstrom hinein und wurde bald darauf weiter nördlich gesichtet. Ein Orkan verschlug es jedoch wieder südlich, und es kam in die Sargassosee, wo es ungefähr zwei Jahre herumgetrieben sein muß, denn 850 Tage lang blieb es ungemeldet. Dann wurde es bei Florida nordwärts treibend gesichtet, und später wurde es wieder von einem Schiff zwei Meilen von New Jersey ab gesehen, wo es auseinanderbrach. Es war 1117 Tage unterwegs und ist während dieser Zeit 44mal gesichtet und gemeldet worden.

Es ist wohl bekannt, daß jede Schiffsstation und jedes Schiff verpflichtet ist, treibende Wracke der nautischen Heimatsbehörde zu melden. Auf diese Weise ist es möglich, den Weg der einzelnen treibenden zerstörten Schiffe genau festzustellen. Die Bark „Fred Taylor“ wurde im Februar 1896 verlassen; im August wurde sie dann auf dem Meere von dem Kapitän eines vorbeifahrenden Dampfers pflichtgemäß in Brand gesetzt. Das brennende Schiff wurde noch fünfmal, zum letzten Male am 10. September, gesichtet. Es hatte insgesamt über 1000 Meilen zurückgelegt. Am 1. Juni 1902 rannte der Schoner „Canaria“ auf das Kap Cod. Die Mannschaft wurde gerettet, das Schiff trieb ab. Drei Monate später wurde das Wrack bei den Neufundlandbänken gesichtet; es hatte über 400 Meilen zurückgelegt. Der „Ebenezer“, der am 10. November 1902 wrack wurde, erschien am 15. April 1903 bei den Azoren. Er hatte 2000 Meilen während 175 Tagen zurückgelegt.

Unzählige Dramen des Meeres, die durch ein Wrack verkündet werden, konnten bis auf den heutigen Tag noch nicht geklärt, noch nicht ergründet werden. Bekannt ist die Geschichte des eng-

lischen Walfängers „Resolute“, der im nördlichen Eismeer auf einem Eisberg strandete und dort einfror. Fünf Jahre lang trieb das Schiff auf dem Eisberg in den nordischen Meeren in Nacht und Eis herum. Noch weniger kennt man das geheimnisvolle Drama der „Marie Celeste“. Sie verließ im Jahre 1887 New York, um nach Europa zu segeln. Sie hatte außer dreizehn Matrosen den Kapitän, dessen Frau und Kind an Bord. Zwei Wochen später wurde sie im Atlantischen Ozean von einer britischen Bark gesichtet. Als man auf der „Marie Celeste“ kein menschliches Wesen gewahrte, fuhr man mit einem Boote zu ihr hinüber. Ein seltsamer Anblick bot sich den Kommenden dar: das Schiff war verlassen. Grabesstille überall. Alles war in Ordnung; die Boote waren vollzählig an Bord und hingen in den Davits. Die Ladung war unberührt. Die Segel waren gesetzt. Die Wäsche der Mannschaft hing auf Leinen. In der Kajüte stand eine Nähmaschine, auf der ein Kinderkleidchen lag. Ruder und Taue waren in Ordnung. Der Chronometer tickte; die Geldkassette stand gefüllt im Schrank. Das Schiffstagebuch war vollständig geführt bis auf achtundvierzig Stunden vor der Entdeckung; kein Sturm hatte gewütet; Seeräuber kamen bei dem tadellosen Zustand des Schiffes nicht in Frage. Trotz aller Bemühungen der amerikanischen Regierung wurde der Schleier dieser Tragödie niemals gelüftet.

Ein anderes Geheimnis ruht über der Brigg „Resolven“, die im August 1884 Neufundland verließ, um nach Labrador zu segeln. Drei Tage später wurde sie von dem englischen Kriegschiff „Mallard“ verlassen angetroffen. Ihre Segel waren gesetzt, die Seitenlichter brannten. Das ganze Schiff war in bester Ordnung. Das Kriegschiff schleppte die Brigg ein, aber vergeblich wartete man auf Nachricht von der aus elf Köpfen bestehenden Besatzung. Möglich ist, daß die Mannschaft des „Resolven“, als das Schiff vielleicht leicht an einen Eisberg rannte, im ersten Schrecken in ein Boot ging und in diesem dann umkam.

Im Kampfe gegen die Wracke haben die seefahrenden Staaten in den letzten Jahren manches unternommen. Bei den Seewarten, Seeämtern und nautischen Stationen werden,

wie oben schon erwähnt, alle Wracke genau überwacht und auf behördliche Veranlassung, wenn möglich, durch Kriegschiffe zerstört. Im letzten Berichtsjahre gingen den englischen Stationen insgesamt 1200 Nachrichten über Wracke zu, von denen selbstverständlich sich viele bei demselben Wrack wiederholen. Außerdem wurden 3000 andere, der Schiffahrt hinderliche Gegenstände, z. B. treibende Hölzer, Bojen u. s. w., gemeldet. Von Deutschland aus übernehmen die in Wilhelmshaven stationierten Fischereikreuzer in den meisten Fällen die Zerstörung; in England ist bei Kap Race eine Station eigens zu diesem Zwecke eingerichtet, und in den Vereinigten Staaten bildet Nantucket die Basis für alle „Kämpfe“ gegen Wracke. Nicht immer kann ein Kriegschiff mit wenigen glücklichen Schüssen das Hindernis aus dem Wege räumen. Im Jahre 1895 bekam der Kreuzer „Atlanta“ der Vereinigten Staaten Befehl, das Wrack des englischen Schoners „Golden Rod“, das bei New South Shoal trieb, zu zerstören. 37 Schüsse wurden abgegeben. Die meisten schlugen glatt durch, nur vier gelangten innerhalb des Wracks zur Explosion. Als das zerstörte Schiff noch immer nicht sank, wurde es von der „Atlanta“ gerammt. Der erste Stoß trennte den vorderen Teil des Schiffes ab; der zweite traf es in der Mitte; die Laderäume platzten, und die Ladung — leere Fässer — trieb in das Meer hinaus. Erst beim fünften Stoß war das Wrack hinreichend zerstört; aber der Kreuzer war so stark beschädigt, daß er ein Dock aufsuchen mußte. Vor vier Jahren traf der Kreuzer „Pensacola“ im Atlantischen Ozean ein Wrack. Man gedachte es mit Torpedoschüssen zu zerstören. Erst nachdem drei Schüsse große Stücke des Wracks abgerissen hatten, so daß die Holzladung auf weite Entfernungen hin auseinanderflog, konnte man das Werk als vollendet ansehen. Das durchnäßte feste Holz, die oft nur noch lose zusammenhängenden Planken sind schlechte Zielscheiben für die Geschosse. Nur besonders glückliche Schüsse können ein Wrack zerstören, und einen hallenden, letzten Abschluß bilden dieser Dramen des Meeres. H. Binder.

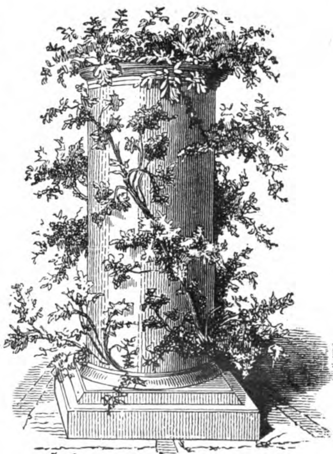
Jerome als Schuldenmacher. — Der spätere König Hieronymus von Westfalen war immer ein leichtlebiger Herr. Seine

lustige Art, Schulden zu machen, kennzeichnet folgende Anekdote. Jerome war bei seinem Oheim, dem Kardinal Fesch, eingeladen. Beim Aufbruch von der Tafel begaben sich die Gäste in die prachtvolle Galerie, in welcher der Kardinal einige der schönsten Meisterwerke der Kunst hatte zusammenstellen lassen. Jerome zog seinen Oheim in eine Fensternische und brachte sein Anliegen vor. Er brauchte notwendig fünfundzwanzig Louisdor. Des Kardinals sparsamer Sinn stand stille bei der bloßen Nennung einer solchen Summe, und er schlug seines leichtsinnigen Neffen Bitte rund ab. Hierüber wurde Jerome, dessen Genossen ihn vielleicht in diesem Augenblicke am Spieltische erwarteten, ärgerlich, richtete seine Blicke auf ein kostbares Porträt von van Dyck, welches gerade an der gegenüberliegenden Wand hing, zog seinen Degen und rief: „Sieh einmal da den alten Schelm! Er lacht über meine vereitelte Hoffnung — ich werde ihm die Augen ausstoßen!"

Um sich ein Gemälde zu erhalten, das viele Tausende von Talern wert war, zog Onkel Fesch seine Börse und zahlte. C. T.

Der Garten in der Küche. — Die letzten Blätter sind vom Baume herabgerieselt, und der erste Schneeschauer ist über das Land gegangen. Der Garten steht verlassen und öde da. Nur wenn die Hausfrau Petersilie verwenden will, geht sie noch einmal hinaus an die Gemüseecke, um einige Blättchen zu gewinnen. Wenn aber die Erde erst vollständig im Banne von Schnee und Eis liegt, dann hört auch das Petersilienernten ganz auf. Diesem Übelstande kann jede Hausfrau dadurch vorbeugen, daß sie sich einen Gemüsekasten für die Küche anlegt. Sie läßt sich einen etwa 15 Zentimeter breiten Kasten aus Holz anfertigen, der seiner Länge nach in das Küchenfenster paßt. Hinein wird gewöhnlich Gartenerde getan — und das Gartenland ist fertig. Nun zieht man im Garten Petersilienwürzelchen aus, pflanzt sie im Kasten ein und gibt ihnen die nötige Bewässerung. Bald werden die Blätter erscheinen, und man kann dann den ganzen Winter über ernten. Sehr malerisch und zugleich praktisch wirken die sogenannten „Petersiliensäulen", wie sie unsere Abbildung darstellt. Sie sind in den meisten Blumenläden erhältlich. Sie bestehen aus tönernen

Säulen, in welchen sich Löcher befinden. Die Säule wird mit Erde angefüllt, und in die Löcher, sowie in die Oberfläche der Säule werden die Petersilienwürzelchen eingepflanzt. Der Kasten kann auch in vier Abteilungen eingeteilt werden. In die zweite pflanzt man zehn bis zwanzig Zwiebeln des Schnittlauches, und man kann bei einigermaßen guter Pflege immer Schnittlauch ernten. In die dritte sät man krausblätterige Gartenkresse, deren Blättchen ähnlich wie Schnittlauch verwandt werden können. In der vierten steht Vogelmiere oder Pflücksalat als Futter für die Stubenvögel. —dt.



Petersiliensäule.

Natürliche Mumien. — Im Gegensatz zu den künstlichen Mumien, die durch besondere Zubereitung vor Verwesung geschützt und in ihrer allgemeinen Form erhalten werden, wie dies einst zumeist aus religiösen Gründen im alten Ägypten Brauch war, entstehen natürliche Mumien durch mancherlei äußere Umstände, die der Erhaltung der Leichen besonders günstig sind, ohne daß die Mumifikation dabei durch irgendwelche chemische Zubereitung erreicht wird.

So entstehen natürliche Mumien beim Liegen der Leichen in sehr porösem und trockenem Boden. Bekannt sind die sogenannten weißen Mumien der Wüste Sahara, die in der heißen, jeder Feuchtigkeit entbehrenden Luft vollkommen ausbleichen. Auch die Peruanische Wüste und die berüchtigte Sandebene, die Ljano Estaccado, sind der Mumienbildung günstig. Die alten Peruaner ließen ihre Toten in dem dürren, meist auch salpeterhaltigen Boden einfach austrocknen, und nur die Leichen

der Vornehmen und namentlich der Inkas, der Zugehörigen des Königsgeschlechts, balsamierten sie noch besonders ein. Ebenso konserviert auch ein kalter, trockener Luftzug die Körper, wie man dies besonders in dem bekannten „Bleikeller“ zu Bremen beobachten kann.

Außerdem aber gibt es auch in fast allen Gegenden Deutschlands Kirchhöfe, deren kochsalz-, salpeter- oder alaunhaltige Bodenbestandteile die Mumienbildung begünstigen. Eine eigentümliche Erscheinung, die bisher wissenschaftlich noch nicht aufgeklärt ist, hatte der Schreiber dieser Zeilen selbst zu beobachten Gelegenheit. In einer Untersuchungssache wegen angeblichen Giftmordes sollte in einem kleinen westpreußischen Dörfchen, das nicht weit von dem durch das alte, ehrwürdige Kloster berühmten Marktflecken Karthaus liegt, die Leiche einer Frau, die bereits zwei Jahre in der Erde gelegen hatte, ausgegraben und nachträglich seziert werden. Seltsamerweise entströmte dem noch recht gut erhaltenen Sarge beim Öffnen auch nicht der geringste unangenehme Geruch, und zum Erstaunen der Gerichtskommission fand man die Leiche vollkommen frisch vor. Nur die Wangen waren etwas eingefallen, und an der Nase zeigte sich eine leichte Schimmelschicht. Das Auffallendste an der in jener Gegend bisher niemals beobachteten Mumifikation war aber eine beginnende Verhärtung der Glieder, die nur als Anfänge einer Versteinerung gedeutet werden konnte und sich hauptsächlich an den Fingern, Zehen und Lippen bemerkbar machte. Die von dieser Verhärtung betroffenen Organe hatten ihre äußere Form ohne nennenswerte Einschrumpfung beibehalten, waren aber steinhart und von grauer, leicht glänzender Färbung. Bei der Sektion stellte es sich dann auch heraus, daß das Innere des Körpers ebenso gut erhalten war. Nirgends konnte auch nur eine Spur von Fäulnis entdeckt werden, und daher ließ sich auch in dem Mageninhalt das Vorhandensein von größeren Mengen von Arsenik mit Leichtigkeit feststellen.

Wahrscheinlich ist in diesem Falle die Mumifikation und beginnende Verhärtung der Gliedmaßen durch das reichliche Vorkommen von Kieselsäure in der Erde des Kirch-

hofs zu erklären, die eine Versteinerung der damit durchtränkten Körper erleichtert.

Daß eine künstliche Versteinerung von Leichen möglich ist, hat ja Brunnetti in Padua durch seine Versuche bewiesen, bei denen es ihm mit den Mitteln der fortgeschrittenen Chemie gelang, Mumien in einer so vollkommenen Frische und unter Beibehaltung der feinsten Einzelheiten der Körperformen zu schaffen, wie dies selbst den alten Ägyptern, die es in dieser Kunst wahrlich zu hoher Vollkommenheit gebracht hatten, nie geglückt ist. W. K.

Der versöhnte Nebenbuhler. — Iffland konnte es lange nicht dahin bringen, daß Schröder, der große Mime, ihm seinen Beifall zollte. Im Jahre 1785 trat Iffland in Hamburg als Gast auf; allein er war so befangen, und das Urteil Schröders, Iffland sei nur ein gewöhnlicher Schauspieler, wirkte so mächtig auf alle Mitglieder des Theaters und durch diese auf das Publikum, daß nur die wenigsten den Mut besaßen, das bedeutende Talent anzuerkennen.

Erst zwanzig Jahre später erschien Iffland wieder in Hamburg. Jetzt war er Generaldirektor des Berliner Hoftheaters und hatte, durch große Erfolge belehrt, die Schüchternheit abgelegt. Das Publikum schwelgte in Entzücken und Bewunderung. Schröder, der Iffland seinen Ruhm nicht verzeihen konnte, lebte damals zurückgezogen auf seinem Gute bei Hamburg und kam nur sehr selten nach der Stadt. So oft ihn jemand besuchte, hatte er die Frage in Bereitschaft, ob das Hamburger Publikum denn noch immer das Fieber habe.

Auf Iffland machte es einen höchst unangenehmen Eindruck, daß Schröder sich in keiner seiner Vorstellungen unter den Zuschauern blicken ließ. Einst soll er den Direktor mit komischer Bissigkeit gefragt haben: „Ei, sagen Sie mir doch, Lieber, kommt denn der Alte gar nicht herein von seinem Mist?“

Schröder hatte schließlich denn doch einmal Lust, den großen Iffland spielen zu sehen. Er wählte den Abend zum Besuche der Hamburger Bühne, an welchem Iffland in der Rolle des Pygmalion, die ihm seines Äußeren wegen weniger zusagte, auftrat. Trotz aller körperlichen Hindernisse siegte der große

Geist. Das Publikum rief ihn nach beendeter Darstellung jubelnd hervor. Auch Schröder, der alte Nebenbuhler, klatschte.

Da erschien Iffland, und mit einem jener Blicke, denen er so tiefe Bedeutung zu geben wußte, sprach er, nach Schröders Loge gewendet: „Wenn Sie heute so manches in meinem Spiele vermißten, so rechnen Sie das meiner Befangenheit zu, die sich in Gegenwart des größten Meisters meiner bemächtigen mußte.“

Von da an war Schröder gänzlich mit Iffland versöhnt. O. v. B.

Lieblingsgerüche verschiedener Tiere. — Gewerbsmäßige Hundediebe wissen sehr genau, wie das Wild, dem sie nachjagen, sich am leichtesten fangen läßt: sie spekulieren auf seinen Geruchsinn. Daß dieser beim Hunde besonders scharf ausgebildet ist, ist bekannt; nun aber machen diese Tiere einen sehr ausgesprochenen Unterschied zwischen den Gerüchen, die ihnen angenehm, und denen, die ihnen zuwider sind. Reibt man ihnen irgend einen Gegenstand an die Nase, der mit Alkohol befeuchtet ist, oder pafft man ihnen Tabaksdampf ins Gesicht, so geben sie ihren Abscheu aufs deutlichste zu erkennen. Anisöl dagegen lieben sie leidenschaftlich, und die Hundediebe, die aus der Beobachtung ihrer Beute ein Gewerbe machen, rechnen mit dieser Vorliebe. Sie tränken diesen oder jenen Teil ihrer Kleidung mit Anisöl und erreichen es damit, daß die Hunde groß und klein ihnen nachlaufen, wie die Hamelner Jugend dem berühmten Rattenfänger.

Katzen und die Raubtiere aus dem Katzengeschlecht sind gleichfalls Wohlgerüchen bestimmter Art sehr zugänglich. Ein paar Tropfen Essenz von einer Minzart, die man danach Katzenminze genannt hat, ist der Katze lieber als der beste Braten, und der Geruch von Baldrian gar macht solchen Eindruck auf sie, daß sie sich von solchen, die darauf ausgehen, mittels der geliebten Baldrianessenz mühelos locken läßt, wohin man will.

Im Hagenbeckschen Tierpark befand sich ein Löwe, der ganz toll hinter Lavendelwasser her war. Obschon er im allgemeinen ein böses, heimtückisches Tier war, wurde er die Zutraulichkeit

selbst, sobald man ihm ein mit Lavendel angefeuchtetes Taschentuch gab. Er schnaufte und schnurrte vor Vergnügen, schnüffelte immer wieder an dem Tuche und spielte damit so lange, bis er es schließlich zerzupfte. Wenn einer seiner Wärter in seinen Käfig gehen mußte, stimmte er das gefährliche Tier erst gemütlich, indem er ihm ein lavendelduftendes Tuch zusteckte.

Mit Bezug auf Tabaksqualm stimmen Katzen, Pferde und, soweit bekannt, alle Tiere mit den Hunden überein: sie hassen ihn. Nur das Kamel scheint davon eine Ausnahme zu machen. Als die britischen Truppen im Sudan gegen den Mahdi kämpften, war es ein Kriegskorrespondent, der zuerst diese interessante Beobachtung machte. Er erging sich eines Abends in der Umzäunung, worin die Kamele untergebracht waren, und rauchte eine Zigarre. Die Kamele schliefen bereits, eines aber folgte dem Raucher auf Schritt und Tritt, und als er sich verwundert umwandte und sich ihm gegenüberstellte, blieb es ebenfalls stehen. Nun bemerkte der Journalist, daß sein Verfolger dem Rauche seiner Zigarre nachlief. Mit hörbaren Atemzügen sog der riesige Bursche den Dampf ein, warf den Kopf hintenüber, riß das Maul auf und verdrehte die Augen, daß das Weiße in der hereinbrechenden Dunkelheit ordentlich leuchtete. Dabei grunzte er vor Behagen. Man hat späterhin dieselbe Wahrnehmung auch an anderen Kamelen gemacht.

Fische, die in Verwesung übergegangen sind, entwickeln ein stinkendes Öl, das für das kleine, aber überaus schädliche Raubtiergeschlecht der Wiesel, Iltisse, Hermeline, Marder u. s. w. ein höchst beliebtes Parfüm bildet. Schöpft man dies Öl von dem zersetzten Fisch ab und schmiert es um die Fallen, die man den Geflügelräubern stellt, so lockt es sie unwiderstehlich an, daß sie mit Wonne in den sicheren Tod gehen.

Einen ebenso schlechten Geschmack entwickelt der Fuchs und läßt sich dadurch ins Verderben stürzen. So schlau er sonst ist, und so mannhaft er dem appetitlichsten Kaninchen widersteht, will man ihn damit aus seinem Bau und in eine Schlinge locken — wirft man ihm eine tote Katze hin, so vergißt er all seine Vorsicht, kommt aus seinem sicheren Versteck hervor, stürzt sich auf den „lieblich duftenden“ Kadaver, rollt sich mit ihm auf dem

Boden umher, um desto mehr davon riechen zu können, und fällt so ohne jeden Widerstand dem lauernden Jäger zum Opfer. C. D.

Lange Verteidigungsreden. — Als im Jahre 1815 dem französischen General Travl der Prozeß gemacht wurde, sprachen seine Verteidiger vor dem obersten Kriegsrat in Rennes fünf Tage und fünf Nächte hintereinander. Wenn nämlich das Urteil eines Kriegsgerichts durch den obersten Kriegsrat bestätigt war, so wurde es sofort vollstreckt. Nun war der General zum Tode verurteilt worden, und es handelte sich für die Verteidiger darum, seiner Gemahlin die Zeit zur Reise nach Paris zu verschaffen, wo sie die königliche Gnade anflehen wollte. Die Advokaten lösten einander von drei zu drei Stunden ab; zuletzt begann Doktor Bernhard, der Hauptverteidiger, später Rat am Kassationshofe, das berühmte Werk von Lally-Tollendal über den Prozeß seines Vaters zu verlesen, denn er selbst wußte nicht mehr, was er sagen sollte.

„Aber wo wollen Sie denn nur damit hinaus?“ fragte ihn der Präsident.

„Warten Sie nur, Herr Präsident,“ antwortete er, „das werden Sie sehen, wenn ich fertig bin.“

Aber er wurde nie fertig. Es kam zuletzt so weit, daß die Richter sich bei den Verteidigern einige Stunden Ruhe ausbaten, und so erreichten diese ihren Zweck vollkommen, denn sie erlaubten dem Kriegsrat nicht eher das Urteil zu bestätigen, als bis die Begnadigung des Königs eingetroffen war. C. T.

Prinz Ruprecht von Bayern und sein ältester Sohn. — Prinz Ruprecht von Bayern wird einstmals berufen sein, den bayrischen Thron zu besteigen. Der geisteskranke König Otto ist bekanntlich unverheiratet, der Prinzregent Luitpold ist über siebenundachtzig Jahre alt, und Prinz Ludwig, der Vater des Prinzen Ruprecht, steht ebenfalls schon im vierundsechzigsten Lebensjahr. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hat Prinz Ruprecht auf sich gelenkt durch seine Einwirkung auf die Umgestaltung des Präsidiums des Flottenvereins. Geboren wurde er am 18. Mai 1869 in München. Er ist der älteste Sohn des Prinzen Ludwig und dessen Gemahlin, der Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-

Este. Nach dem Besuch des Gymnasiums und einer sorgfältigen militärischen Ausbildung trat er 1886 als Leutnant in das



Prinz Ruprecht und Prinz Luitpold.

Infanterieleibregiment ein und ging dann zum 3. Feldartillerieregiment über. Dem Studium an den Universitäten München

und Berlin, sowie der Absolvierung der Kriegsakademie folgte 1891 die Ernennung zum Oberleutnant im 1. Schweren Reiterregiment. In den nächsten Jahren diente er wieder im Infanterieleibregiment, in dem er bis zum Major aufrückte; er wurde dann 1899 zum Obersten des 2. Infanterieregiments ernannt. Nachdem er eine Reise um die Welt unternommen hatte, wurde er 1903 zum Generalleutnant befördert. Drei Jahre später rückte er zum General der Infanterie und zum kommandierenden General des 1. Armeekorps auf. Allgemein rühmt man dem Prinzen Pflichteifer, Schaffensfreude und hervorragende militärische Sachkenntnis nach. Seit dem 10. Juli 1900 ist er mit der Prinzessin Marie Gabriele, einer Tochter des Herzogs Karl Theodor in Bayern, vermählt. Aus dieser Ehe sind drei Kinder hervorgegangen: Prinz Luitpold, der am 8. Mai 1901 zu Bamberg geboren wurde — unser Bild zeigt den hübschen Knaben auf den Knieen seines Vaters — Prinz Albrecht, der am 3. Mai 1905 in München das Licht der Welt erblickte, und ein Mädchen, das im Jahre 1903 starb. Th. S.

Der wahre Grund der Niederlage bei Hochkirch. — Der Überfall bei Hochkirch am 14. Oktober 1758 ist eines der für Preußen traurigsten Ereignisse im ganzen Siebenjährigen Kriege. Einer zeitgenössischen Chronik entnehmen wir die besonderen Umstände, durch die Friedrich der Große in der schlechten Stellung bei Hochkirch festgehalten worden sein soll, in welcher ihm der österreichische Feldmarschall Daun einen so empfindlichen Verlust beibrachte.

König Friedrich hatte einen österreichischen Stabsoffizier, namens Schollner, für sich gewonnen, durch den er alles Wichtige in der österreichischen Armee schnellstens erfuhr. Die Berichte wurden der Abrede gemäß in einem Korbe mit Eiern übermittelt, von denen ein ausgeblasenes das betreffende Schreiben enthielt. Da fügte es einst der Zufall, daß Daun bei einem Spazierritte den Eierträger antraf, ihm die Eier abnahm und auf diese Weise der Spionage auf den Grund kam. Daun aber nutzte nunmehr seine Mitwissenschaft aus, um den König in Sicherheit zu wiegen. Er schenkte dem verräterischen Offizier

das Leben unter der Bedingung, daß er den König durch Nachrichten, die er ihm in die Feder diktieren würde, hinterginge.

Auf diese Weise wiegte er Friedrich in Sorglosigkeit ein, die ihn den Kern seines tapferen Heeres kosten sollte. —f.

Erfindungen zu verbrecherischen Zwecken. — Die Entdeckung des neuen Stoffes, der unter dem Namen „Thermit“ bekannt wurde, hat sowohl in manchen Zweigen der Wissenschaft, wie namentlich in der Mechanik einen solchen Umschwung hervorgebracht, daß der amerikanische „Stahlkönig“ Drayton den Ausspruch tun konnte: „Wenn erst Thermit allgemein im Gebrauch ist, wird man Kriegs-, Panzer- und Linienschiffe für den dritten Teil ihres jetzigen Preises bauen können.“ Der Entdecker dieses wichtigen Stoffes aber war ein ganz gemeiner und höchst gemeingefährlicher Bankräuber, der seine neue Errungenschaft lediglich für seine verbrecherischen Zwecke auszubeuten beabsichtigte.

Der Mann war ein Deutscher, namens Fritz v. Schmidt, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der leider früh in schlechte Gesellschaft und auf Irrwege geriet. Mit einem ebenso skrupellosen Genossen verbunden, brachte er es fertig, in den ersten drei Monaten des Jahres 1898 gegen 40,000 Mark aus den feuer- und diebessicheren Gewölben Pariser, Londoner und Berliner Banken gewaltsam an sich zu bringen, indem er einen ganz einfachen Brennapparat statt mit Spiritus mit seinem soeben entdeckten Thermit anfüllte und damit so ungeheure Hitze erzielte, daß aus der eisernen Eingangstür in das betreffende Gewölbe ein Stück fortschmolz, durch das er und sein Helfershelfer hindurchkriechen konnten, ebenso aus der Tür des Kassenschrankes ein zweites Stück, groß genug, um die Hände hineinstecken zu können, worauf die Diebe herausholten, was sie kriegen konnten. Und dieses Vorgehen verursachte nicht das mindeste Geräusch, erforderte auch sonst keinerlei Werkzeuge, so daß die Verbrecher in allen Fällen unentdeckt davonkamen.

Daß Fritz v. Schmidt dennoch den Lohn für seine Taten empfing, verdankte er seiner allzu großen Keckheit. Er war tollkühn genug, seine Entdeckung patentieren lassen zu wollen,

und erbot sich, dem Patentvermittler, an den er sich in Berlin deshalb wendete, vorzumachen, wie er mit seinem Thermitapparat die Wand seines Geldschrankes durchschmelzen könne. Das rief diesem die geheimnisvollen Bankräubereien nach dieser Methode ins Gedächtnis zurück, er ließ heimlich einen Kriminalbeamten holen, und der verbrecherische Erfinder wurde ins Gefängnis abgeführt. Sein Thermit aber hat noch eine große Zukunft vor sich.

Auch Italien stellte einen Vertreter dieser erfindungsreichen Verbrecherzunft, der es verdient, hier erwähnt zu werden. Er nannte sich Gagliona und hatte sich nebst einigen Verbündeten den lohnenden Beruf erwählt, die italienischen Museen, Kirchen, Klöster und Schlösser nach und nach all der köstlichen alten Marmorbildwerke zu berauben, für die amerikanische Krösusse fortwährend Unsummen bieten, ohne sie zu bekommen, denn es ist nach dem italienischen Gesetz verboten, diese Kunstschätze nach dem Auslande zu veräußern.

Nun sagte sich Gagliona, daß, wenn auch nur eines dieser Kunstwerke verschwände, die übrigen allesamt mit doppelter und dreifacher Vorsicht gehütet werden würden. Er und seine Genossen machten es sich also zur Regel, keine Statue einfach zu entführen, sondern sie vielmehr gegen eine geschickt verfertigte Nachahmung einzutauschen. Zu dem Ende erfand Gagliona eine billige Komposition, aus der die Nachbildungen angefertigt wurden, und diese Masse gelang ihm so vortrefflich, daß kein Mensch aufs bloße Ansehen hin sie von wirklichem Marmor unterscheiden konnte. Auch auf die Abgüsse verwendete die Bande solchen Fleiß, daß sie volle sechs Monate hindurch ihr böses Treiben fortsetzen und alle möglichen Kunstsammlungen plündern konnte, ohne Verdacht zu erwecken. Dann freilich brach der Krug, und die Missetäter wanderten hinter Schloß und Riegel. Gaglionas unübertrefflicher „künstlicher Marmor“ aber verblieb der Welt und wird gewerblich viel verwendet.

Zu der internationalen Gesellschaft erfinderischer Verbrecher stellt England die größte Anzahl. Der nutzenbringendste unter ihnen war Artur Johnston, der Erfinder des Taucherhelmes

und der Taucherpumpe. Den Antrieb zu dieser Erfindung aber gab ihm nicht das Verlangen, der Menschheit einen unvergänglichen Dienst zu erzeigen, sondern nur das, eine von Londons reichsten Banken zu berauben. Er hatte entdeckt, daß ein Wasserlauf sich gerade unter dem Kassenraum der Bank dahinzog. Das kleine Flußbett war zu einem selten gebrauchten Abflußkanal der Londoner Straßenkanalisation benützt und ummauert worden, und Johnston nahm sich vor, allnächtlich von diesem unkontrollierbaren Tunnel aus mit Bohrer, Hammer und Meißel an einem Zugang zu dem Ziele seiner Sehnsucht, dem Kassengewölbe jener Bank, zu arbeiten. Er hatte, um in den Tunnel zu gelangen, ein Nachbarhaus gemietet. Um aber nicht bei plötzlich eintretendem hohen Wasserstande ertränkt zu werden, erfand er eben den erwähnten Taucherhelm nebst Pumpe und arbeitete darin unverdrossen so lange an seinem Bohrloch, bis er eines Tages doch überrascht und eingesteckt wurde. Seine Erfindungen ermöglichen es jetzt den Männern der Wissenschaft, das Meer in bedeutender Tiefe zu erforschen, sogar unterseeische Höhlen zu untersuchen und unter Wasser scharfe Drehungen zu beschreiben, Ecken zu umschreiten und so weiter, alles Dinge, die bis dahin nicht auszuführen waren.

Gleichfalls ein Engländer war es, der die ganz vorzügliche Münzenprägemaschine erfand, deren sich jetzt die deutsche, französische und italienische Münze bedienen. Henry Harvey erfand sie aber in der Absicht, die Produkte ihrer Tätigkeit in seine eigene Tasche wandern zu lassen, und einige Jahre führte er diese Absicht mit bestem Erfolge aus. Die von ihm geprägten und in Manchester verausgabten Goldstücke übertrafen jedoch die echten dermaßen an Schärfe und Schönheit der Ausführung, daß es einem Münzsammler in Manchester auffiel. Er reichte einige der neuen „Sovereigns" bei der Bank von England ein und fragte an, warum sie, wenn es doch in ihrer Macht liege, nicht immer so tadellos schöne Exemplare präge. Das brachte die Fälschung an den Tag, und bald darauf, im Jahre 1896, gelang es der mit Untersuchung der Sache betrauten Londoner Polizei, den allzu geschickten Falschmünzer

aufzuspüren und ihm das Handwerk zu legen. Seine Prägemaschine kam aber nun zur verdienten staatlichen Anerkennung; nur hatte er keinen Vorteil mehr davon. —

Zum Schluß sei noch der Erfinder des „pneumatischen Armes“ aufgezählt, ein Mann namens Gladstone, der sich als Diebesspezialität das Berauben der Omnibuspassagiere Londons erkoren hatte. Er tat weiter nichts, als tagaus, tagein Omnibus zu fahren, und leerte dabei alle Taschen seiner Nachbarn. Er konnte durchaus nicht in Verdacht kommen, denn seine beiden Arme lagen offensichtlich auf seinen Knieen. Daß der rechte ein schön modellierter, mit Luft gefüllter Gummiarm war, unter dessen Schutz er mit seinem natürlichen Arme die Plünderungen ausführte, konnte niemand ahnen. Nachdem er in dieser Weise über 200,000 Mark teils an Wertsachen, teils an barem Gelde zusammengestohlen und auf der Bank deponiert hatte, außer dem, was er für seinen Lebensunterhalt brauchte, ereilte auch ihn das Geschick. „Gladstones pneumatischer Arm“ aber spielt seitdem bei allen Hexenmeistern und Taschenspielern eine sehr bedeutende Rolle. Haben sie ihn an der Schulter befestigt und aufgeblasen, so vertritt er dem Publikum gegenüber mit Eleganz die Stelle des echten Armes, der unterdes, vom Rock verborgen, die Tauben, Kaninchen, Hüte, Bandrollen und anderes mehr in Bereitschaft hält, mit deren Hervorzaubern der Tausendkünstler seine Zuschauer in sprachloses Staunen versetzt. C. D.

Teure Rezepte. — Das nette Sümmchen von etwa 92,000 Mark wurde unlängst bei einer Auktion in London für ein Pillenrezept bezahlt. Freilich hatte diese besondere Pille ihren Erfinder und früheren Fabrikanten zum Millionär gemacht. Verschiedene andere patentierte Arzneirezepte haben die glücklichen Besitzer für noch erheblich größere Summen verkaufen können. Auch eine jener in England und Amerika so beliebten scharf gewürzten kalten Soßen brachte dem Fabrikanten, der schon Millionen damit erworben hatte, durch den Verkauf des Rezeptes noch etwa 140,000 Mark ein. Er selbst hatte das Rezept ursprünglich von einem armen indischen Händler für wenige Rupien erstanden.

Für die sogenannte Brandenburger Methode des Schinkenpökelns zahlte eine englische Räucherfirma 100,000 Mark. Die gleiche Summe gab ein französischer Branntweinfabrikant für das Originalrezept zum Absinthdestillieren. Sein erster Erfinder hatte es einst um 400 Mark veräußert. Auf einen Wert von 4 Millionen Mark schätzt das Oxforder Preßsyndikat die „Formel", nach welcher es das dünne, zähe Papier zum Druck seiner Bibeln herstellt. Wahrscheinlich noch wertvoller wird das Fabrikationsgeheimnis des britischen Banknotenpapiers sein, woraus dessen Erfinder und Eigentümer schon viele Jahrzehnte bedeutendes Kapital schlagen.

Das leuchtende Scharlachtuch der Kardinalsroben liefert seit Generationen dieselbe Fabrikantenfirma in Burtscheid bei Aachen. Vom Vater auf den Sohn vererbte sich das bisher ausschließliches Geheimnis der Familie gebliebene Rezept, das dieser wohl kaum um ein Vermögen feil sein dürfte.

Die höchste Summe aber, für die je ein Rezeptgeheimnis den Besitzer wechselte, ist an die Mönche der „großen Kartause" entrichtet worden, als sie vor etwa vier Jahren Frankreich verlassen mußten. Sechs Millionen Mark wurden den Ausgewiesenen für ein Büchlein von hundert Seiten gezahlt, das allein die Herstellung der weltberühmten Liköre, gelber und grüner Chartreuse, ermöglicht. Im Verlaufe der Jahrhunderte haben die Mönche immer neue Ingredienzien und Zusammenstellungen entdeckt und verzeichnet, so daß schließlich das ehemals auf einen Streifen Pergament niedergeschriebene Rezept zu einem ganzen Bande mit 137 Aufzeichnungen angewachsen ist, von denen jede einzelne großen Wert hat. O. v. B.

Die Kofferschlacht. — Georges Clémenceau, der gegenwärtige Ministerpräsident der französischen Republik, liebt es sehr, seinem lieben Nächsten gelegentlich einen Schabernack zu spielen. Damals, als sich unser Geschichtchen zutrug, war er noch Senator und bestieg mit einem Kollegen von der Deputiertenkammer, dem nachherigen Ackerbauminister Jean Dupuis, ein Abteil zweiter Klasse des Lyoner Zuges. Die beiden Herren setzten sich ans Fenster, und Dupuis, welcher einen ziemlich um-

fangreichen Handkoffer mitgebracht hatte, stellte diesen neben seinem Freund auf das Polster.

Nach einer Weile kam der Schaffner. Den Koffer bemerkend, wandte er sich an Clémenceau mit der Bitte, er möchte ihn wegnehmen.

Clémenceau gab seinem Gefährten verstohlen einen Fußtritt, und den Schaffner von oben bis unten musternd, sagte er ruhig und ernst: „Nein, mein Lieber, den Koffer nehme ich nicht weg."

„Aber, mein Herr, das Reglement —"

„Geht mich nichts an. Den Koffer lasse ich jedenfalls da, wo er ist."

„Ich verlange, daß Sie den Koffer sofort wegnehmen!" schrie der Schaffner empört.

„Und ich verlange, daß Sie mich in Ruhe lassen," erwiderte Clémenceau ruhig wie zuvor.

„Dann werde ich den Zugführer herbeiholen!" drohte der Schaffner.

„Holen Sie ihn, aber lassen Sie mich gefälligst in Ruhe," erwiderte Clémenceau kühl bis ans Herz hinan.

Zwei Minuten später stand der Schaffner mit dem Zugführer wieder da.

„Wollen Sie sofort den Koffer wegnehmen!" brüllte der letztere den Senator an.

Dieser beharrte nach wie vor darauf, daß ihm das nicht einfalle.

„Dann steigen Sie sofort aus!" befahl der Zugsgewaltige.

„Das werde ich nicht tun, denn ich bin im Besitz einer bezahlten Fahrkarte."

„Dann hole ich den Bahnhofvorstand!" schrie krebsrot der Zugführer.

Clémenceau empfahl ihm, auch gleich den Unterstaatssekretär der Eisenbahnen und den Verkehrsminister mitzubringen.

Bald darauf waren Schaffner, Zugführer und Bahnhofvorstand um den widerspenstigen Reisenden versammelt.

„Wollen Sie jetzt endlich den Koffer herunternehmen?" fragte der neue Ankömmling mit erregter Stimme.

Clémenceau versicherte nochmals, daß ihm nichts ferner liege.

———

„Ja warum denn nur nicht?" schrie der Vorstand empört.

„Warum? Nun, weil der Koffer nicht mir gehört," antwortete Clémenceau gelassen.

„Ja wem denn?"

„Ich glaube dem Herrn da," meinte Clémenceau auf Dupuis deutend.

„Mein Herr," schrie der Vorstand wutentbrannt den Deputierten an, „wollen Sie jetzt den Koffer wegräumen?"

„Aber mit dem größten Vergnügen," lächelte verbindlich der Angeredete, und flugs verschwand der Koffer im Gepäcknetz.

„Aber ich bitte Sie, warum haben Sie denn den Koffer nicht sofort weggeräumt, warum sagten Sie nicht, daß er Ihnen gehöre?"

„Ja, sehen Sie, meine Herren, es hat mich ja kein Mensch danach gefragt."

Die drei gefoppten Beamten trollten sich und die beiden Volksvertreter lachten. C. A. L.

Ein eigenartiges Hausgerät, das in früheren Jahrhunderten auf keiner Burg und in keinem Schlosse fehlen durfte, war der sogenannte „Hochzeitsschrank". Ein Meisterstück der Tischlerkunst, wies das weitausladende Möbel äußerlich prächtige Schnitzereien auf und zeigte im Inneren drei übereinanderliegende Gefache. Dieser Schrank, der sich neben der „Hochzeitstruhe" zumeist im Gemach der Burgherrin befand, enthielt im oberen Fach die Schmuckstücke derselben, das heißt die Armbänder, Ringe und Gürtelspangen, sowie sonstige Kostbarkeiten, die ihr der Gatte als Morgengabe überreicht hatte; auch ein goldenes Kettchen, das zur Befestigung des Falken auf der Hand der Burgherrin diente, wenn diese zur Jagd ritt, fehlte nicht. Das zweite und dritte Fach stand dem Burgherrn zur Verfügung. In ihm bewahrte er seine Rüstung sowie das Schwert auf, mit welchem ihn sein Vater einst zuerst umgürtet hatte. Auch seine Sporen, seinen Ring, sowie sein Wappensiegel fanden in diesem Schrank Unterkunft, der gleichzeitig die Einigkeit zwischen den Ehegatten symbolisieren und die Hausfrau an die Tapferkeit und die ritterlichen Tugenden ihres Gatten erinnern sollte. O. L.

Ein König als Dienstmann. — König Alfonso XIII. von Spanien ist ein großer Liebhaber von Ölgemälden. Von einem französischen Maler hatte er ihrer zwei gekauft und war dabei mit dem Künstler persönlich bekannt geworden. Er erzeigte ihm darauf die Ehre, ihn in seinem Atelier aufzusuchen, das in einem alten, unscheinbaren Hause des Quartier latin im vierten Stocke lag. Der Portier, der ihn zurecht wies, hatte nicht die leiseste Ahnung, wer der jugendliche Besucher des Malers war, dachte daher: wenn der brave Jüngling doch die vier Treppen hinaufklettert, kann er auch unsereinem einen Gang ersparen.

Der König hatte gerade den ersten Treppenabsatz erreicht, als es aus der Portierloge hinter ihm her scholl: „Sie, junger Herr! Sie könnten mir wohl einen Gefallen tun!"

„Warum nicht?" gab Alfonso zurück und blieb stehen.

„Nehmen Sie doch dies Bündel Wäsche mit hinauf zu Ihrem Freunde und sagen Sie ihm, die Waschfrau habe es heute früh für ihn abgegeben. Ich habe nämlich keine Zeit, und die Trinkgelder sitzen bei dem Maler da oben gar zu fest."

Damit warf er ihm ein umfangreiches Paket zu, das in ein weißes Betttuch eingeschnürt war.

Der König fing es auf und trug es die enge, steile, dunkle Treppe hinauf. Lachend legte er's oben im Atelier ab und bestellte dem Künstler, was der Portier ihm aufgetragen hatte.

„Aber, Majestät," rief der nicht wenig verlegene Künstler, „wie konnten Sie das auf sich nehmen!"

„Nun, ich wollte doch die Probe darauf machen, ob die Trinkgelder wirklich so fest bei Ihnen sitzen. Betrachten Sie mich also als Dienstmann, seien Sie aber nobel, damit ich nachher Ihren Portier berichtigen kann."

Lachend streckte er die Hand aus, und lachend zog der Künstler seinen Geldbeutel.

Triumphierend zeigte beim Verlassen des Hauses der König dem Portier ein blankes Frankenstück, das er sich als Dienstmann verdient hatte. C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 917 N